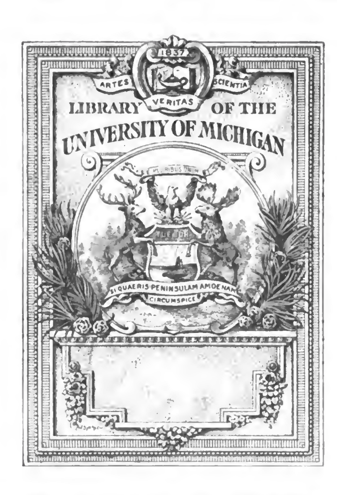
# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

# Bibliothek
der
# Unterhaltung
und des
# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

Jahrgang 1887.

**Zwölfter Band.**

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

# Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

# Die Tochter des Fälschers.

## Kriminal-Roman

von

## A. Oskar Klaußmann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Esther hatte sich, nachdem Koppenhagen sie verlassen hatte, auf die mit Stroh gefüllte Bettstelle niedergesetzt, die außer dem Tisch und zwei Stühlen das einzige Mobiliar des Zimmers bildete. Sie verzweifelte in ihrer Situation, die, von den verschiedensten Seiten betrachtet, sich als eine sehr ungünstige erwies. Sie hatte so wenig Vertrauen zu der Barmherzigkeit und dem Mitgefühl ihres Vaters, daß sie noch gar nicht bestimmt daran glaubte, daß derselbe ohne Weiteres eine größere Summe dafür opfern würde, um sie zu befreien. Was ihr aber dann bevorstand, wenn sie in dem Gewahrsam des brutalen Koppenhagen blieb, daran wagte sie nur mit Schaudern zu denken.

Die Wärterin, ein gewöhnliches Weib, anscheinend die Frau eines Arbeiters, setzte ihr stillschweigend, als der Tag weiter vorrückte, ein Stück Schwarzbrod und einige hart-gekochte Eier vor, die sie auf dem kleinen eisernen Ofen des Zimmers selbst zubereitet hatte. Sie sprach jedoch, wahrscheinlich im Auftrage Koppenhagen's, kein Wort.

Esther war deshalb mit ihren Gedanken um so ungestörter. Sie dachte aber bald nicht nur an ihre eigene Situation, sondern auch an Walewski. Dieser war nach ihrer Ansicht ganz von dem Schutze ihres Vaters abhängig, und nun schien dieser durch den eigenen Genossen bedroht zu werden.

Nahte die Katastrophe?

Ja, Esther fürchtete, daß der Tag des Schreckens nahe, an dem das Verbrechen des Vaters entdeckt, nicht nur dieser, sondern auch sie selbst der Schande und vielleicht dem Untergang preisgegeben würde. Ihr Schmerz löste sich in Thränen, und diese ermatteten sie, ebenso wie die Aufregungen der letzten Stunden, derartig, daß ihr Kopf auf den Tisch sank und sie in einen festen Schlaf verfiel.

Sie erwachte durch ein Gepolter auf der Treppe, und bald darauf trat Koppenhagen wieder ein. Er befahl der Frau mit kurzen Worten, sich zu entfernen und mit dem vor der Thüre haltenden Wagen nach Hause zu fahren, da er ihrer nicht mehr bedürfe.

Die Frau verließ das Zimmer, und Esther erschrak heftig, als Koppenhagen hinter ihr die Thür verschloß. Als er sich zu ihr umwendete, sah sie, daß sein Gesicht wuthverzerrt war.

„Dein Vater," knirschte er zwischen den Zähnen hervor, „ist entflohen. Der Schuft hat sich mit meinem Gelde in Sicherheit gebracht. Aber ich werde ihn erreichen, und wenn er sich in die Erde verkrochen hätte. Du weißt jedenfalls, wohin er ist!"

„Nein!" erklärte Esther, „ich weiß es nicht."

„Ah," entgegnete Koppenhagen, den die Wuth ganz

sinnlos gemacht zu haben schien, „Du willst Deinen sauberen Vater nicht verrathen, aber warte nur, ich werde Dir die Zunge lösen!"

Er zog aus seinem Rocke einen Strick, dessen Enden er zusammenfaltete, dann trat er drohend auf Esther zu.

„Wo ist Dein Vater! Sprich! Oder ich schlage Dich, so lange ich einen Arm rühren kann!"

„Ich weiß es nicht!" entgegnete Esther. „Ich schwöre es Ihnen, ich weiß es nicht!"

Koppenhagen stieß einen heiseren Schrei aus. Er schlug Esther mit den Enden des Strickes über das Gesicht, so daß diese einen gellenden Schreckensschrei ausstieß. Dann stürzte er sich auf sie, als wolle er sie erwürgen, wobei er einen der Stühle umwarf. Esther flüchtete, laut um Hilfe rufend, hinter den Tisch, und wehrte sich mit dem anderen Stuhl mit einer Kraft, die ihr nur die Angst eingeben konnte, gegen Koppenhagen.

Plötzlich, fast in demselben Augenblick, als Koppenhagen mit seiner Linken den Hals Esther's erfaßt hatte, um sie zu würgen und am Schreien zu hindern, ertönte ein wuchtiger Schlag gegen die Thür.

„Wer ist da?" schrie Koppenhagen wüthend über die Störung.

„Was geht hier vor?" hörte er Wolf's Stimme.

„Das geht Sie nichts an," entgegnete Koppenhagen. „Scheren Sie sich hinunter, oder Sie sollen mich kennen lernen!"

In diesem Augenblicke hatte aber Esther erkannt, daß der Mann da draußen keineswegs der Helfershelfer Kop-

penhagen's sei. Sie raffte ihre letzte Kraft zusammen und schrie gellend: „Zu Hilfe! Um Gottes Barmherzigkeit willen, Hilfe! Man ermordet mich!"

Im nächsten Augenblicke flog das Schloß der Thür durch den gewaltsamen Stoß, den sie erhalten hatte, in das Zimmer, die Thür sprang auf und in dieser erschienen Wolf und die Schwester der Frau Wolf, auf ihren Stock gebückt.

„Hilfe! Rettung!" schrie Esther nochmals.

In sinnloser Wuth wendete sich Koppenhagen gegen die ihm zunächst stehende Person, gegen die Alte, und suchte dieselbe durch einen Stoß gegen die Brust die Treppe hinunterzustoßen. Ehe er aber sein Vorhaben ausführen konnte, erhielt er mit dem Stocke der Frau einen fürchterlichen Schlag über den Kopf. Wenige Sekunden später lag er am Boden, sie kniete auf ihm und hielt ihn fest und in demselben Augenblicke wußte Koppenhagen, daß diese gebrechliche Frau ein verkleideter Mann von außerordentlicher Körperstärke war.

„Bindet ihm die Füße zusammen," schrie der Verkleidete und Wolf raffte den Strick auf, der Koppenhagen entfallen war und band ihm mit Aufbietung aller Kraft die Füße zusammen. Unter dem furchtbaren Druck, den der Verkleidete auf seine Brust und Arme ausübte, vermochte Koppenhagen sich nicht im Mindesten zu bewegen. Aber außerdem wurde seine Wehrlosigkeit noch mehr durch die für ihn fürchterliche Entdeckung verursacht, daß diese alte Frau ein verkleideter Mann sei. In demselben Augenblick schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er ver-

rathen sei, und alle seine Körper- und Geisteskräfte waren wie gelähmt.

Nachdem Wolf die Füße Koppenhagen's gefesselt hatte, rief ihn der Verkleidete wieder heran und fesselte darauf mit seiner Hilfe die Hände Koppenhagen's mit Handschellen. Durch diesen Umstand erfuhr der Gefesselte auch, daß der Mann, der ihn in der Verkleidung der alten Frau getäuscht hatte, ein Kriminalbeamter sei, denn nur solche pflegen Handschellen mit sich zu führen.

Bald aber war Koppenhagen wieder so weit zu sich gekommen, daß er der rasenden Wuth, die in ihm tobte, Worte zu verleihen mochte. Dieselben bestanden fast ausnahmslos in Schimpfreden gegen Wolf, den er bis in den Abgrund der Hölle verfluchte und mit der furchtbarsten Rache bedrohte.

Aber auch in dem Gemüthe Wolf's hatte sich eine Menge Zorn und Wuth gegen Koppenhagen angesammelt. Die nichtswürdige Behandlung, die er ihm noch vor wenigen Stunden hatte angedeihen lassen, war wohl der Grund, daß Wolf den gefesselten Gefangenen in's Gesicht schlug und schrie:

„Du elender Schuft, der Du mich um Lebensglück und Ehre gebracht hast, Du willst mir drohen! Jetzt ist die Zeit Deiner Macht vorüber, jetzt hat sich das Blatt gewendet! Und wenn ich Dich mit eigenen Händen erwürgen sollte, Du sollst nicht mehr andere Menschen schädigen und verführen."

Wolf war nur schwer von Koppenhagen loszumachen,

und erst als Frau Wolf, von Angst gepeinigt, die Treppe heraufkam, vermochte sie den Gatten zu beruhigen.

Der Kriminalbeamte in Weiberkleidung — Werkner war sein Name — der die Rolle der alten Frau so trefflich durchgeführt hatte, wendete sich an Esther, welche halb ohnmächtig vor Schreck und durch die Schmerzen der Mißhandlung am Tische niedergesunken war und fragte sie:

„Wer sind Sie und wie kommen Sie in die Gewalt dieses Mannes?"

Esther vermied es, auf die erste Frage eine Antwort zu geben und entgegnete: „Er hat mich mit List entführt und mich hier gefangen gehalten!"

„Sie lügt, die Elende!" schrie Koppenhagen, der sich knirschend am Boden wand und vergeblich seine Fesseln zu sprengen suchte. „Sie ist eine Irrsinnige. Laßt Euch nur von ihr erzählen, sie wird Euch schön anlügen!"

Statt aller Antwort trat Werkner an Koppenhagen heran und untersuchte auf das Genaueste die Fesselung der Arme und Beine. Dann hob er mit Wolf, der auf seinen Wink herbeigeeilt war, Koppenhagen wie einen Ballen auf und legte ihn mit dem Gesicht zur Wand in eine Ecke. Den weiten Mantel Esther's warf er über das Gesicht und den Körper Koppenhagen's, so daß dieser nicht mehr sehen konnte, was um ihn vorging.

„Wie kommen Sie mit diesem Manne in Verbindung," fragte Werkner Esther nochmals, „und wer sind Sie? Wir haben ein Recht, von Ihnen Auskunft zu verlangen, und damit Sie wissen, wer diese Auskunft von Ihnen

verlangt, theile ich Ihnen mit, daß ich Kriminalbeamter bin."

„Ich will Ihnen jede Auskunft geben," entgegnete Esther, „aber gestatten Sie mir, daß ich meinen Namen verschweige. Sie wissen nicht, was für mich dabei auf dem Spiel steht. Ich bin unschuldig. Ich weiß, daß dieser Mensch ein Verbrecher ist und ich kann Ihnen mittheilen, daß er sich meiner nur bemächtigte, um mich als Geisel gegen einen anderen Mann zu benützen, den ich um keinen Preis nennen werde. Ich bitte und beschwöre Sie, sagen Sie mir, wo ich bin und lassen Sie mich gehen. Lassen Sie mich, vielleicht ist es noch nicht zu spät. Ich beschwöre Sie auf den Knieen!"

Esther war auf die Kniee gesunken. Werkner trat an sie heran und hob sie auf.

„Lassen Sie das," sagte er freundlich, „ich kann Ihnen nicht helfen. Selbst wenn Sie uns die durchaus nothwendigen Angaben über Ihre Person machen wollten, können wir Sie nicht von hier fortlassen. Sie müssen, wenn auch gegen Ihren Willen, hier bleiben, wenigstens bis ich mich mit meinem Collegen, der im Laufe des Tages eintrifft, berathen habe. Ich hoffe, Sie werden mich nicht zwingen, Gewaltmaßregeln gegen Sie zu ergreifen."

Frau Wolf war voll Mitgefühl an Esther herangetreten, faßte ihre Hände und sagte ihr: „Fürchten Sie nichts mehr, Sie sind jetzt in Sicherheit und bei Freunden. Es wird Ihnen nichts geschehen, vertrauen Sie mir."

Esther schüttelte den Kopf, ließ sich aber willig von

Frau Wolf auf die Bettstatt niederziehen, um sich an der Brust der Frau, deren Mitgefühl ihr so wohl that, ordentlich auszuweinen.

Werkner und Wolf gingen die Treppe hinab und begaben sich nach dem unteren Zimmer.

„Es ist eine dumme Geschichte," nahm Werkner zuerst das Wort, „vielleicht haben wir uns übereilt."

„Das fürchte ich auch," bemerkte Wolf, „aber es wird wohl nicht mehr zu ändern sein."

„Es ist mir wohl zu verzeihen," erklärte Werkner, „wenn ich, nachdem ich Tage lang diesem Schurken gegenüber meine Rolle mit Aufbietung aller Kraft gespielt habe, etwas aufgeregt war und mich vergaß, als der Elende mich durch den Stoß die Treppe hinabstürzen wollte, weil er vermuthete, eine gebrechliche Frau vor sich zu haben. Nachdem aber der erste Hieb gefallen war, gab es keinen Rückzug mehr. Es handelt sich jetzt darum, den Halunken festzuhalten und dafür zu sorgen, daß Niemand von seiner Gefangennahme erfährt. Die Bande würde sonst sofort gewarnt und der größte Theil unserer Mühe wäre verloren. Ich hoffe, Rothmann billigt nachträglich unser Thun. Lassen Sie uns aber nachdenken, wie wir die Gefangenhaltung Koppenhagen's verheimlichen. Das kleine Ding, das bei Ihnen hier als Dienstmädchen fungirt, ist doch Nachts nicht im Haus gewesen?"

„Nein," entgegnete Wolf, „sie geht gewöhnlich um zehn Uhr Abends fort, um bei ihren Eltern zu schlafen, und blieb nur hier bei meiner Frau über Nacht, wenn ich selbst nicht zu Hause war!"

„Dann kommen Sie mit hinauf," erklärte Werkner, „Koppenhagen muß hier herunter geschafft werden."

Als die beiden Männer das obere Stübchen betraten, fanden sie Esther noch immer weinend und Frau Wolf die Unglückliche tröstend. Koppenhagen lag in seiner Ecke und selbst als der Mantel von ihm genommen wurde, hätte man ihn in seiner Unbeweglichkeit für todt halten können, wenn nicht seine rachefunkelnden Augen das Gegentheil gezeigt hätten.

Wolf und Werkner faßten ihn und trugen ihn rasch die Treppe hinunter. Als Koppenhagen merkte, daß er sich im unteren Raum des Hauses befand, versuchte er zu schreien, Werkner erklärte ihm aber ruhig:

„Sie werden sich, werther Herr, selbst schädigen, wenn Sie Ihren Mund nicht halten. Denn erstens hört Sie hier Niemand, und zweitens werde ich Ihnen bei einem nochmaligen Versuch einen Knebel einsetzen, der Sie an jeder Meinungsäußerung verhindern soll. Ich versichere Sie, ich habe einige Routine in diesen Sachen."

Koppenhagen wurde wiederum, nachdem Werkner auf das Sorgfältigste seine Bande geprüft hatte, in die Ecke gelegt und mit Esther's Mantel bedeckt. Dann beauftragte Werkner Frau Wolf, Esther ebenfalls nach dem unteren Zimmer im Erdgeschoß herunter zu bringen.

„Ich versichere Sie," wendete er sich an die gleich darauf Eintretende, „Sie sind in Sicherheit und es soll Ihnen nichts geschehen. Nur muß ich Sie bitten, sich zu gedulden, bis eine Entscheidung über Sie gefällt wird. Ich vermuthe," sagte er dann zu Frau Wolf, „die Dame

wird sehr erschöpft sein. Können Sie ihr etwas Speise zubereiten?"

Während Frau Wolf und Esther nach der Küche gingen, begab sich Werkner zu Koppenhagen.

„Was meinen Sie, werther Herr," sagte er, „ob es nicht bedeutend besser wäre, wenn Sie sich zu Geständnissen herbeiließen. Damit Sie nicht glauben, daß Ihre Gefangennahme ein Zufall ist, erkläre ich Ihnen hierdurch: es ist uns sehr genau bekannt, daß Sie der Hauptmann oder wenigstens der Mitanführer einer Falschmünzerbande sind. Seit langer Zeit werden Sie beobachtet. Sie können sich auch denken, daß ich in dieser Verkleidung mich nur hier aufhielt, um das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft zu haben. Sie sind in unserer Macht, an ein Entkommen ist nicht zu denken. Wäre es also nicht besser, wenn Sie Ihren Mund aufthäten und uns offene Geständnisse machten?"

Koppenhagen knirschte mit den Zähnen, antwortete aber nicht.

„Sie scheinen nicht besonders gesprächig zu sein," fuhr Werkner fort, „und wir können Sie nicht zwingen, zu reden. Wir wollen aber einmal nachsehen, was Sie bei sich führen."

Trotzdem sich nun Koppenhagen krümmte und umherzuwälzen versuchte, räumte ihm Werkner mit großer Geschicklichkeit alle Taschen aus und legte deren Inhalt sorgfältig auf den Tisch nieder. Er fand ein Portemonnaie mit Silbergeld, mehrere Schlüssel und ein sogenanntes Dolchmesser mit einer Klinge, welche durch eine Feder

festgehalten wurde, wenn man sie aufklappte; außerdem ein Notizbuch und in diesem eine Anzahl von Fünfundzwanzigthalerscheinen. Nicht so leicht war es, dem Gefangenen den goldenen Siegelring abzunehmen, den er am Zeigefinger der rechten Hand trug, denn Koppenhagen krümmte mit aller Anstrengung den Finger und die geballte Hand mußte mit aller Gewalt aufgebrochen werden, ehe ihm Werkner den Ring abnehmen konnte. Dieser enthielt einen großen Karneol, in welchen ein Hundekopf vertieft eingeschnitten war.

„Zu welchen Schlössern gehören die bei Ihnen gefundenen Schlüssel?“ fragte Werkner, ohne indeß von Koppenhagen eine Antwort zu erhalten.

Wolf zog ihn bei Seite und flüsterte ihm zu: „Ich glaube, es sind die Schlüssel für die Wohnung, die er in dem hiesigen Gasthause hat.“

„Sehr gut,“ flüsterte Werkner zurück, „dann wollen wir sofort Gebrauch davon machen. Sie sind doch in dem Gasthause bekannt und man hat Sie öfter mit ihm zusammen gesehen?“

„Jawohl,“ entgegnete Wolf, „der Wirth und die Wirthin wissen, daß ich mit ihm in ziemlich intimem Verkehr stehe.“

„Gut,“ sagte Werkner, „wir werden dann sofort nach dem Gasthause gehen. Sie können den Wirthsleuten mittheilen, daß wir im Auftrage jenes Schuftes da kommen und als Legitimation wird Ihnen ja der Besitz des Schlüssels dienen, und dann wollen wir schleunigst in seiner Wohnung eine Haussuchung halten. Vielleicht

erfahren wir dort mehr, als der Herr uns zu verrathen gedenkt."

Er legte darauf Koppenhagen wieder mit dem Gesicht zur Wand, bedeckte ihn mit dem Mantel und erklärte Wolf: „Wir wollen augenblicklich aufbrechen. Ich will mich nur umkleiden. Bitte, holen Sie mir meine Männerkleidung herauf, die Sie im Keller versteckt haben."

Nach kurzer Zeit war Werkner umgekleidet und erschien mit Wolf in der Küche. Er flüsterte Frau Wolf zu, sie solle mit aller Sorgfalt darauf achten, daß Esther das Haus nicht verlasse. Wenn dieselbe auch vielleicht nur ein unschuldiges Opfer Koppenhagen's sei, könne sie doch von dessen Gefangennahme etwas verrathen und dadurch die ganze kriminalistische Arbeit zerstören. —

Esther hatte gewartet, bis sich die Männer entfernt hatten, dann wendete sie sich zu Frau Wolf. „Ich danke Ihnen für Ihr Mitleid," sagte sie, „Sie wissen nicht, wie wohl es mir gethan hat. Aber nun habe ich noch eine Bitte: sagen Sie mir, wo ich bin."

Frau Wolf überlegte einen Augenblick und sagte: „Sie befinden sich hier in Rudow."

„Und die nächste Stadt?" fragte Esther, welche sich im Augenblick nicht orientiren konnte.

„Es ist gleich weit von hier nach Myslowitz und nach N."

Plötzlich warf sich Esther Frau Wolf zu Füßen und umklammerte deren Kniee. „Barmherzigkeit," schrie sie, „lassen Sie mich davon gehen. Ich schwöre Ihnen, es soll kein Wort von dem, was hier geschehen ist, über

meine Lippen kommen. Ich schwöre Ihnen, daß weder Sie, noch die Leute, die um Sie sind, die geringsten Unannehmlichkeiten durch mich haben sollen. Ich schwöre Ihnen, daß Sie Ihre Güte an keine Unwürdige verschwenden."

„Ich kann nichts für Sie thun," entgegnete Frau Wolf, indem sie vergeblich versuchte, das junge Mädchen von den Knieen aufzuheben. „Ich bin nicht Herrin meiner Handlungen und für mich und meinen Mann könnte schwerstes Unheil entstehen, wenn ich die Anordnungen des anderen Herrn nicht befolge."

„Erbarmen Sie sich," rief Esther flehend, „meine Ehre, mein Glück, Alles steht auf dem Spiel, wenn ich nicht von hier fortkomme und zwar sofort. Haben Sie Erbarmen mit mir! Sie sind ein Weib und wenn es je in Ihrem Leben eine Stunde gegeben hat, in der Sie verzweifelten an Gott und der Welt, wenn es je in Ihrem Leben eine Stunde gegeben hat, in der Sie sich nach einem Menschen sehnten, der Ihnen Hilfe bringen sollte, dann erbarmen Sie sich meiner."

Frau Wolf war von diesen Worten, die sie selbst an die furchtbare Zeit erinnerten, bevor sie Rothmann kennen lernte, so ergriffen, daß sie schluchzend niedersank und Esther umarmte.

„Ich beschwöre Sie," sagte sie unter Schluchzen, „bitten Sie mich nicht weiter. Ich darf nicht thun, was Sie verlangen. Halten Sie mich nicht für hartherzig. Aber Sie ahnen nicht, was Sie von mir fordern. Mein Mann befindet sich noch immer in großer Gefahr und diese Ge-

fahr kann sich vergrößern, wenn er oder ich den Leuten, von denen jetzt sein Schicksal abhängt, ungehorsam werden. Verfluchen Sie mich nicht und vergeben Sie mir, wenn ich nicht thun kann, was Sie wollen."

Esther erhob sich schluchzend und wankte bis zu dem nächsten Stuhl, auf den sie niedersank. Frau Wolf kniete jetzt neben ihr, umschlang sie und versuchte Esther an sich zu ziehen, was diese auch gestattete.

„Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist," sagte sie ihr, „ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen. Fordern Sie mein Leben und ich will es Ihnen geben. Aber es handelt sich nicht um mich, es handelt sich um meinen Mann!"

Erneutes Schluchzen war die Antwort Esther's.

Ein schwerer Schlag gegen die Thür ließ die beiden Frauen plötzlich auffahren.

Die Thür, welche von der Stube nach der Küche führte, sprang auf und Koppenhagen erschien in ihr mit gefesselten Händen. Er hatte nur gewartet, bis er den Fortgang der Männer bemerkte, dann hatte er unter Zuhilfenahme seiner alten Jongleurkünste sich so lange gekrümmt und gewendet, bis es ihm gelungen war, die Bande an seinen Füßen zu lockern und unter allerlei künstlichen Drehungen und Beugungen einen Fuß frei zu bekommen. An seinem linken Fuß schlotterten noch die Stricke, mit denen er gefesselt war. Die Handschellen allerdings konnte er sich nicht losreißen. Aber er war entschlossen, nachdem er die Füße frei hatte, um jeden Preis seine Freiheit zu erringen. Deshalb stürzte er sich jetzt, als die beiden Frauen noch

starr vor Schreck waren, auf Frau Wolf, die ihm zunächst stand, und versetzte ihr mit den Handschellen der gefesselten Hände einen fürchterlichen Schlag, der den Kopf treffen sollte, indeß nur die Schulter streifte.

Frau Wolf schrie auf und wollte vor dem Rasenden flüchten. Indeß der Tisch verhinderte sie zurückzutreten und so empfing sie den nächsten Schlag des wie ein wildes Thier auf sie zuspringenden Koppenhagen auf die linke Seite des Kopfes, so daß sie augenblicklich zusammenknickte und sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. Zum dritten Mal erhob Koppenhagen die gefesselten Hände, um mit deren eisernen Banden auf die Frau loszuschlagen, als das Schicksal ihn ereilte.

Bei seinem ersten Sprung aus dem Zimmer auf Frau Wolf zu war ihm der lockere Strick von seinem linken Fuß abgeflogen. Esther hatte mit jener Geistesgegenwart, die oft schwachen Frauen die Verzweiflung verleiht, den Strick aufgegriffen und in dem Augenblick, als Koppenhagen den dritten Schlag gegen Frau Wolf führte, warf sie ihm die Schlinge des Strickes von hinten über den Kopf. Es gehörte nur ein geringer Ruck dazu, um Koppenhagen, der soeben mit den gefesselten Händen zu einem neuen Schlag ausholte und dadurch seinen Körper weit zurückbog, um den Schwerpunkt nach hinten zu verlegen zu Fall zu bringen.

Mit rücksichtsloser Entschlossenheit warf Esther den Strick über einen Haken in der Wand, welcher dazu diente, Kleider aufzuhängen. Koppenhagen versuchte vor Schreck zu schreien, aber die Schlinge zog sich zu

und beraubte ihn des Athems. Er schlug zwar mit den gefesselten Händen um sich, aber mit aller Kraft der Verzweiflung zog Esther ihn näher und näher an den Haken heran, schlang den Strick mehrfach um den Haken, und halb erwürgt und bewußtlos blieb Koppenhagen am Boden liegen. Die betäubte Frau Wolf versuchte, sich immer wieder am Tische aufzurichten, Esther aber beschloß in diesem Augenblick zu handeln. Sie stürzte durch die Küchenthür auf den Korridor nach der Hausthür. Sie fand diese verschlossen.

Ohne sich zu besinnen, eilte sie zurück an Koppenhagen und an Frau Wolf vorbei nach dem Zimmer, in welchem ihr Mantel lag. Diesen ergriff sie, riegelte das Fenster auf, das sich unmittelbar über dem Erdboden befand, und sprang hinaus.

Die abgelegene Lage des Hauses und der leichte Nebel des Herbstmorgens verhinderten, daß Jemand sie sah. Sie schlug auf's Gerathewohl die Richtung ein, die sie vom Dorf fortführte und bald war sie im Nebel verschwunden.

Als Werkner und Wolf zurückkehrten, fanden sie Frau Wolf ohnmächtig am Boden liegen und Koppenhagen fast erstickt im letzten Röcheln. Beiden wurde so rasch als möglich Hilfe gebracht, und kaum war Frau Wolf wieder zum Bewußtsein gekommen, als draußen an die Thür geklopft wurde und Rothmann erschien.

## 14.

Wir haben Walewski in dem Augenblicke verlassen, wo er mit hochgeschwungener Eisenstange auf das Oeffnen

der Thür wartete, um sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Zu Ewigkeiten wurden ihm die Sekunden, die bei ihm über Leben und Tod entscheiden sollten.

Aber noch war sein Schicksal nicht entschieden. Das Gerassel mit dem Schlüssel dauerte an der Thür fort, aber dieselbe wich nicht, weil Walewski den Riegel von innen vorgeschoben hatte. Er nahm natürlich an, daß die draußen Stehenden jetzt Gewalt anwenden und die Thür einschlagen würden, aber merkwürdiger Weise schienen sie daran nicht zu denken.

Er hörte, wie sich die Personen halblaut in dem polnischen Dialekt der Grenze, der ihm ziemlich unverständlich war, unterhielten, er hörte dann Schritte, als ob sie sich entfernten, und bald darauf sah er auch das Licht, das bisher durch die Ritzen geschimmert hatte, verschwinden.

Er ließ seine Eisenstange sinken, weil ihm die gespannten Muskeln des Armes den Dienst zu versagen drohten, und blieb ohne Bewegung stehen, um in athemloser Spannung auf jedes Geräusch von draußen zu horchen. Er erwartete, daß die Männer wiederkehren würden, aber die Stille draußen wurde durch keinen Laut unterbrochen. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde verrann, und Alles blieb still. Walewski fing an zu glauben, daß der Aufenthalt der beiden Männer gar nicht ihm gegolten habe, daß sie vielleicht eine ganz andere Absicht hatten, als ihn zu ergreifen oder auch nur zu suchen.

Aber außerordentlich gefährlich war für ihn jedenfalls der Aufenthalt in der Bretterhütte, und er beschloß, sie augenblicklich zu verlassen.

Er schob den Riegel zurück und trat in die Halle hinaus. Licht wagte er nicht anzustecken, denn dieses konnte ihn verrathen, vorsichtig aber tastete er sich bis zu dem Feuerherd, um dessen Gluth anzublasen. Das Feuer war jedoch erloschen, er mußte also doch wohl mehrere Stunden geschlafen haben.

Welches Versteck sollte er aber jetzt wählen? Wo war der Ort, der hier am wenigsten Gefahr bot?

Plötzlich dachte er an das sattelförmige Dach der Bretterhütte, die mit einer ihrer Langseiten an die Seitenwand der Halle stieß. Hier zwischen Wand und Dachabschrägung entstand eine muldenförmige Vertiefung, die in tiefes Dunkel gehüllt sein mußte, selbst wenn die Halle erleuchtet wurde, das spitz zulaufende Dach entzog die Aussicht auf diese Vertiefung. Dort oben beschloß Walewski seinen Aufenthaltsort zu nehmen.

Noch einmal kehrte er in die Bretterhütte zurück. Er tastete sich hier zurecht bis er die Kerzenenden, die Weinreste und das Brod fand, welche Gegenstände er nebst der Brechstange nach seinem Versteck schaffte, seine Hände fuhren auch wiederholt über die metallische Fläche des gemünzten Geldes und einem plötzlichen Impulse folgend, ließ Walewski einige der geprägten Stücke in seine Tasche gleiten.

Binnen einer halben Stunde hatte er sein verstecktes Quartier eingerichtet, und es überkam ihn fast wie ein Gefühl der Sicherheit an jenem Orte. Freilich traurig war seine Lage immerhin noch, sehr traurig, und ihre Schrecken wurden noch dadurch vermehrt, daß Walewski

weder wußte, wie lange er schon in dem Innern des Bergwerks sich befinde und welche Tageszeit wohl jetzt auf der Erdoberfläche sei, noch daß er Hoffnung hegen konnte, das Licht des Tages bald wieder zu erblicken.

Ob Baruch wiederkommen würde? Allerdings hatte er es in seinem Kauderwelsch mehrfach versprochen, aber war er auch in der Lage, Wort zu halten? War es nicht fürchterlich, mit Leib und Leben von den Plänen und Absichten eines halb Blödsinnigen abhängig zu sein?

Wie aber, wenn Baruch nicht wiederkehrte, wenn dafür die Leute, die hier unten arbeiteten, wieder erschienen? Gab es dann noch irgend eine Rettung für den Gefangenen?

Zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Muthlosigkeit und energischem Sinnen auf Rettung schwebte Walewski lange, lange Zeit. Vielleicht kam ihm diese Zeit hier unten in Gefahr, Einsamkeit und Finsterniß nur so lang vor. Schließlich fand er Trost im Gebet. Wunderbar war er aus der ersten Gefahr der Entdeckung in der Bretterhütte gerettet worden, warum sollte er an seiner weiteren Rettung gänzlich verzweifeln?

Er schlief wieder ein, und fürchterliche Träume marterten seine gequälte Seele auch im Schlaf.

Plötzlich schreckte er auf. Da, was war das? Hörte er nicht wieder Stimmen, schimmerte nicht Licht in der Halle?

Walewski ermunterte sich vollständig und überzeugte sich, daß er recht gesehen hatte. Vorsichtig hob er sich mit dem Gesicht über den Dachsattel empor und erblickte zwei ihm unbekannte Männer in Arbeitertracht, von denen

einer ein brennendes Licht trug. Die Männer näherten sich wiederum der Thür des Bretterschuppens, und Walewski vermuthete nicht mit Unrecht, daß es dieselben Leute seien, die schon einmal dagewesen waren.

Er strengte sein Ohr auf das Aeußerste an und hörte folgendes Gespräch, das er wenigstens nach seinem größeren Inhalt jetzt verstand:

„Wollen wir es noch einmal mit dem Schloß versuchen?“ fragte der Eine.

„Es hat doch keinen Zweck,“ entgegnete der Andere, „wir kriegen's nicht auf. Wäre es aber nicht möglich, auf andere Art einzudringen?“

„Ich sagte es Dir ja bereits, das Dach hier oben besteht nur aus aufgenagelten Brettern. Wenn es uns gelingt, mit dem Brecheisen einige davon loszureißen, können wir von oben hineinsteigen und, wenn wir unseren Zweck erreicht haben und zurück sind, die Bretter wieder befestigen. Niemand wird vermuthen, daß wir auf diesem Wege eingedrungen sind.“

Walewski hatte, als er dies Gespräch hörte, seine Eisenstange fester gefaßt und rasch bei sich überlegt, daß er es wohl nur mit zwei Gegnern zu thun hatte. Vielleicht gelang es ihm, Beide zu überwältigen, denn die Ueberraschung der Besucher, die jedenfalls nicht daran dachten, daß ein lebender Mensch außer ihnen in dem Raume sich befinde, hätte wohl auch zu seinen Gunsten einen Kampf entschieden. Wenn es aber doch Einem gelang zu entfliehen und Alarm zu schlagen, was dann?

„Ich bin nicht für den Weg durch das Dach,“ ent-

gegnete jetzt der andere der beiden Leute, „wir müssen dann die Nägel wieder fest einschlagen, und wie Du weißt, hallt das hier so mächtig, daß die drüben auf der anderen Wache es hören können. Wollen wir es nicht noch einmal am Schloß versuchen?"

„An dem Schloß, denke ich, hast Du wohl genug," lautete die Entgegnung. Der eine der beiden Männer trat aber doch noch einmal an die Thür heran und drückte versuchsweise die Klinke herunter. Zu seinem Erstaunen ging die Thür auf. Walewski bemerkte, daß die beiden Arbeiter über diesen Umstand ganz verblüfft waren.

„Wie ist das möglich?" fragte der Eine. „Gestern war jeder Versuch vergeblich, die Thür ging nicht auf. Jetzt öffnet sie sich von selber."

„Narr," entgegnete der Andere, „sie war gar nicht zugeschlossen. Da hatten wir gut herumzuschließen. Jedenfalls hat keiner von uns auf die Klinke gedrückt, sonst wäre die Thür wohl aufgegangen."

„So wird es sein," entgegnete sein Genosse. Dann verschwanden die Beiden in der Bretterhütte, aus der durch die Ritzen des Bretterdaches Lichtschein zu Walewski heraufschimmerte. Er hörte unten das Klingen von Metall und schloß aus diesem Umstand ganz richtig, daß die Männer sich mit falschem Geld versahen.

Einen Augenblick dachte er an die Möglichkeit, hinunter zu springen, die Thür zu schließen und die beiden Gegner in der Bretterhütte einzusperren. Er überlegte aber doch, daß ihm dies wenig Nutzen gebracht hätte, daß er auch nicht den Schlüssel besaß, um das Schloß von außen zu

verschließen, und so wartete er lautlos — denn jedes Geräusch konnte ihn verrathen — bis es den Dieben unten paßte, die Bretterhütte wieder zu verlassen.

Sie entfernten sich bald darauf vorsichtig, wie sie gekommen waren, und Walewski war wieder allein.

Wir wollen an dieser Stelle zur Aufklärung gleich mittheilen, daß diese beiden Männer niemand Anderes als Posten waren, welche die Wache im Steinbruch vor dem Eingang versahen. Aengstlich sorgten die Leiter der Bande dafür, daß innerhalb des Industriebezirkes, also dort, wo sich die Werkstätte der Falschmünzer befand, kein falsches Geldstück verausgabt wurde. Das Geld wurde vielmehr durch Agenten in den großen Städten des Landes in Kurs gesetzt. Es erhielten deshalb auch die Mitglieder der Bande niemals falsches Geld, sondern nur die auf sie entfallenden Antheile in echten Geldstücken und Kassenscheinen. Die beiden Posten aber, Gauner besonderer Sorte, denen es nicht darauf ankam, ihre eigenen Genossen zu betrügen, dachten sich das Vergnügen sehr schön, aus dem Magazin, in dem, wie sie wußten, gemünztes falsches Geld lag, sich eine gehörige Quantität desselben zu holen und es zu ihrem Vortheil zu verausgaben.

Die Männer hatten ihren Weg durch die große hölzerne Thür in der Halle genommen, die sie hinter sich wieder verschlossen. Aus ihrem Gespräch hatte Walewski herausgehört, daß mindestens vierundzwanzig Stunden seit ihrem ersten Erscheinen verflossen waren, denn sie sprachen von „gestern". Es war auch nicht anzunehmen, daß sie wiederkehren würden, denn sie hatten sowohl ihren Zweck

erreicht, als auch bei Walewski durch ihr Betragen das Bewußtsein hervorgerufen, daß sie nicht auf ehrlichem Pfade wandelten. Er glaubte daher nicht zu viel zu wagen, wenn er in der Bretterhütte nachsah, was die Besucher gemacht hatten. Er stieg hinunter und wagte es sogar, einen Kerzenrest mit den gefundenen Streichhölzern anzustecken. An den aufgehäuften Geldstücken war keine besondere Abnahme zu merken, die Besucher schienen also vorsichtig gewesen zu sein und nur mäßig genommen zu haben. Er leuchtete in allen Winkeln umher, um vielleicht noch etwas Brod zu finden, denn sein Vorrath war zu Ende, er entdeckte aber nichts Eßbares. Dagegen fand er an einigen Nägeln Röcke, Hüte und Mützen vor, wie sie der Arbeiterstand jener Gegend zu tragen pflegt und welche wahrscheinlich von den hier unten manipulirenden Falschmünzern bei der Arbeit getragen wurden.

Er überlegte, ob er nicht seinen bei jeder Bewegung hindernden langschößigen Kaftan gegen einen solchen Kittel vertauschen solle, und er entschloß sich, einen solchen nebst einem Hut zu nehmen, denn eine Kopfbedeckung fehlte ihm auch. Aus seinem Kaftan machte er sich in seinem Versteck ein Kopfpolster. Er nahm diesen Garderobenwechsel nicht ohne guten Grund vor. Wenn die Möglichkeit vorlag, daß Baruch wiederkehrte, so konnte dies nur geschehen, wenn die Falschmünzer zur Arbeit wieder erschienen. Wollte Walewski dann mit Baruch zusammen unter den Falschmünzern sich bewegen — wenn das überhaupt möglich war — so durfte er nicht schon durch seine Tracht auffallen.

Der Hunger peinigte ihn, aber der Muth Walewski's schien zu wachsen. Es geschah dies wohl dadurch, daß er auch zum zweiten Male einer Entdeckung entgangen war, daß er allmählig daran zu glauben wagte, daß man ihn nicht verfolge, trotzdem er sich das nicht recht zu erklären wußte, dann aber hielt ihn beständig der Gedanke an die Geliebte aufrecht, der jetzt häufiger als vorher wiederkehrte. Der Kaftan und das Beschäftigen mit ihm hatte eine Gedankenreihe geweckt, deren Schluß Esther bildete.

O, wenn er sie noch einmal wiedersehen könnte! Jetzt, jetzt, hier an diesem Orte der Schrecknis und der Pein fühlte er erst, wie er dieses Mädchen liebte! Vor sich in der Dunkelheit sah er die Augen, die so voll Angst und Liebe auf ihm geruht hatten, er sah sie leuchten wie die Leitsterne einer glücklichen Zukunft! Gab es eine solche noch für ihn?

Er schlief jetzt nur noch in kurzen Pausen, unterbrochen von Halbschlaf und nervöser Aufregung, in welcher, durch die furchtbare seelische Anstrengung überreizt, bald die Augen, bald die Ohren ihm allerlei Phantasien vorgaukelten. Er mußte sich deshalb auch erst besinnen, ob er in Wirklichkeit das Kreischen gehört hatte, welches die Thür in der Halle zu verursachen pflegte. In der That betraten zwei Männer, welche Grubenlampen trugen, die Halle. Sie spießten die Haken ihrer Lampen in die Wand und begannen unter dem Kessel auf dem Herd Feuer anzuzünden und die Gluth mit Blasebälgen anzufachen. Es waren nicht die beiden Besucher, die Walewski

zweimal gestört hatten, trotzdem sie auch die Tracht von Arbeitern trugen.

Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß diese Leute Vorbereitungen für die Falschmünzerarbeit trafen, und in seinem Herzen begann sich die Hoffnung auf Befreiung stürmisch zu regen.

Würde Baruch wiederkommen? Er lauschte gespannt auf das Gespräch der Beiden, das ebenfalls in dem polnischen Grenzdialekt geführt wurde.

„Du bist in N. gewesen?" fragte der Eine.

„Jawohl," entgegnete der Andere, „ich war bei Peiser, weil Koppenhagen nicht zu sehen war und wir nicht wußten, ob heute gearbeitet werden soll oder nicht. Ich habe aber Peiser nicht sprechen können und überhaupt nichts erfahren. Niemand weiß, wohin er ist. Auch die Tochter ist verreist. Die Mägde im Hause wußten nichts und der verkrüppelte, halbverrückte Verwandte Peiser's ist spurlos verschwunden!"

„Wann warst Du dort?"

„Gestern Nachmittag."

„Das kommt mir verdächtig vor! Sollte dieses allgemeine Verschwinden irgend welche Gefahr bedeuten?"

„Das glaube ich nicht, denn dann hätte uns Koppenhagen irgend eine Warnung geschickt. Wir haben ihn zwar auch in den letzten Tagen nicht gesehen, aber Rukowski hat ihn aufgesucht, und wenn Gefahr vorhanden gewesen wäre, hätten wir längst von ihm Nachricht."

„Ich traue doch der Sache nicht. Warum ist Peiser fort und hat die Tochter mit sich genommen?"

„Nun, über die Tochter könnte ich Dir allerdings einige Auskunft geben. Du mußt aber schweigen.“

„Natürlich, was ist denn geschehen?“

„Rukowski hat es mir erzählt. Koppenhagen hat das Mädchen aufgreifen und fortbringen lassen.“

„Wozu hat er das gethan?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht hat sie ihm sehr gut gefallen. Ein hübsches Frauenzimmer war es immer.“

„Das glaube ich nicht, das wird Koppenhagen nicht wagen. Peiser würde sich das nicht gefallen lassen.“

„Was fragt Koppenhagen darnach! Du kennst ihn und ich glaube, selbst Peiser fürchtet sich vor ihm. Aber arbeite rascher mit dem Blasebalg, denn das Feuer will heute gar nicht ordentlich in Gluth kommen.“

Wer wollte die Gefühle Walewski's schildern, als er dies Gespräch hörte. Esther in Gefahr, in der Macht irgend eines Verbrechers, und er wehrlos, selbst vor dem Augenblick stehend, wo er als Mitwisser eines furchtbaren Geheimnisses vielleicht einen qualvollen Tod sterben sollte! Aber er dachte nicht an sich! Er dachte nur an die Geliebte, und sein Entschluß reifte, den nächsten günstigen Moment zu benutzen, um an die Erdoberfläche zu gelangen und mit Einsetzung seines Lebens Esther aufzusuchen und zu befreien.

In diesem Augenblicke fühlte er seinen Muth in's Ungeheuerliche wachsen, fühlte er, wie aus seiner Seele alle Furcht, alles Bangen, alles Bedenken schwand.

Es kamen im Laufe der nächsten Stunde noch zehn verschiedene Personen an, und aus den Gesprächen erfuhr

Walewski, daß eine ganze Anzahl von Bandenmitgliedern fehle, ferner daß am übernächsten Abend, wenn von Koppenhagen und Peiser nicht bestimmte Nachrichten eingetroffen seien, an der Arbeitsstelle eine Versammlung stattfinden solle. Dann begab man sich an die Arbeit. Die Prägemaschinen ließen ihr dumpfes Stampfen ertönen, und hell klangen die geprägten Metallstückchen, die aus dem Stempel sprangen. Einzelne der Arbeitenden beschäftigten sich anscheinend damit, eine neue Maschine zu montiren. Sie setzten wenigstens Theile zusammen, welche theils umherlagen, theils von ihnen mitgebracht worden waren.

Lange indeß wurde diesmal nicht gearbeitet. Nach ungefähr drei Stunden erklärte einer der Arbeiter, der das Kommando zu haben schien: „Macht Euch fertig zum Gehen! Uebermorgen Abend geht es weiter!"

Bald darauf wurden die Grubenlampen, von denen eine ganze Anzahl die Halle erleuchtet hatte, bis auf zwei verlöscht, so daß ein vollkommenes Halbdunkel eintrat. Ein Arbeiter nahm eine der Lampen und ging nach der Thür, gefolgt von Genossen, während noch einige von ihnen zurückblieben und sich mit dem Schmelzkessel zu schaffen machten.

Das war der geeignete Moment für Walewski. Jetzt oder nie konnte seine Rettung bewerkstelligt werden. Lautlos glitt er von dem Dache herab und bewegte sich, den Feuerschein des Herdes vermeidend, bis zur Thür. Er handelte in einer Aufregung, die ihn fast alle Gefahr vergessen ließ. An der Thür herrschte fast vollkommene

Dunkelheit. Ein energisches Sichheranschieben an die Thür, und Walewski verließ den Raum als Vorletzter einer Reihe von Falschmünzern, die im Gänsemarsch hinter einander durch die Thür in einen schmalen Gang eingetreten waren. Er merkte, wie dieser Gang allmählig bergan stieg und wie sich derselbe um einige Ecken fortsetzte. Es waren also auch hier alte Strecken des Bergwerkes benützt worden.

Plötzlich machte die Reihe Halt, und der Erste begann eine Leiter emporzuklettern, die Lampe mit sich nehmend. Als die Reihe an ihn kam, stieg auch Walewski empor, wohl wissend, daß jetzt die Entscheidung komme. Er befand sich plötzlich, durch eine Fallthür steigend, in einem schlecht erleuchteten Zimmer, in dem er sofort die beiden Männer erblickte, die unten die Münzvorräthe bestohlen hatten. Sie schienen jeden der Heraufkommenden sorgsam zu mustern, wie es ihre Pflicht war, und sie mußten Walewski wohl erkennen, trotzdem er die Krempe des Hutes tief in die Augen gezogen hatte.

Aber ein glücklicher Umstand wurde seine Rettung!

Sein Vordermann fragte den einen der Posten: „Ist denn Jemand in der Zwischenzeit unten gewesen? Mir war es doch, als wäre in der Bretterbude nicht Alles in Ordnung!"

„I bewahre, es war kein Mensch unten!" entgegneten schnell die beiden Posten und hatten so viel zu thun, um ihre eigene Verlegenheit zu verbergen, daß sie gar nicht auf Walewski achteten. Dieser ging an ihnen vorüber, folgte den vor ihm Hergehenden, kam in den Hausflur und durch die Hausthür in's Freie.

Der Morgen fing an zu grauen. Er folgte seinen schweigenden Vordermännern jetzt als Letzter auf einem schrägen Wege aus dem Steinbruch, auf dessen Grunde das kleine Häuschen stand, hinauf bis in den Wald. Er trat hinter den ersten starken Baum und ließ seine Vorderleute weiter gehen, dann nahm er, so rasch ihn seine Füße tragen wollten, seinen Weg in das Waldddickicht.

Gerettet. — Wenigstens aus der schlimmsten Gefahr vorläufig gerettet!

Heller und heller wurde es im Walde, die ersten Sonnenstrahlen fielen bald durch das Laub, und Walewski warf sich auf die Kniee, um Gott für seine Rettung zu danken.

Was sollte er aber jetzt beginnen, wohin sollte er sich wenden?

Wenn er den Wald verließ ohne Kenntniß der Gegend, in seinem Kostüm und ohne Geld, mußte er sich verdächtig machen. Wenn man ihn anhielt, wenn man ihn festnahm, kam es auch zu Tage, wer er sei und er wurde an Rußland ausgeliefert.

Im Walde aber konnte er nicht bleiben, denn der wüthendste Hunger plagte ihn. Hier im Walde konnte er auch nichts für die Rettung der Geliebten thun, an die er jetzt wieder lebhaft dachte. Aus der Ferne her tönte hin und wieder dumpfes Rollen zu ihm herüber, dort war gewiß eine Chaussee, auf welcher Wagen fuhren. Er ging dem Geräusch nach und fand in der That die Straße nach einem Marsch von ungefähr einer Viertelstunde.

Noch einmal überlegte er, daß das weitere Verbergen doch nichts helfe und schlug die Richtung zu seiner Rechten ein, sich am Waldrande in der Nähe der Straße haltend. Nach einem abermaligen Marsch von einer Viertelstunde sah er vor sich ein einzelnstehendes Häuschen, das den Anfang eines Dorfes zu bilden schien.

Ob es gerathen war, in diesem Hause vorzusprechen und um etwas Nahrung zu bitten, sowie nach dem Wege zu fragen?

Walewski kämpfte deshalb einen schweren Kampf mit sich, aber schließlich entschloß er sich, auf das Häuschen loszugehen. Die Hausthüre desselben war offen und in der Vorflur Niemand zu sehen.

Er klopfte an die Thür rechts vom Vorflur und wartete auf den Ruf zum Eintreten.

## 15.

Als Rothmann die Verhaftung Koppenhagen's erfuhr, war er zuerst mit diesem Schritte, der allerdings nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, durchaus nicht einverstanden. Nach seiner Ansicht und seinen Dispositionen war der Schlag zu früh gefallen, trotzdem er zugeben mußte, daß Werkner in seiner Lage nicht wohl anders hatte handeln können. Aber er fürchtete, daß die Bande von der Verhaftung des Oberhauptes Nachricht bekommen werde, und dann war die Aufhebung derselben natürlich unmöglich.

Indeß hoffte Rothmann, Koppenhagen würde sich zu einem Geständniß herbeilassen und deshalb begab er sich

sofort in Begleitung Werkner's zu dem Gefesselten, den die Strangulation körperlich sehr mitgenommen zu haben schien, der aber inzwischen seine ganze Frechheit und Dreistigkeit wieder gewonnen hatte.

Als er Rothmann erkannte, flog über sein Gesicht ein Zug von verhaltener Wuth, aber er hütete sich, seine Lage durch Schimpfen oder Drohungen zu verschlimmern. Er blieb stumm und erst auf die Anrede Rothmann's: „Sie sind in unserer Gewalt und haben wohl kaum Hoffnung, aus derselben zu entweichen," entgegnete er:

„Und Sie werden sich über die Gewalt, die Sie an mir verübt haben, zu verantworten haben. Mit welchem Recht werde ich hier gefesselt und festgehalten? Was soll dieser gewaltsame Ueberfall? Was mischt man sich in meine Privatangelegenheiten? Bin ich ein Verbrecher?"

Rothmann war über diese Dreistigkeit empört und entgegnete: „Ja, Sie sind einer der elendesten Halunken, die Gottes Erde trägt. Aber Ihre Rolle ist ausgespielt, und Sie werden Rechenschaft zu geben haben über Ihre Schandthaten, wenigstens vor dem irdischen Richter."

Koppenhagen antwortete mit einem ironischen Gelächter. „Sie wollen mich dem irdischen Richter überliefern," sagte er frech, „der Spaß ist gut! Was soll ich denn gethan haben?"

„Es wird Ihnen nachgewiesen werden," entgegnete Rothmann, „daß Sie das Haupt einer Falschmünzerbande sind."

„Immer zu," entgegnete Koppenhagen, „wenn Sie mir das beweisen können, so sollen Sie Recht haben, aber vor-

läufig will ich die Zeugen sehen, die mich der Falschmünzerei beschuldigen. Hat man mich je falsches Geld ausgeben gesehen? Kann man mir irgend etwas nachweisen, was mich verdächtigt?"

„Das Zeugniß Wolf's," entgegnete Rothmann, „wird Sie überführen."

„Das Zeugniß dieses Elenden," entgegnete Koppenhagen, „dieses Schuftes, den ich vom Hungertode gerettet habe, wird man kaum gelten lassen können. Was habe ich denn von ihm gefordert? Ich habe mir einmal von ihm, das hat er Ihnen wohl erzählt, einen Stempel schneiden lassen. Man beweise mir jedoch, daß ich diesen Stempel zur Falschmünzerei verwendet habe. Sind das alle Ihre Beweise, von denen Sie reden, dann sollten Sie doch etwas vorsichtiger sein, denn ich werde mein Recht wegen der Freiheitsberaubung, die mir hier geschieht, suchen."

„Es ist dieses absolute Ableugnen aller Schuld," erklärte Rothmann, „ein alter Verbrecherkniff, der heute wenig mehr hilft. Sie wissen, was Sie auf dem Kerbholz haben, und ich kann Ihnen nur rathen, verschlimmern Sie Ihre Lage und das Strafmaß, das Ihnen zufallen wird, nicht noch dadurch, daß Sie verstockt bleiben. Gestehen Sie, und Sie werden Ihr Gewissen erleichtern und außerdem die Richter, denen Sie vorgeführt werden, milder stimmen."

Koppenhagen zuckte die Achseln und erklärte: „Ich habe nichts zu gestehen."

„Man hat bei Ihnen Haussuchung gehalten," sagte Rothmann.

Koppenhagen lächelte ironisch und sagte: „Auch wegen dieser Gesetzwidrigkeit werden Sie sich zu verantworten haben. Aber mir soll es gleichgiltig sein, diese Haussuchung wird zum Mindesten ergeben haben, daß ich ein ehrlicher Mann bin und daß man nichts unter meinen Sachen gefunden hat, was auf mich auch nur die Spur eines Verdachtes werfen könnte."

„Allerdings," entgegnete Rothmann, „Sie sind zu klug und raffinirt gewesen, um unter Ihren Effekten etwas zu verwahren, was Sie direkt verdächtigen könnte. Aber man hat doch etwas gefunden, was Ihnen unangenehm sein dürfte. Hier diesen Plan."

Er zeigte ihm einen Bogen weißes Papier, auf dem mit schwarzen und rothen Linien der Grundriß verschiedener Räumlichkeiten verzeichnet war.

Koppenhagen aber warf nur einen verächtlichen Blick auf den Plan und sagte: „Wenn das etwas Gravirendes für mich ist, steht es Ihnen frei, dasselbe gegen mich zu verwenden. Der Plan ist viele Jahre alt, bezieht sich gar nicht auf die hiesige Gegend, sondern stammt aus meinem Aufenthalt in Rußland und war die Zeichnung für die Anlage eines Cirkus, den damals unser Direktor in Warschau bauen lassen wollte."

„Ich bin kein Kind," entgegnete Rothmann, „um diese thörichten Ausreden zu glauben. Das Papier allein verräth Sie, denn der Wasserstempel ist der einer deutschen Fabrik."

„Was will das sagen," entgegnete Koppenhagen, „kommt deutsches Papier nicht auch nach Rußland? Nebenbei

mögen Sie davon halten, was Sie wollen. Ich bin gar nicht neugierig darauf, was Sie aus dieser Zeichnung noch herausfinden werden."

„Ich will es Ihnen ganz offen sagen," entgegnete Rothmann. „Ich halte diesen Plan für denjenigen Ihrer Falschmünzerwerkstatt, und Sie würden sich selbst wirklich einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie Angaben machen wollten, wo diese Werkstatt liegt."

Ein höhnisches Gelächter Koppenhagen's war die Folge dieser Worte. „Sie bringen mich trotz meiner augenblicklichen Lage zum Lachen. Also eine Falschmünzerwerkstatt! Sie besitzen eine ganz schöne Phantasie. Nun, wenn es Ihnen Spaß macht, halten Sie den Plan für eine Falschmünzerwerkstatt und suchen Sie diese. Wenn ich Ihnen selbst den Gefallen thun wollte, auf Ihre Scherze einzugehen, so könnte ich Ihnen doch nicht dienen, denn ich weiß in der That nicht, wo eine Falschmünzerwerkstatt sein sollte. Und nun wollte ich außerdem Sie auf das Dringendste ersuchen, mich an irgend eine Behörde oder einen Richter auszuliefern, wenn Sie nicht wollen, daß Sie schwere Verantwortlichkeit wegen meiner Gefangennahme und Fesselung auf sich laden."

„Ihre Fesselung," erklärte Rothmann, „ist nothwendig, weil Sie einen Fluchtversuch gemacht haben."

„Ach so," höhnte Koppenhagen, „das ist wohl auch ein Verdachtsgrund gegen mich. Nun, ich denke, wenn jeder andere Mensch plötzlich niedergeschlagen und der Freiheit beraubt würde, wird er den Drang fühlen, sich seinen Verfolgern zu entziehen."

Rothmann hörte auf diese höhnischen Worte Koppenhagen's nicht, sondern verließ das Zimmer, um sich nach der Giebelstube hinauf zu begeben, wo er Werkner antraf.

„Hat er etwas gestanden?“ fragte dieser.

„Nein,“ sagte Rothmann, „er ist ein so hartgesottener Schurke, wie selten einer gefunden wird, und weder Bitten noch Drohungen können ihn bestimmen, etwas auszusagen. Er muß ahnen, in welcher Situation wir uns befinden, und daß wir mit der Verhaftung seiner Person so gut wie nichts erreicht haben. Was liegt gegen ihn vor? Nichts, als die Aussage Wolf's, und der ist schließlich sein Mitschuldiger. Wir haben ihn weder falsches Geld ausgeben, noch Andere dazu anstiften gesehen, und wenn wir die Leute, die mit ihm verdächtigen Umgang hatten, verhaften, erreichen wir gar nichts, denn diese werden sich auch auf's Leugnen verlegen. Bei der Aufhebung der Falschmünzer ist die Hauptsache die Auffindung der Werkstätte, der Maschinen, die zum Prägen benutzt, und des Geldes, das angefertigt wurde, oder die ganze Sache hat keinen Zweck. Es ist eine gänzlich verfahrene Geschichte!“

„Sie müssen nicht so verzweifeln, College, immerhin haben Sie viel erreicht!“

„Ich danke Ihnen für Ihren Trost, aber er beruhigt mich nicht. Ich habe nichts erreicht. Ja, als ich Sie kommen ließ, als Wolfs einwilligten, daß Sie unter der Maske der beorderten Schwester hierherkamen, glaubte ich viel gewonnen zu haben, ich glaubte, daß überhaupt nichts unsere Pläne stören würde, aber jetzt liegt die Sache an-

ders, und Sie können sich denken, wie die Enttäuschung auf mich wirkt!"

Noch während dieser letzten Worte Rothmann's war Wolf eingetreten und meldete: „Es ist ein Mann unten, der Koppenhagen hier sucht, weil er ihn seit einigen Tagen nicht getroffen hat. Es ist ein Bergarbeiter Namens Rukowski, den ich kenne, und der auch weiß, daß ich mit Koppenhagen vertraut war. Er behauptet, er habe ihn nach etwas Wichtigem zu fragen. Was soll mit dem Mann geschehen?"

„Eine fatale Sache!" entgegnete Rothmann. „Sie kennen diesen Rukowski näher?"

„Ja," entgegnete Wolf, „ich kenne ihn, wie bereits erwähnt, denn er war mit Koppenhagen sehr bekannt und stand im besonderen Dienste desselben!"

Rothmann dachte einen Augenblick nach, dann schien er einen energischen Entschluß gefaßt zu haben. Er trat mit Werkner zur Seite und erklärte dann: „Herr Wolf, bringen Sie den Mann herauf. Vielleicht schickt ihn uns der Himmel! Wenn er ein Vertrauter Koppenhagen's ist, gelingt es uns vielleicht, von ihm etwas zu erfahren. Im schlimmsten Falle halten wir ihn als verdächtig fest!"

Wolf ging nach dem Erdgeschoß hinunter und kehrte nach einiger Zeit mit Rukowski zurück, der sehr erstaunt schien, als er vor sich zwei Fremde erblickte. Indeß begrüßte er dieselben unterthänig, als ihm Wolf erklärte: „Das sind die beiden Freunde des Herrn Koppenhagen, von denen ich Euch sprach. Herr Koppenhagen ist verreist und zwar auf Befehl der beiden Herren, denen auch

Ihr Gehorsam leisten sollt! Der Mann fragt nämlich, ob morgen gearbeitet werden soll!" sagte Wolf, indem er sich an Rothmann wendete und diesem einen bezeichnenden Blick zuwarf.

„Gewiß soll morgen Abend gearbeitet werden," entgegnete Rothmann, „gewiß, mehr als je, und wir wollen auch bei der Arbeit zugegen sein, denn wir müssen uns einmal genau unterrichten. Ihr werdet uns hoffentlich mit Euch nehmen?"

„Nein," entgegnete Rukowski, „Ihr wißt sehr wohl, daß ich dies nicht thun darf, Ihr hättet denn für mich einen Befehl oder ein Zeichen von Koppenhagen."

„Brav gesprochen," entgegnete Rothmann, „genügt Euch dies?"

Er griff in die Tasche und zeigte Rukowski den Siegelring Koppenhagen's mit dem Hundekopf. Rukowski betrachtete den Ring und entgegnete: „Das genügt. Ich sehe, daß die Herren in der That Freunde des Herrn Koppenhagen sind."

„Wir wollten Euch auch nur auf die Probe stellen," sagte Rothmann mit freundlichem Lächeln, „und es freut mich, daß Ihr die Probe so gut bestanden habt."

Dann griff er wieder in die Tasche und überreichte dem Rukowski aus einem Portefeuille einen Fünfundzwanzigthalerschein. „Das ist," erklärte er, „für Euch, weil Ihr die Probe so gut bestanden habt."

Rukowski nahm das Geld mit freundlichem Lächeln und küßte zum Dank, nach polnischer Sitte, den Rockzipfel Rothmann's. Wenn noch etwas nothwendig ge-

wesen wäre, um bei Rukowski einen etwaigen Verdacht zu zerstreuen, so wäre dies der Geldschein gewesen.

„Wir sind ja auch nicht ganz mit den Verhältnissen unbekannt," fuhr Rothmann, allerdings jetzt mit klopfendem Herzen fort, denn was er thun wollte, war ein Wagniß, „wir haben hier einen Plan der Arbeitsstelle. Wir zeigen Euch dies, damit Ihr seht, welches Vertrauen uns Herr Koppenhagen schenkt."

Er breitete den in Koppenhagen's Wohnung gefundenen Grundriß vor Rukowski aus und betrachtete mit gespannter Erregung die Mienen desselben, denn es war viel verloren, wenn diese Zeichnung nicht in der That der Plan der Werkstelle war.

„Versteht Ihr Euch auf solche Zeichnung?" fragte Rothmann noch leichthin.

„O ja," entgegnete Rukowski, „ich war früher Zimmerling im Bergwerk und habe nach Zeichnungen arbeiten müssen. Das ist in der That ein sehr genauer Plan. Hier ist das Haus im Steinbruch, hier ist der Wald, hier ist der Weg nach Rudow, hier nach Myslowitz, hier stehen die Prägemaschinen, da ist der Schmelzofen, ganz richtig! Der Plan ist sehr gut."

Rothmann und Werkner hätten vor Entzücken aufjubeln mögen, denn ihre Vermuthung hatte sich bestätigt.

„Morgen Abend wird also gearbeitet?"

„Ja," entgegnete Rukowski, „wenn ich nicht noch Gegenbefehle bringe."

„Das ist nicht nothwendig," entgegnete Rothmann, „im Gegentheil, es muß noch länger gearbeitet werden

als früher. Koppenhagen wird Euch das bestätigen, wenn er morgen zurückkommt. Wann fängt morgen Abend die Arbeit an?"

„Gegen acht Uhr," erklärte Rukowski, „dann ist Alles versammelt."

„Habt Ihr jetzt irgend etwas Wichtiges vor?" fragte Rothmann dann noch möglichst gleichgillig Rukowski.

„Nein!" entgegnete dieser.

„Nun, dann wäre es mir angenehm, wenn Ihr hier bliebet, weil ich vielleicht noch Manches mit Euch zu besprechen habe. Es soll Euch an guter Aufnahme nicht fehlen. Ich werde Euch auch bei Koppenhagen loben, denn in der That seid Ihr ein recht verständiger Bursche und Ihr könnt mir glauben, ich gelte bei Koppenhagen etwas."

„Der Herr hat zu befehlen," sagte Rukowski demüthig, indem er wiederum den Rockzipfel Rothmann's küßte. Dieser hatte Wolf vorher etwas zugeflüstert, und dieser erschien jetzt mit einem Imbiß und einigen Flaschen Wein, die er selbst aus dem Dorfwirthshause rasch geholt hatte.

„Es ist jetzt zehn Uhr Abends," erklärte Rothmann, „Ihr könnt hier bei dem Herrn oben übernachten, während ich noch unten Briefe schreibe. Damit Euch die Zeit nicht lang wird, könnt Ihr eine kleine Unterhaltung anstellen."

Werkner zwinkerte mit den Augen, um anzudeuten, daß er verstanden habe, was Rothmann wolle, und bald darauf saß er mit Rukowski allein in dem kleinen Giebelzimmer, Rukowski, wie es schien, in bester Stimmung über das Geldgeschenk und die Aussicht, bei Koppenhagen

ein Lob zu bekommen, und Werkner ihn beständig zum Trinken auffordernd.

Wolf und Rothmann standen unten in der Küche beisammen, und Letzterer konnte sich seiner Freude gar nicht erwehren.

„Gott sei gelobt und gepriesen, nun haben wir die ganze Gesellschaft!" rief er aus. „Als mir dieser Rukowski sagte, daß es sich bei dem Plane um einen Steinbruch handle und mir die Wege von Rudow und Myslowitz nannte, fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Ich wußte sofort, daß es sich um den Steinbruch handelte, der kaum eine Viertelmeile von Rudow entfernt ist und an dem ich oft genug vorbeigegangen bin. Morgen Abend haben wir die ganze Bande in der Falle und wir bekommen sie, wenn selbst dieser Rukowski sich weigern sollte, uns zu führen. Nun, Wolf, besorgen Sie mir einen Wagen, der mich am Ausgange des Dorfes erwarten soll. Ich muß sogleich fort von hier, um Dispositionen für morgen Abend zu treffen. Wenn Sie zurückkommen, will ich Ihnen die Instruktionen mittheilen, nach denen Sie und Werkner heute und morgen zu handeln haben, denn wir werden uns wohl vor morgen Abend nicht wiedersehen!"

## 16.

Esther kam auf ihrer Flucht aus dem Wolf'schen Hause schon nach kurzer Zeit in den Wald. Sie eilte aber auch hier noch, so rasch sie ihre Füße tragen wollten, davon, um etwaigen Verfolgern zu entgehen. Hier und dort mit ihrem Mantel in dem dichten Unterholz hängen

bleibend, von Sträuchern und herabhängenden Zweigen aufgehalten oder schmerzlich getroffen, dachte sie doch nicht daran, einen gebahnten Weg aufzusuchen, weil sie auf diesem sich nicht sicher glaubte. Sie fürchtete jetzt gleichmäßig die Verfolgung der Kriminalpolizei und eine Begegnung mit den Falschmünzern, denn in beiden Fällen hätte man sie vielleicht aufgehalten. Ihr aber lag daran, vorwärts zu kommen, um wo möglich noch zu retten, was irgend möglich war.

In erster Reihe wollte sie ihren Vater warnen und, wenn es nicht zu spät war, seine Flucht veranlassen, dann aber dachte sie an die Rettung Walewski's. Sie hoffte ihn jetzt eher befreien zu können, als früher, wenn dies Baruch nicht bereits gelungen sein sollte. Sie wollte den Vater in diesem Falle zum Bundesgenossen machen, dem sie ja doch schon bei der Warnung mittheilen mußte, daß sie in den größten Theil seiner Geheimnisse eingeweiht war. Zwar Koppenhagen hatte ihr gesagt, daß ihr Vater entflohen sei. War diese Mittheilung wahr, so war dies ja für den Vater um so besser, denn er befand sich in Sicherheit, auf die Befreiung Walewski's allerdings war dann weniger sicher zu rechnen.

Aber Esther wollte nach N., so rasch als möglich, und sie wußte nicht einmal, in welcher Richtung die Stadt lag. Sie sah nach ungefähr einstündigem Umherwandern ein, daß es zwecklos sei, im Walde umher zu laufen, daß sie vielmehr daran denken müsse, sich einen Wagen zu beschaffen und auf diesem so rasch als möglich N. zu erreichen. Sie überzeugte sich davon, daß ihr das Geld

nicht abhanden gekommen war, das sie zu sich gesteckt hatte, als Rukowski sie abholte, und diese Ueberzeugung machte ihr wieder etwas Muth.

Von links herüber hörte sie Geräusch von Wagen und Pferdehufen, sie bog nach jener Richtung ab und kam auf die Chaussee. Noch zögerte sie, dieselbe zu betreten, da sie aber vor sich ein einzelnstehendes Häuschen erblickte, welches den Anfang eines Dorfes zu bilden schien, beschloß sie sofort dort Nachfragen nach dem Wege und nach einem Wagen zu halten.

Sie fand in dem Häuschen nur eine noch ziemlich junge Frau mit einem Kinde, das in der Wiege lag. Die Frau sang ein melancholisches polnisches Wiegenliedchen, als Esther die niedrige Stube im Erdgeschoß betrat, und war nicht wenig erstaunt über den fremden Besuch.

„Gute Frau," redete Esther sie an, „wollt Ihr mir erlauben, mich für einen Augenblick bei Euch niederzulassen und auszuruhen, ich bin erschöpft und krank. Vielleicht seid Ihr so gut und gebet mir einen Trunk Wasser."

„Setzt Euch nieder und ruhet Euch aus," entgegnete die Frau, indem sie aufstand, um aus einem Wasserbottich in der Ecke des Zimmers ein irdenes Töpfchen mit Wasser zu füllen. „Ihr habt wohl schon einen weiten Weg gemacht?"

„Ja. Ich bin seit früher Morgenstunde unterwegs. Ich will nach N."

„Dann habt Ihr aber noch über zwei Meilen Weges zu machen, die werden Euch schwer genug fallen, wenn Ihr jetzt schon so ermüdet seid."

„Und doch muß ich weiter," entgegnete Esther, „ich habe die Nachricht erhalten, daß mein Vater sehr krank ist. Könnte ich hier nicht einen Wagen miethen, der mich weiter bringt. Ich habe Geld, um ihn zu bezahlen."

„Im Dorfe würdet Ihr wohl einen einfachen Wagen miethen können, denn die Bauern haben ihre Feldarbeit fertig und die Pferde müßig im Stalle stehen. Ihr müßt in das Dorf hinunter."

„Ich bin so erschöpft," entgegnete Esther, „könntet Ihr mir nicht einen Wagen besorgen? Ich verlange es nicht umsonst. Hier habt Ihr Geld. Vielleicht könnt Ihr auch im Dorfe etwas zum Essen für mich einkaufen, denn ehe der Wagen hier ist, wird doch wohl noch eine Stunde vergehen."

„Ich würde es schon thun," entgegnete die Frau, welcher das Geld, das sie in der Hand hielt, Vertrauen einzuflößen schien, „aber ich bin Wittwe und wohne allein in diesem Häuschen, ich habe daher Niemand, der auf das Kind achtet. Wollt Ihr mir aber versprechen, Euch hier an die Wiege zu setzen und auf das Kind Acht zu geben, so will ich rasch für Euch in's Dorf laufen."

Esther versicherte der Frau, daß sie auf das Kind genau Acht geben wolle, und diese schlug nun ein Tuch um den Kopf, um sich gegen die Kälte zu schützen, und entfernte sich.

Esther war allein. Ihr Blick fiel auf das Gesicht des Kindes, das so friedlich in seiner Wiege schlummerte und noch nichts wußte von allem Elend, allem Jammer des Menschenlebens; dann betrachtete sie das einfache

Mobiliar, das nur aus hölzernen Bänken ringsum an der Wand, einem Tisch und einer buntbemalten Truhe bestand. Und doch erschien ihr diese ärmliche Hütte mit dem friedlich schlummernden Kinde wie eine Oase in der Wüste, durch welche nun schon seit Monaten ihr Lebensweg ging.

Nein, nein, sie wollte nicht weinen. Sie wollte ihren Muth aufrecht erhalten, denn sie würde ihn brauchen können in den nächsten Stunden und Tagen.

Aber ihre Hände falteten sich zum Gebet und ihre Blicke hafteten auf dem Gesicht des Kindes, als könnten sie aus dessen Frieden Kraft und Lebensvertrauen auch für ihre Seele gewinnen.

Da klopfte es an die Thür.

Esther fuhr auf; was war das?

Sie wurde plötzlich von der namenlosen Angst befallen, daß Menschen, die sie verfolgten, hinter jener Thür sein könnten. Es klopfte wieder und dringender! Esther erhob sich zitternd und wagte nicht zu rufen.

Die Klinke wurde niedergedrückt, die Thür öffnete sich und in ihrem Rahmen erschien — Walewski.

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Sekunden lang starrten sich die Liebenden an, von denen jeder den anderen weit entfernt in Noth und Gefahr dachte, dann ertönte ein doppelter Schrei, und schluchzend hielten sich Esther und Walewski umschlungen.

Küsse — Thränen — abgebrochene, gestammelte Worte — Ausrufe — Jubellaute — Schluchzen. In der ersten

Viertelstunde waren das die Laute, welche die vor Seligkeit zitternden Menschen von sich gaben.

Nach so viel Leid und Schmerz war das fast zu viel Glück, und vergessen war wenigstens augenblicklich aller Kummer. Die beiden liebenden Herzen ahnten ja nicht, daß das Schicksal sie nur auf einen kurzen Augenblick zusammengeführt hatte, um sie dann um so unbarmherziger wieder zu trennen.

Als der erste Sturm der leidenschaftlichen Freude und des Entzückens vorüber war, wollte Esther sich schamhaft den Armen Walewski's entwinden, aber er hielt sie fest. Er ruhte nicht, bis sie unter Stocken und Erröthen mit zitternden Lippen ihm gesagt hatte, daß sie ihn liebe, und er dankte ihr für diese Worte mit glühenden Küssen.

Die Welt umher, alles Aeußerliche schien ihnen in ihrer Seligkeit versunken und verschwunden, und sie hatten die Empfindung, als schwebten sie mit Engelsflügeln hoch über der Welt und all ihrer Qual. Erst die Zurückkunft der von Esther entsendeten Frau erinnerte die Liebenden daran, daß sie sich Beide auf der Flucht befanden und großen Gefahren ausgesetzt waren.

Die Frau war natürlich sehr erstaunt, daß sich in ihrer Abwesenheit noch ein Gast eingestellt hatte, aber sie beruhigte sich, als sie erfuhr, daß der junge Mann angeblich der Gemahl der jungen Dame sei, obgleich das Erröthen Esther's und deren Verlegenheit eigentlich gegen die Wahrheit der Erklärung sprachen. Aber die Frau war Zeit ihres Lebens nicht gewöhnt, viel über Angelegenheiten, die nicht die ihrigen waren, nachzudenken. Sie

berichtete, daß der Wagen erst in einer Stunde eintreffen würde, weil die Pferde noch nicht abgefüttert seien; dann packte sie das Fleisch aus, das sie mitgebracht hatte, und Esther machte sich an die Zubereitung desselben, da auch Walewski erklärte, sehr hungrig zu sein.

Bis das Essen fertig war und dann während der gemeinsamen Mahlzeit unterhielten sich die Liebenden in französischer Sprache, nur hin und wieder mit der Gastgeberin einige Worte in polnischer Sprache wechselnd, um sich bei ihr unauffällig über die Richtung des Weges nach N. und über die Lage der nächsten Ortschaften zu unterrichten.

Die Liebenden mußten sich natürlich viel Zwang auferlegen, als sie sich ihre Schicksale seit dem letzten Zusammensein erzählten, aber die Zeit drängte und man mußte sich kurz fassen, um zu überlegen, was zunächst zu geschehen habe.

Das Resultat ihrer Berathung war folgendes: Esther sollte nach N. fahren, um ihren Vater zu warnen. Walewski wollte ihr erst, wenn es dunkel geworden war, dahin folgen, damit seine Ankunft am Tage im Hause kein Aufsehen errege und ihn nicht verrathe, denn noch immer drohte ihm die Auslieferung an Rußland. Es wäre ja für ihn auch wohl sicherer gewesen, er hätte das ihm von Esther angebotene Geld genommen und hätte sich weiter von der Grenze entfernt, aber Walewski wußte, daß für Esther schwere Stunden, vielleicht selbst bei den Enthüllungen, die sie dem Vater zu machen hatte, bevorstanden und er wollte sie nicht ohne Hilfe und Beistand

lassen. Esther sollte zum Zeichen, daß er am Abend in Sicherheit das Haus betreten könne, ein Licht in das Fenster des Giebelstübchens stellen, in welchem Walewski gewohnt hatte, und war Letzterer erst in Peiser's Hause, dann sollten dort weitere Entschlüsse gefaßt werden.

Der bestellte Wagen erschien, und Esther mußte von Walewski scheiden. Erröthend duldete sie seinen Kuß, erröthend erklärte sie der Frau, daß ihr Gatte noch die Rückkunft des Wagens bei ihr abwarten wolle, dann bestieg sie das Gefährt. Noch ein Blick, ein inniger Blick voll Liebe wurde mit dem Zurückbleibenden getauscht, dann zog das Pferd an und Esther rollte davon.

Es war Nachmittag, als sie nach N. abfuhr, von wo sie nunmehr fast drei Tage entfernt gewesen war, und ihr Herz klopfte bei dem Gedanken, vor den Vater treten zu müssen, um ihm zu sagen: „Ich weiß, daß Du ein Verbrecher bist, fliehe."

Das kleine Pferdchen vor dem Wagen mit Korbgeflecht, auf dem mittelst eines Bundes Stroh und einer darüber gebreiteten Decke ein Sitz eingerichtet war, trabte zuerst ziemlich lustig in der Richtung auf N. zu. Esther fragte den Bauer, wie lange es wohl dauern könnte, bis sie die Stadt erreichten, und dieser erklärte, vor Abend dort eintreffen zu wollen. Diese Zeit schien Esther gerade günstig zu sein. Sie konnte dann ihren Vater warnen, und dieser, wie sie glaubte, mit Leichtigkeit unter dem Schutze der Nacht die Flucht ergreifen.

Aber das Schicksal wollte es nicht, daß sich die Reise so glatt vollziehen sollte. Nach ungefähr halbstündiger

Fahrt, zum größten Theil auf schlechten Wegen und durch den Wald, begann das kleine Pferd zu lahmen, und als der Bauer endlich abstieg, um kopfschüttelnd nachzusehen, was mit dem Thiere geschehen sei, stellte es sich heraus, daß dasselbe ein Eisen verloren hatte. Das Jammern, welches der Besitzer des Pferdes darüber erhob, dauerte ziemlich lange, und er schien nicht übel Lust zu haben, sofort wieder umzukehren, wogegen Esther sich kaum hätte sträuben können. Sie befand sich allein auf einer einsamen Straße, mitten im Walde. Selbst ihre Bitten schienen nichts zu helfen, bis sie sich erbot, dem Manne das Fahrgeld zu verdoppeln und sofort auszubezahlen, worauf dieser versprach, wenigstens bis zum nächsten Dorfe zu fahren, um dort einen Schmied aufzutreiben, der das Pferd neu beschlagen könne. Von jetzt an ging es ziemlich im Schritt weiter, bis man ein einsam gelegenes Gasthaus an einer Straßenkreuzung erreichte, dasselbe, in welchem einige Tage vorher Rothmann zusammen mit Koppenhagen eingekehrt war, und wo Rothmann zum ersten Male den Namen Peiser gehört hatte.

Diese Schänke schien auf den Fuhrmann eine außerordentliche Anziehungskraft auszuüben, denn er erklärte rund heraus, daß er dort halten müsse, um sein Pferd ausruhen zu lassen. Er fuhr auch mit dem Wagen direkt auf den Hof, und Esther wagte es nicht einmal, das Gefährt zu verlassen, sondern blieb, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Wagen sitzen. Nach einiger Zeit kehrte der Fuhrmann wieder zurück und theilte ihr mit, daß das nächste Dorf, in welchem sich eine Schmiede befinde, nicht weit

sei, daß er daher sein Pferd ausspannen und zum Schmied führen wolle, um ihm dort ein neues Eisen auflegen zu lassen. Er rieth Esther, nicht auf dem Wagen sitzen zu bleiben, sondern die Schänkstube aufzusuchen, wo sich gerade Niemand befinde, und wo sie sich unbehindert aufhalten könne, bis er wieder zurückkehre.

So unangenehm auch für Esther dieser erneute Aufenthalt war, so mußte sie sich doch fügen, wollte sie überhaupt heute noch vor Einbruch der Dunkelheit das Vaterhaus erreichen. Der Bauer schirrte sein Pferd aus und führte dasselbe im langsamsten Schritt davon, während Esther sich entschließen mußte, die Schänkstube aufzusuchen, wo der Wirth sie flüchtig begrüßte und ihr dann empfahl, in der Nähe des Ofens Platz zu nehmen, damit sie sich von ihrem Warten auf dem Wagen erwärme.

Esther fragte ihn, wie weit es noch bis N. sei, und sie erfuhr, daß die Entfernung fast zwei Meilen betrage. Sie sprach auch ihre Furcht aus, daß es ihr kaum möglich werden würde, noch vor Einbruch der Nacht nach Hause zu gelangen; aber der Wirth tröstete sie damit, daß sie von jetzt ab chaussirten Weg hätten. Esther saß in Gedanken versunken eine halbe Stunde lang neben dem Ofen und horchte auf jedes Geräusch draußen, weil sie jeden Augenblick hoffte, den Hufschlag des durch den Bauer zurückgebrachten Pferdes zu hören. Es verrann aber fast eine Stunde, und weder von dem Bauer, noch von dem Pferde war etwas zu sehen. Die Dunkelheit brach herein, der Wirth, der sich bis dahin in seiner Privatstube oder im Hofe aufgehalten hatte, kam herein, zündete jetzt die

Lampe an, welche an der Decke der großen Schänkstube hing, und verabreichte auch Esther auf ihren Wunsch etwas zu essen, weil sich nun der Hunger wiederum bei ihr geltend machte.

Er beruhigte sie auch darüber, daß der Fuhrmann so lange ausbleibe, indem er erklärte, der Schmied, zu welchem Jener gegangen, betreibe gleichzeitig das Gewerbe eines unprivilegirten Thierarztes und sei manchmal weit von seiner Wohnung zur Hilfeleistung bei Thieren geholt, weshalb dann diejenigen Kunden, die Schmiedearbeit von ihm wünschten, lange auf ihn warten müßten.

Als die Dunkelheit draußen fast gänzlich hereingebrochen war, hörte Esther plötzlich Hufgeklapper und das Rollen eines Wagens. Rasch trat sie an das Fenster, um zu sehen, ob nun Aussicht für sie vorhanden sei, ihre Reise weiter fortsetzen zu können. Statt dessen sah sie aber einen einspännigen Wagen vorfahren, auf welchem der Führer allein saß. Dieser stieg ab und betrat bald darauf die Schenkstube, indem er sich musternd in derselben umsah. Es war niemand Anderes als Kopisch, der Blauröckige, der ohne Nachricht und Ordre von Koppenhagen nun schon zum zweiten Mal den Weg fuhr, welchen er gewöhnlich mit ihm zu machen pflegte, in der Hoffnung, ihm in irgend einem der Lokale zu begegnen.

Er musterte auch Esther mit prüfendem Blick, und als der Wirth hereinkam, winkte er ihm geheimnißvoll zu, um bald darauf mit ihm das Zimmer zu verlassen, als ob sie draußen ein heimliches Gespräch mit einander zu führen hätten. Esther fühlte sich durch diesen Vor-

gang sehr beängstigt. Sie hatte schon bei der Trennung von Walewski gefürchtet, daß sie mit irgend einem Mitgliede der Koppenhagen'schen Bande zusammenstoßen könne, und nicht mit Unrecht glaubte sie, daß dann ihrer Weiterreise Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden würden. Auch der blauröckige Mann, der vorher eben eingetreten war, schien ihr bekannt, sie glaubte ihn schon im Hause ihres Vaters gesehen zu haben, aber da sie wohl wußte, daß gegen ihren Vater eine gewisse Feindseligkeit von seiten der Anhänger Koppenhagen's bestehe, wagte sie nicht, sich ihm zu erkennen geben, sie fürchtete vielmehr, von ihm erkannt zu werden.

In welche entsetzliche Situation brachte sie doch das Verbrechen ihres Vaters, an dem sie gänzlich unschuldig war, und um dessen willen sie bisher so viel zu leiden hatte. Welche Leiden aber standen ihr nicht noch bevor, selbst wenn es dem Vater gelang, sich zu flüchten. War sie doch durch sein Verbrechen der Schande verfallen, und viele, viele trübe, sorgenreiche Stunden hatte sie noch zu überstehen, selbst wenn sie glücklich nach Hause zurückkehrte.

Nach einiger Zeit hörte sie wiederum Pferdegetrappel. Es befand sich aber in dem Zimmer kein Fenster, von dem aus sie den Hof hätte übersehen können, um sich zu überzeugen, ob jetzt endlich der Bauer mit seinem Pferde von der Schmiede zurückkehrte und ob sie nun endlich ihre Fahrt fortsetzen könnte. Nach kurzer Zeit hörte sie das Rollen eines abfahrenden Wagens, und bald darauf betrat der Wirth das Zimmer, um ihr mit schlecht verhehltem

Erstaunen mitzutheilen, daß der Fuhrmann erklärt habe, nach Hause zurückkehren zu wollen, ohne seiner Verpflichtung in Betreff ihrer Weiterbeförderung nachzukommen. Er sei fortgefahren, weil sein Pferd nicht weiter strapazirt werden dürfe, der Schmied habe ihm das dringend angerathen.

Natürlich sagte der Wirth nicht, daß der Blauröckige ihm mitgetheilt hatte, die Frauensperson in der Schänkstube sei die Tochter Peiser's, welche höchst wahrscheinlich aus Koppenhagen's Gewahrsam entwichen und daß es dringend nothwendig sei, dieselbe auf irgend eine Weise festzuhalten. Dem Fuhrmann war darauf von dem Wirth erklärt worden, die Reisende sei mit einer anderen Fahrgelegenheit bereits nach N. gefahren, ja der Wirth zahlte sogar dem Bauern noch ein Trinkgeld, als dieser deshalb lamentiren wollte, damit er so schnell als möglich abfuhr.

Esther war zu klug, um nicht sofort in der Abfahrt des Bauern, die ja ohne allen triftigen Grund erfolgt war, eine gegen sie gerichtete Maßregel zu vermuthen, sie hütete sich aber wohl, ihrer Ansicht Ausdruck zu geben, sondern wendete sich vielmehr sofort an den Blauröckigen und sagte zu diesem: „Wäret Ihr bereit, mich gegen gutes Entgeld nach N. zu fahren, wenn ich Euch erkläre, daß ich Euch jeden Preis für die Fahrt zahlen will, den Ihr fordert, wenn Ihr mich nur bis nach Hause bringt?“

Der Blauröckige that, als thäte es ihm sehr leid, die Bitte Esther's abschlagen zu müssen, aber er erklärte, das Fuhrwerk gehöre nicht ihm, sondern einer anderen Person, deren Ankunft er hier erwarten müsse.

Als sich Esther dann mit einer erneuten Bitte, ihr Fahrgelegenheit zu verschaffen, an den Wirth wandte, zuckte dieser bedauernd die Achseln und erklärte, es würde Esther wohl nichts übrig bleiben, als den nächsten Morgen hier in der Schänke abzuwarten, weil es dann erst möglich sein würde, aus dem nahe gelegenen Dorfe ein Fuhrwerk zu beschaffen. Sie könne, setzte er ziemlich eilfertig hinzu, gänzlich unbesorgt sein, denn seine Frau würde sie in ihre Obhut nehmen und ihr ein gutes Bett für die Nacht, sowie gute Verpflegung besorgen.

Bei diesem Vorschlage wurde es Esther erst recht klar, daß sowohl dem Wirth, als auch dem Mann im blauen Rock daran lag, sie zurückzuhalten und ihre Abfahrt um jeden Preis zu verhindern. Sie war aber durchaus nicht geneigt, sich so ohne Weiteres in die Gewalt der Beiden zu begeben, sondern erklärte vielmehr, daß sie unter allen Umständen fort müsse, und daß sie zu Fuß aufbrechen würde.

Der Wirth schien durch diese wohl nicht vorher in Berechnung gezogene Entschlossenheit Esther's ziemlich in Verlegenheit gebracht zu sein, aber der Blauröckige war nicht so diplomatisch, als der Wirth.

Er vertrat Esther den Weg und erklärte: „Das dürft Ihr nicht thun!"

„Warum wollt Ihr mich hindern? Was liegt Euch daran, ob ich hier bleibe oder fortgehe? Führt Ihr etwa Böses gegen mich im Schilde?"

Der Blauröckige lachte gezwungen auf und entgegnete: „Nun, ich will nicht, daß Ihr Euch bei Nacht auf den

Weg macht, der für Euch viel zu beschwerlich ist, und von dem Ihr Euch so leicht verirren könnt. Mir ist Euer Vater bekannt, er würde es mir verargen, wenn ich dulden würde, daß Ihr bei Nacht und in der Finsterniß Euren Weg nach Hause nehmt. Bleibt nur bei diesem Wirth, der auch ein Freund Eures Vaters ist, morgen will ich Euch selbst nach N. bringen."

Der Blauröckige hatte wieder einmal mehr gesagt, als er sagen wollte. Aus seinen Worten erfuhr Esther, daß sie ihm und dem Wirth bekannt sei, und daß man sie zurückhalten wollte unter allen Umständen. Um so aufgeregter wurde sie aber und erklärte bestimmt: „Ich muß fort, und kostete es mein Leben!"

Sie wollte rasch an dem Blauröckigen vorüber, dieser aber faßte ihren Mantel, hielt sie fest und er winkte dem Wirth, ebenfalls Gewalt anzuwenden.

In diesem Augenblicke ertönte das Rollen eines Wagens. Man hörte einen Ruf, durch welchen Pferde zum Stehen gebracht worden, und sofort ließ der Blauröckige Esther los, welche nach der Thür sprang, gerade als diese aufgerissen wurde, und Göpfert, der Bekannte Rothmann's, der vor einigen Tagen hier die Begegnung mit ihm gehabt hatte, eintrat.

Wie wir wissen, war er aus N. und daher nicht wenig erstaunt, die Tochter des ihm bekannten Peiser, die schöne Esther, in dieser sonderbaren Lage zu finden. Aber auch ihn hatte Esther sofort wiedererkannt; sie faßte ängstlich seinen Arm und rief ihm zu: „Lassen Sie uns abfahren, wenn der Wagen vor der Thür der Ihrige ist!

Ich beschwöre Sie um Alles in der Welt, bringen Sie mich fort von diesem Ort!"

Der Bäckermeister, der von einer seiner Geschäftsreisen kam und wie gewöhnlich in der Schänke wieder einen kleinen Trunk zu sich nehmen wollte, folgte erstaunt der Aufforderung Esther's und begab sich zurück nach seinem Wagen. Auch der Wirth und der Blauröckige folgten ihm ziemlich enttäuscht über den Querstrich, den ihnen der Zufall durch ihre Rechnung gemacht hatte. Vielleicht wäre es ihnen nicht darauf angekommen, Esther mit Gewalt zurückzuhalten, aber auf dem Kutscherbock des Wagens, der dem Bäckermeister gehörte, saß nicht nur der Kutscher, sondern auch noch ein Begleiter, den sie nicht kannten. Es handelte sich also hier um drei gegen zwei Mann und außerdem um die Aufregung und das Aufsehen, das dadurch entstehen mußte, wenn der Wirth und der Blauröckige versucht hätten, Esther mit Gewalt zurückzuhalten. Sie mußten also unthätig zusehen, wie Esther mit dem Bäckermeister dessen Wagen bestieg und wie dieser bald darauf in schnellster Gangart davonfuhr.

Esther hätte jubeln mögen vor Freude, daß ihre Flucht aus einer so gefährlichen Situation im letzten Moment noch glücklich gelungen war. Da der Besitzer des Wagens fortwährend in sie drang, ihm zu erklären, wodurch sie sich denn gefährdet glaubte und was sie denn an jenem Orte zu thun gehabt habe, gab sie ihm einige unvollständige Erklärungen, indem sie ihn mit weiteren Erzählungen auf den nächsten Tag vertröstete, wenn er ihren Vater besuchen würde.

Es war nach zehn Uhr Abends, als der in raschester Gangart dahin rollende Wagen N. erreichte, und Esther fürchtete schon, Niemand zu Hause mehr wach zu treffen; pflegt man doch in solchen kleinen Orten früh genug zu Bett zu gehen. Sie ahnte ja nicht, daß seit wenigen Stunden ihr Vater dem irdischen Richter entzogen war.

Als indeß der Wagen vor dem Hause hielt, eilten die Mägde hinaus, welche froh waren, daß überhaupt nach so langer Zeit noch Jemand nach Hause kam, und sofort erfuhr Esther, daß ihr Vater inzwischen nicht wieder zurückgekommen sei. Das beruhigte sie, dagegen empfand sie lebhafte Besorgniß, als sie von der Abwesenheit Baruch's hörte. Sie wußte ja von Walewski, welche Rolle der ihr ergebene Krüppel bei seiner Rettung gespielt hatte, und sie fürchtete jetzt ernstlich, daß Baruch einen Versuch zur weiteren Rettung Walewski's unternommen habe und dabei verunglückt sei.

Aber noch eine Nachricht erhielt sie von den Dienstmädchen, die sie in Erstaunen setzte. Sie erfuhr, daß schon seit dem Tage vorher eine alte, vornehme Dame in der Stadt angekommen und in dem einzigen Gasthofe abgestiegen sei, die unterdeß schon zehnmal, theils persönlich, theils durch Boten nachgefragt habe, ob Peiser zu sprechen wäre.

Esther erklärte, ihr Vater würde wohl in den nächsten Tagen wiederkehren, gab eine vorher bedachte Erklärung über ihr eigenes Fortbleiben und befahl, ihr sofort Meldung zu machen, wenn Baruch nach Hause käme. Sie

zog sich in ihr Zimmer zurück, das sie jetzt natürlich mit höchst eigenartigen Empfindungen betrat.

Was war doch geschehen, seitdem sie von hier fortgewesen, und was würde die Zukunft bringen? Was sollte Esther jetzt beginnen, wenn sich ihr Vater wirklich in Sicherheit gebracht hatte? Sie stand allein, ohne jede Hilfe da, sie wußte nicht einmal, welche Geldmittel ihr zur Verfügung standen. Auch die Hoffnung, die sie sich behufs der gefahrlosen Fortschaffung Walewski's durch ihren Vater gemacht hatte, erfüllten sich nicht.

Eines der Mädchen trat ein und theilte ihr mit, daß die fremde Dame wieder erschienen sei und, nachdem sie erfahren habe, daß zwar nicht Peiser selbst, wohl aber seine Tochter nach Hause gekommen sei, um die Erlaubniß bitte, mit Esther einige Worte sprechen zu dürfen.

Esther befahl, die Dame nach dem besten Zimmer zu führen, und ordnete rasch ihre Toilette, dann ging sie nach dem Zimmer, wo jene sie bereits erwartete. Sie fand eine Dame mit weißem Haar und einem durchgeistigten feinen Gesicht, dem man indeß wohl ansah, daß der Kummer einzelne schärfer markirte Linien gezogen hatte. Ueber der großen, ebenmäßigen Figur der Dame lagerte ein gewisses vornehmes Etwas, das noch durch die durchweg schwarze Kleidung vermehrt wurde.

Die Fremde hatte sich beim Eintritt erhoben und schien überrascht über die Schönheit des jungen Mädchens, das sie hier in Peiser's Haus wohl nicht anzutreffen gehofft hatte.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein," sagte sie im ele-

gantesten Französisch, „wenn ich Sie störe, aber ich möchte von Ihnen selbst hören, wann Ihr Herr Vater zurückkehrt. Ich habe mir daher die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen.“

„Bitte, behalten Sie Platz, gnädige Frau. Ich bin leider nicht in der Lage, Ihnen genaue Auskunft über die Rückkehr meines Vaters zu geben. Er ist in Geschäften über die Grenze auf unbestimmte Zeit verreist.“

Die Dame schien über diese Nachricht nicht sehr erfreut, sie legte ihre Stirn in Falten und sagte endlich gepreßt: „Das ist für mich sehr unangenehm, sehr unangenehm, o Gott, es ist fürchterlich!“

„Könnten Sie mir nicht mittheilen, um was es sich handelt?“

Die Fremde sah Esther lange prüfend an, dann entgegnete sie: „Ich bitte Sie um Verzeihung, ich kann nur mit Ihrem Herrn Vater allein verhandeln und auch diesem nur meinen Namen nennen. Mißverstehen Sie mich nicht, es ist nicht Mißtrauen gegen Sie, aber es handelt sich nicht um meine Person allein!“

Die Dame erhob sich, um zu gehen. Ihr Schritt war zögernd und matt, als bewege sie sich nur mühsam vorwärts.

„Ich bitte Sie, mir die Störung zu verzeihen,“ sagte sie leise. „Ich muß warten, bis Ihr Herr Vater zurückkehrt.“

Sie wendete sich zum Gehen, und Esther sah das Gesicht der Fremden jetzt von der Seite im Profil. In diesem Augenblick sah sie deutlich Walewski's Züge in

dem Gesicht der Dame, und der Gedanke fuhr ihr durch den Kopf, daß sie Walewski's Mutter vor sich habe.

„Gnädige Frau!" sagte sie hastig. „Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick."

Die Fremde blieb stehen und sah fragend Esther an. Diese war indeß wiederum schwankend geworden, ob die Fremde wirklich die Mutter Walewski's sei. Sie fürchtete nun, sich getäuscht zu haben, als sie vorhin so plötzlich die Aehnlichkeit herausfand.

„Ich wollte nur fragen," sagte sie stockend, „ob Sie vielleicht sich erkundigen wollten — oder nachfragen — nach irgend Jemandem — der Ihnen vielleicht nahe steht —"

Esther schwieg. Die fremde Dame stand plötzlich vor ihr und hatte ihre Hände gefaßt.

„Haben Sie Mitleid," sagte sie mit zitternder Stimme, „haben Sie Mitleid mit einem seit Monaten von furchtbarster Qual gepeinigten Herzen — Sie scheinen zu wissen — sagen Sie mir Alles —" und mit flüsternder Stimme setzte sie hinzu: „Ich bin die Gräfin Walewska!"

„Sie werden Ihren Herrn Sohn noch heute Abend sehen!" erklärte Esther, und ihre Stimme zitterte.

„Mag Gott Sie segnen tausendmal für diese Worte!" rief die Dame leidenschaftlich erregt und zog Esther in ihre Arme.

Gerührt barg Esther ihr Gesicht an der Brust der Frau, die sie voll Theilnahme und Dankbarkeit umschlungen hielt. Hier ruhte sie an einem Mutterherzen, nach dem sie sich so unendlich gesehnt hatte.

## 17.

Für Rothmann war natürlich zunächst die Hauptsache, genügende Kräfte zusammen zu bekommen, um die Falschmünzer in ihrer Versammlung nöthigenfalls mit Gewalt aufzuheben. Polizei wollte der Beamte jedoch nicht dazu verwenden.

In Oberschlesien gehörte damals die Polizei noch zur patrimonialen Gerichtsbarkeit, und auch Rudow hatte eine Guts-Polizeiverwaltung, deren Beamte aus einem alten, mehr als siebenzigjährigen Polizeiverwalter und einem fast ebenso alten Polizeidiener bestanden. Den unteren Organen der städtischen und Guts-Polizeiverwaltungen mißtraute Rothmann, weil er fürchtete, daß dieselben Vortheile von den Falschmünzern zögen und mit diesen vielleicht unter einer Decke steckten. Die Kreisgendarmen zu requiriren, dazu war keine Zeit; denn diese meilenweit von einander postirten tüchtigen und vorzüglichen Beamten zusammen zu bringen, die den Tag über sich nicht zu Hause halten, sondern beständig auf Patrouillengängen und Dienstwegen sich befinden, war ganz und gar unmöglich. Es blieb nichts übrig, als militärische Hilfe in Anspruch zu nehmen, aber auch diese mußte mit Vermeidung alles Aufsehens beschafft werden und die nächste Garnison war Gleiwitz, wo das zweite preußische Ulanenregiment stand. Kavallerie ist für solche Zwecke zwar nicht die geeignetste Truppengattung, aber es blieb keine andere Wahl, als daß Rothmann sofort mit dem gemietheten Wagen nach Gleiwitz fuhr, sich dort bei den Civilbehörden legitimirte und durch diese in aller Heimlichkeit das Militär requiriren

ließ. Vierzig Ulanen unter der Führung eines Offiziers sollten Nachmittags möglichst unauffällig Gleiwitz verlassen und bis Abends sieben Uhr im Walde vor Rudow an einer von Rothmann bestimmten Stelle eingetroffen sein.

Dieser hatte unterdeß seinen Plan vollständig fertig gestellt, durch welchen, wenn kein unglücklicher Zufall dazwischen kam, der Schlag vollkommen gelingen mußte. Soviel Rothmann jetzt mit Sicherheit bekannt war, befand sich der Eingang zur Falschmünzerwerkstätte in jenem Steinbruch bei Rudow, den er oft genug gesehen hatte. Auf dem Grunde dieses Steinbruchs, mit seiner Seitenwand dicht an die steilaufragende Wand desselben gelehnt, stand hier ein Häuschen, welches während des Betriebes als Comptoir und Werkzeugraum des Steinbruchbesitzers gedient hatte, und jetzt von einem ältlichen Ehepaar bewohnt wurde; der Mann fungirte als Steinbruchwächter. Daß sich in der Nähe jenes Steinbruches ein altes, verlassenes Bergwerk befand, wußte Rothmann auch und es war leicht für ihn zu kombiniren, daß sich die Falschmünzerwerkstätte im Bergwerk selbst befinde und dieses mit dem Hause in unterirdischer Verbindung stehe.

Es sollte nun von den Ulanen am Abend die ganze Umgebung des Steinbruchs unauffällig besetzt werden, eine Abtheilung aber zur Verfügung Rothmann's bleiben, der sich mit Hilfe des nichtsahnenden Rukowski den Eingang in das Steinbruchhäuschen verschaffen wollte.

— — — — — — — — — — — —

In dem Häuschen Wolf's zu Rudow hatte während der Nacht nur eine Person sich eines guten und dauer-

haften Schlafes erfreut: das war Rukowski, dessen Sinne der Alkohol umnebelt hatte. Werkner schlief nur im Sitzen und immer wenige Minuten hinter einander, weil er Rukowski im Auge behalten wollte und außerdem Koppenhagen, diesem gefährlichen Verbrecher, immer noch nicht traute. Um Koppenhagen's willen schliefen auch Wolf und seine Frau nicht.

Die beiden Ehegatten verlebten bange Stunden. Sie wünschten aus vollem Herzen das Glücken des Rothmann-schen Planes, sie freuten sich auf den Moment, wo die Verbrecher in die Hände der Gerechtigkeit fallen mußten, und doch bangten sie wieder vor diesem Augenblicke, denn mit den Verbrechern zugleich mußte auch Wolf den Richtern übergeben werden. Er war mitschuldig, und wenn auch seiner Thätigkeit mit die Hauptsache bei der so plötzlich gekommenen Ueberraschung der Verbrecher zugeschrieben werden konnte, hatte er sich doch strafbar gemacht, mußte er doch von Rechtswegen verurtheilt werden. Mildernde Umstände standen ihm ja gewiß zur Seite, und Rothmann hatte ihm versprochen, alles Mögliche zu seinen Gunsten aufzubieten, aber die Kriminalpolizei konnte dem Gericht gegenüber im entscheidenden Augenblicke nichts thun, als die Verdienste Wolf's hervorheben.

Frau Wolf, die sich von ihren Verletzungen, die Koppenhagen ihr zugefügt, vollständig erholt hatte, war in diesem Augenblick des Harrens und Bangens wieder muthvoller als ihr Mann. Sie redete beschwichtigend auf ihn ein, sie stellte ihm vor, wie jetzt doch endlich die Stunde

der Erlösung schlage, indem Wolf aus seiner schiefen Stellung herauskäme, sie wies ihn zum Trost auf die furchtbare Zeit hin, die er durchlebt, als er noch das Werkzeug Koppenhagen's gewesen war, und versicherte ihn ihrer Liebe und Treue, was auch geschehen möge. Wolf gab auch endlich diesen Trostworten Gehör, nur folgte er nicht dem Wunsche seiner Frau, zur Ruhe zu gehen. Er zitterte auch vor Angst, daß im letzten Augenblick irgend eine Störung kommen könnte, und ließ es sich nicht nehmen, jede Viertelstunde nachzusehen, ob Koppenhagen auch genügend gefesselt sei.

Seitdem Rukowski im Hause war, trug Koppenhagen den Knebel im Mund, um nicht durch Hilferufe Jenen aufmerksam machen zu können. Der Zustand des Gefesseltseins, in dem er sich seit nunmehr drei Tagen befand, war natürlich ein sehr unangenehmer, aber Schonung und Rücksichtnahme gegen diesen abgefeimten, verwegenen Verbrecher hätte nur dazu führen können, unsagbares Unheil anzurichten. Er hatte jetzt in seinem wehrlosen Trotz ein neues Prinzip angenommen. Er schwieg nicht nur konsequent, sondern er verweigerte auch die Annahme von Speise und Trank, und so oft auch Frau Wolf, in der das Mitgefühl für den jetzt wehrlosen früheren Peiniger nicht erstorben war, ihn fragte, ob er Wasser oder Speise haben wolle, schüttelte er energisch den Kopf.

Rukowski erwachte erst gegen zehn Uhr Vormittags. Werkner begrüßte ihn so freundlich als möglich und erklärte ihm, sein Freund sei verreist und habe den Auftrag zurückgelassen, daß ihn Rukowski erwarten möge.

Gegen sechs Uhr Nachmittags aber erklärte Werkner der Verabredung gemäß, daß er nun nicht mehr länger warten könne, und forderte Rukowski auf, ihm in die Dorfschenke zu folgen.

Rukowski schien über dieses Zurückgehaltenwerden etwas mißtrauisch, obgleich er Werkner als eine eingeweihte Respektsperson ansah. Dieses Mißtrauen aber wurde durch einen günstigen Umstand zerstört, als er mit Werkner in das Wirthshaus kam.

Die Wirthin hatte bekanntlich Werkner mit Wolf zusammen am Tage vorher gesehen, als dieser sich für einen Freund Koppenhagen's ausgab und mit den bei diesem gefundenen Schlüsseln in die Wohnung Koppenhagen's ging. Sie begrüßte ihn daher auch sofort als Freund Koppenhagen's und theilte ihm mit, daß dieser noch immer nicht von seiner letzten Reise zurückgekehrt sei. Dadurch erhielt Rukowski einen neuen Beweis, daß in der That der Fremde ein Genosse seines Chefs sei. Das Mißtrauen verschwand und machte freundlicher Vertraulichkeit Platz, als Werkner aus den Vorräthen der Dorfwirthin das Beste an Speise und Trank auftischen ließ. Rukowski schmauste und trank mit vielem Behagen, und ganz beiläufig fragte ihn Werkner, ob auch der Wirth und die Wirthin des Gasthauses mit von der „Gesellschaft" wären, erfuhr aber, daß diese nicht eingeweiht seien und daß sie Koppenhagen gern aufnähmen und hoch hielten, weil er anständige Preise bezahlte.

Wolf war zunächst in seiner Wohnung zurückgeblieben, um seine Frau nicht wieder mit Koppenhagen allein zu lassen.

Gegen acht Uhr erschien Rothmann, der die Ulanenabtheilung bis an den ihr zugewiesenen Posten an der westlichen Seite des Dorfes geführt hatte. In der Dorfschenke entschuldigte er sich, daß er so lange ausgeblieben sei, erklärte seine Verzögerung mit einer Begegnung Koppenhagen's, von dem er fingirte Grüße an Rukowski und die Mittheilung brachte, daß Koppenhagen noch im Laufe der Nacht in der Falschmünzerwerkstatt einzutreffen gedenke. Er forderte nunmehr Rukowski auf, sich bereit zu machen, um ihn mit Werkner nach der Arbeitsstelle zu führen.

Rukowski war mit Vergnügen sofort dazu bereit, indessen wurde noch die Ankunft Wolf's abgewartet, dem ebenfalls in der Schlußkatastrophe eine Rolle zufiel. Derselbe erschien auch bald und ein Augenzwinkern verrieth Rothmann, daß Alles in Ordnung sei, das heißt, daß zwei abgesessene Ulanen in das am äußersten Ende des Dorfes stehende Haus Wolf's gekommen waren, um den gefesselten Koppenhagen abzuholen.

Noch einen Trunk thaten die vier Männer, dann brachen sie unter der Führung Rukowski's auf, um durch die Dunkelheit und den Wald nach dem Steinbruch zu gehen.

Die Nacht war finster, und der Wind, der durch die Tannen rauschte, ließ selbst auf nahe Entfernung Geräusche nicht unterscheiden. Die Begleiter Rukowski's zogen unterwegs aus ihren Kleidern unauffällig die Waffen, die Rothmann beschafft hatte, und die in sogenannten Todtschlägern, das heißt kurzen Fischbeinstäben bestanden, deren

jeder an seinem Ende eine starke Bleikugel trug und am Handgelenk durch einen Lederriemen befestigt war.

Rukowski klopfte in bestimmter Weise an die Hausthür des kleinen Häuschens im Steinbruch, bis zu welchem man ohne Unfall gelangt war, es wurde geöffnet, und Rukowski mit seinen Begleitern trat in das Wohnzimmer des Ehepaares. Zum Glück war der Mann nicht anwesend, und die Frau, welcher Rukowski die Fremden als Freunde Koppenhagen's vorstellte, lud dieselben zum Sitzen ein, während Rukowski in das Nebenzimmer trat, welches als Wachzimmer diente, um die dort befindlichen beiden Posten zu informiren. Dann rief er Wolf, Werkner und Rothmann in das Wachzimmer, wo die beiden Posten vor den Respektspersonen achtungsvoll aufstanden und ihre kurzen Tabakspfeifen aus dem Munde nahmen.

Mit einem einzigen Blick hatte Rothmann die Stelle entdeckt, wo sich der Glockenzug der Alarmklingel befand. Mit zwei unauffälligen Schritten stand er mit seinem Rücken vor demselben, ein Schnalzen der Zunge und mit furchtbarer Wucht fielen die Todtschläger Werkner's und Wolf's auf die Köpfe Rukowski's und derbeiden Wachtposten. Die Schläge mit diesen gefährlichen Instrumenten sind nicht tödtlich, führen aber, wenn sie sicher geführt werden, augenblickliche Betäubung herbei. Die Ueberraschung hatte auch wohl die Ueberfallenen verhindert, irgend einen Schreckensschrei auszustoßen. Sie sanken ohne Ausruf zusammen und verursachten dadurch einiges Gepolter. Indessen trat Rothmann sofort in das Nebenzimmer, damit die Frau nicht Verdacht schöpfe, und fragte

diese, ob sie keinen Wein habe. Dieselbe erklärte, solchen zu besitzen, aber in der Küche aufbewahrt zu halten.

Während sie sich entfernte, um ihn zu holen, sprang Rothmann zur Thür hinaus, lief einige Schritte in den Steinbruch hinein und pfiff laut und scharf einmal auf einer Trillerpfeife. Ein ähnliches Signal antwortete ihm aus nächster Nähe und zwölf mit Karabinern bewaffnete Ulanen, welche die Mäntel abgelegt hatten, um nicht in ihren Bewegungen gehindert zu sein, und die Säbel, weil diese sie durch ihr Klirren verrathen konnten, zurückgelassen hatten, folgten Rothmann, der sie direkt in die Wachstube führte, wo sofort die überraschte Wirthin, die soeben mit den Weinflaschen aus der Küche trat, gefangen genommen wurde.

Zwei Mann waren bei den Pferden der Ulanen zurückgeblieben und sechs Mann postirten sich um das Haus im Steinbruch, um zu verhindern, daß irgend Jemand durch dasselbe ein- oder ausgehe. Die drei Niedergeschlagenen wurden aus dem Wachzimmer nach der Schlafstube des Wirthes gebracht und dort mit der Frau zusammen von vier Ulanen bewacht.

Rothmann öffnete die Fallthür und fand den Eingang in den Gang, der abwärts bis zur hölzernen Thür führte. Der Gang war nur so breit, daß knapp drei Personen neben einander gehen konnten. Es formirten sich im ersten Glied Rothmann, Werkner und Wolf, dann folgten zwei Glieder mit sechs Ulanen und hinter diesen noch zwei Ulanen, welche den Auftrag hatten, im nothwendigen Moment die mitgebrachten Lampen anzuzünden. Mit

äußerster Vorsicht wurde in der Richtung gegen die Thür marschirt, denn jedes Sporenklingen von den Ulanenstiefeln konnte zum Verräther werden. Je näher indeß die Eingedrungenen der Thür kamen, desto lauter hörten sie Stimmengewirr und Durcheinanderrufen, und in der That fand eine sehr erregte Versammlung der Falschmünzer statt, da Einzelne behaupteten, das Verschwinden Peiser's und Koppenhagen's bedeute Verrath, während andere Mitglieder der Bande dem widersprachen.

„Vorwärts, wir müssen uns beeilen," rief Rothmann leise zurück und laufend erreichte man die Thür, durch deren Ritzen Licht schimmerte, und mit einem mächtigen Ruck riß der starke Werkner dieselbe auf. Durch das Oeffnen der Thür waren die Falschmünzer überrascht worden, gelähmt von Schreck aber wurden sie, als sie Uniformen und angelegte Karabiner in dem Gange blitzen sahen und Werkner's mächtige Stimme ihnen zuschrie:

„Ergebt Euch! Ihr seid gefangen!"

Die Ulanen hatten die Karabiner angelegt, indem das zweite Glied durch die Zwischenräume des ersten hindurchzielte und jeder hatte seinen Mann genau auf das Korn genommen. Rothmann und Werkner vereitelten indeß fast das Schießen, indem sie in die Falschmünzerwerkstatt eindrangen und die Aufforderung, sich zu ergeben, an die Ueberraschten wiederholten.

Diese wagten keinen Widerstand, sie duldeten es, daß Werkner und Rothmann sich vor Allem der Maschinen versicherten, dann ließen sie sich willig fortbringen, obgleich die zwanzig Mann, die im Bergwerk versammelt

waren, einen verzweifelten Widerstand hätten leisten können. Die meisten von ihnen waren so bestürzt, daß sie laut schluchzten und wie die Kinder um Gnade baten.

Nachdem die Gefangenen einzeln aus dem alten Bergwerk herausgebracht waren, wurden die Maschinen ebenfalls sofort auseinander genommen und in einzelnen Stücken nach oben befördert, dann im und am Steinbruch Ulanenkommandos unter der Führung je eines Unteroffiziers zurückgelassen, und im Morgengrauen bewegte sich ein sonderbarer Zug auf der Chaussee nach Gleiwitz, bestehend aus einigen requirirten Wagen, auf deren erstem Koppenhagen und der noch immer bewußtlose Rukowski mit den beiden Wachtposten lagen. Auf den anderen Wagen folgten Maschinentheile und gemünztes Geld, während die zwanzig gefangen genommenen Falschmünzer neben einander gefesselt zu Fuß folgten. Der ganze Zug war umgeben von den reitenden Ulanen, welche die geladenen Karabiner auf den Schenkeln aufgesetzt trugen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Erloschene Sterne.

## Zeitgeschichtliche Novelle

von

**Moritz Lilie.**

### 1.

(Nachdruck verboten.)

Auf der weinumrankten Veranda einer prächtigen, im romanischen Style ausgeführten Villa am Prado zu Madrid saßen drei junge schöne Mädchen, deren unverkennbare Aehnlichkeit verrieth, daß sie Schwestern seien. Jede schien mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt zu sein, denn während weibliche Wesen dieses Alters doch sonst nur selten um Stoff zur Unterhaltung verlegen sind, war hier eine völlige Ruhepause eingetreten.

Die eine der Schwestern, offenbar die älteste, hatte eine Weinranke gepflückt und bemühte sich, daraus allerhand Figuren, vielleicht die Buchstaben des Namens des Geliebten, zu bilden; die zweite Schwester dagegen wiegte sich in einem Schaukelstuhl und die feine, weiße Hand blätterte mechanisch in einem Roman, während ihr dunkles Auge sinnend in die Ferne schweifte; die jüngste endlich hatte sich über die Brüstung der Veranda gebogen und schaute hinab auf die blätterreichen alten Ulmen, welche

den Prado, diese herrliche Promenade der spanischen Hauptstadt, einfassen, lauschte träumend dem Plätschern der Springbrunnen, die ihre Wasser in kunstvolle Marmorbecken niederrauschen lassen, und blickte erwartungsvoll auf, wenn von den zahlreichen, durch das Laubwerk halb verdeckten Spaziergängern sich der Fuß eines der Promenirenden der Villa zuzuwenden schien.

Aber ihre Erwartung blieb ungestillt, keiner der Lustwandelnden nahte sich dem vergoldeten Gitterthor, wenn es auch nicht ein einziger unterließ, einen vielsagenden Blick hinauf zu den schönen Mädchen zu werfen.

„Der Herzog von Artos läßt heute wieder entsetzlich lange auf sich warten!" rief das älteste der Mädchen, eine stolze, blühende Schönheit von etwa zwanzig Jahren, indem sie sich erhob und die Weinranke weit von sich schleuderte. „Artos weiß, daß wir heute das neue Trio von Garcia einstudiren wollten, daß dies aber ohne ihn unmöglich ist, und dennoch hält er nicht Wort!"

Das zweite Mädchen warf ihrer Schwester einen schelmischen Blick zu.

„Ist es wirklich nur das Trio, Maria, welches Dich den schönen Alabasterherzog so sehnsüchtig erwarten läßt?" fragte sie heiter.

„Kannst Du mir Jemand nennen, Eugenie, welcher der Ankunft unseres Hausfreundes mit mehr Ungeduld entgegen sieht, als Du?" gab Maria rasch zurück, aber es lag nichts von Bitterkeit in ihren Worten, viel eher konnte man einen schalkhaft neckenden Ton heraushören.

Eugenie lachte hell auf. „Vielleicht unsere kleine Rosa-

bella dort, die so schwärmerisch hinabblickt auf die Promenade, um die Erste zu sein, der sein Blick begegnet!" rief sie muthwillig aus, während sie das Buch zuklappte und ihrem Sessel einen so heftigen Schwung gab, daß er in lebhaft schaukelnde Bewegung gerieth.

Das jüngste, kaum sechzehnjährige Mädchen wandte sich bei Nennung ihres Namens rasch um und schaute ihre Schwestern fragend an; sie war so in Gedanken vertieft gewesen, daß sie nicht wußte, wovon die Rede war.

„Denke Dir, Bella," fuhr Eugenie lachend fort, „wir streiten uns darum, wer den Alabasterherzog am leidenschaftlichsten liebt."

Eine tiefe Röthe stieg in das liebliche Antlitz Rosabella's, sie wandte sich schnell wieder dem Prado zu, um vor den Schwestern ihre Verlegenheit zu verbergen.

Maria trat zu ihr heran und legte ihren weichen, vollen Arm um ihre Schulter. „Niemand sprach von Liebe, Bella, Eugenie ist heute wieder übermüthiger Laune," sagte sie in beruhigendem, fast mütterlich zärtlichem Tone. „Wer gibt uns auch ein Recht, von Liebe zu reden, wo nur Freundschaft in Frage kommen kann. Kommt doch Artos als Jugendfreund unseres jetzt leider auf dem fernen Cuba weilenden Bruders schon seit vielen Jahren in unser Haus. Freilich, manchmal will es mir jetzt scheinen, als ob gewisse junge Damen in seiner Gegenwart doch nicht so ganz unbefangen wären, als sie sich den Anschein geben möchten, und ich glaube bemerkt zu haben, daß mitunter ein dunkles Augenpaar verstohlen und mit schwärmerischem Ausdruck auf den interessanten Zügen unseres Freundes

haftet; das aber soll, wie in Romanen zu lesen steht, das erste Stadium aufkeimender Liebe sein. Ist's nicht so, Eugenie, Du liest ja Romane?"

Die munteren, hellblickenden Augen der Gefragten richteten sich auf die Schwester.

„Wenn Du mich mit dieser Wahrnehmung in Verbindung bringst, so liegt wohl eine Täuschung vor," versetzte sie in scherzendem Tone, der anzudeuten schien, daß die Vermuthung Maria's sie belustigte; „aber amüsant finde ich es doch, daß Jede von uns glaubt, die beiden Anderen seien in Artos verliebt."

„Schönen Dank für das Zugeständniß," rief Maria schnell, „es ist sehr erfreulich, daß Du Dich nicht ausnimmst, wo es sich um Herzensangelegenheiten handelt. Täuschen wir uns doch nicht, der Herzog ist uns Allen lieb und werth, ob aber jemals eine von uns, und welche, seine Gemahlin wird, weiß Niemand zu sagen."

Eugenie nickte zustimmend.

„Artos begegnet uns Allen mit einer so gleichmäßigen Aufmerksamkeit, daß man darüber in Verzweiflung gerathen könnte," fuhr Maria mit komischer Entrüstung fort. „Keine kann sich der geringsten Bevorzugung rühmen, keine kann sagen, sie habe nur ein Jota mehr Chancen, als eine ihrer Schwestern. Wahrhaftig, dieser Gleichmuth ist entsetzlich und beginnt langweilig zu werden."

Sie warf trotzig den Kopf zurück, daß die schwarzen Locken das schöne Antlitz umflutheten wie eine seidenglänzende Mantilla.

„Er kommt!" rief plötzlich Rosabella mit vor Erregung

zitternder Stimme, indem sie von der Brüstung der Veranda zurücktrat und in einem Sessel Platz nahm. Ihre Hände griffen nach einer feinen Handarbeit, die auf dem Tische lag, aber die Finger zitterten leise, so daß sie die Nadel nur unsicher zu führen vermochte. Auch die beiden anderen Mädchen schienen ein wenig unruhig zu werden; prüfend ließen sie die Blicke über ihren Anzug gleiten, ordneten hier und da eine Schleife, glätteten eine Falte oder zupften die Spitzengarnitur zurecht, um vor den Augen des Besuchers in möglichst vortheilhaftem Lichte zu erscheinen.

In der That kam ein junger Mann raschen und elastischen Schrittes auf das Gitterthor zu, welches den Eingang zur Villa bildete. Letztere lag in einem großen, parkähnlichen Garten, der mit prächtigen Kastanienbäumen, Maulbeer- und Myrtenhecken geziert war. Das Besitzthum gehörte der Gräfin Montijo-Teba, aus einem alten, angesehenen Geschlecht Spaniens. Der Gatte der Gräfin, Graf v. Montijo-Teba, Herzog von Penaranda, war bereits im Jahre 1839 gestorben und hatte ihr außer einem beträchtlichen Vermögen drei noch im Kindesalter stehende Töchter hinterlassen, auf deren Erziehung die Mutter die größte Sorgfalt verwendete. Die Mädchen blühten zu wunderbarer Schönheit empor, so daß sie in ganz Madrid keine Rivalin zu fürchten hatten und in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt den Beinamen „die drei Grazien" erhielten.

Jetzt schallte der helle Ton der Eingangsglocke durch den Garten, ein Diener eilte zur Pforte, um zu öffnen,

und eine Minute später betrat der Herzog die Veranda, die Damen mit einer eleganten Verbeugung begrüßend.

Der junge Mann war eine ganz eigenartige Erscheinung. In Kleidung und Manieren ein vollendeter Cavalier, von schlankem Wuchse und ebenmäßigen, elastischen Formen. Aber sein Antlitz war kreidebleich, kein Blutstropfen schien dasselbe zu durchströmen, nur die frischen rothen Lippen und die glänzenden dunklen Augen zeigten, daß in diesem Gesichte gesundes Leben pulsire. Dieses marmorgleiche Aussehen hatte ihm den Namen „Alabasterherzog" eingetragen, unter welcher Bezeichnung ihn ganz Madrid kannte. Die Frauen, junge und alte, fanden den jungen Mann höchst interessant und bewarben sich um seine Gunst, und in der That lag in dem blassen Gesicht, den rothen Lippen und den lebhaften, geist- und seelenvollen Augen ein seltsamer Kontrast, der etwas Anziehendes und Fesselndes hatte, das seine Wirkung nicht verfehlte.

„Sie haben heute die Geduld Ihrer Freundinnen auf eine harte Probe gestellt," sagte Maria im Tone leisen Vorwurfs zu dem Nahenden, „was soll ans unserem Trio werden? Rosabella hat die Mandoline längst gestimmt, auf meinem Klavier liegen die Noten bereit, nur unser Geiger, die Hauptperson bei unseren musikalischen Unterhaltungen, ließ noch auf sich warten."

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," versetzte der Herzog, „aber es war mir nicht möglich, früher zu erscheinen. Ein kleiner Ehrenhandel —"

„Ein Ehrenhandel?" riefen Maria und Eugenie wie

aus einem Munde, während Rosabella erbleichend aufschaute, „doch nicht ein Duell?“

„Etwas dem Aehnliches allerdings,“ berichtete Jener. „Der portugiesische Gesandte bat mich, ihm bei einem Zweikampf auf Degen zu sekundiren, eine Bitte, die ich nicht abschlagen konnte. Das Zusammentreffen fand heute Nachmittag statt, und Sie werden mir daher für diesmal gewiß Verzeihung ertheilen.“

Er schaute sich lächelnd im Kreise um, als wolle er auf den Gesichtern der Damen lesen, ob die Stimmung ihm freundlich oder abhold sei.

„Wer war der Gegner?“ erkundigte sich Eugenie.

„Der Dragonerrittmeister Don Rodriguez hatte sich in Gegenwart des Gesandten Don Manoel geringschätzig über eine Dame ausgesprochen und war deshalb von diesem gefordert worden,“ erzählte Artos weiter. „Indessen ist die Sache ziemlich glücklich verlaufen, indem nur der Gesandte einen Hieb über die linke Wange erhielt, der zwar etwas schmerzhaft, aber sonst völlig ungefährlich ist.“

„Und das hübsche Gesicht des Portugiesen dauernd entstellen wird,“ ergänzte Eugenie.

„Aber wer war die Dame, lieber Herzog, die einen so ritterlichen Vertheidiger fand?“ forschte Maria.

„Es war — ich glaube nicht, daß Ihnen die Dame bekannt ist,“ erwiederte der junge Mann zögernd und mit sichtlicher Befangenheit.

Das reizte die Neugier der Mädchen nur noch mehr, und sie drangen so heftig in ihn, den Namen zu nennen, daß er nicht mehr auszuweichen vermochte.

„Nun denn, die Dame war die Frau Gräfin v. Montijo-Teba, geborene Kirkpatrik v. Closeburn," erklärte er endlich nothgedrungen.

„Unsere Mutter!" riefen die jungen Mädchen überrascht aus.

„Es war die Rede von unseren Adelsgeschlechtern, und der Rittmeister stellte die Behauptung auf, die meisten derselben entstammten den niedrigsten Schichten des Volkes," berichtete der Herzog. „Zum Beweise seiner Behauptung führte er an, daß die altspanische Aristokratenfamilie Alberoni einen Wasserträger zum Begründer habe, daß die Lerma von einem Teppichhändler abstammen, daß ferner der Ahnherr des deutschen Fürstenhauses Fugger ein einfacher Weber gewesen sei, während der erste Träger des Namens einer ebenfalls deutschen Freiherrnfamilie gar das unehrliche und entsetzliche Gewerbe eines Scharfrichters ausgeübt habe. Auch die Kirkpatriks, behauptete der Rittmeister, seien aus geringem Stande, denn der Urahn des Hauses sei ein schottischer Schiffsknecht gewesen. Das Letztere bestritt der Gesandte, der ja Ihrer Familie nicht fremd ist, indem er behauptete, der Stammvater Ihres Hauses sei unter den Stuarts Soldat im schottischen Heere gewesen, habe es bis zum Offizier gebracht und wäre dann von Jakob VI., dem Sohne der Maria Stuart, geadelt worden. Nach der Schlacht bei Culloden seien dann Ihre Vorfahren aus Schottland ausgewandert und hätten sich nach Spanien gewandt — nach Spanien, das sich glücklich schätzt, die Nachkommen dieses edlen Geschlechts nun als Angehörige betrachten zu dürfen," fügte der Herzog galant hinzu.

„Bei Gott, Don Manoel ist gut unterrichtet, woher kennt er die Genealogie unseres Hauses so genau?“ rief Eugenie im Tone unverhohlenen Erstaunens aus.

„Derartige Studien sind eine besondere Liebhaberei des Gesandten, er kennt die Geschichte der gesammten Adelsfamilien der iberischen Halbinsel,“ versicherte Artos. „Der Rittmeister freilich beharrte bei seiner Behauptung, für welche er keinen anderen Beweis anzuführen vermochte, als daß der Kapitän eines englischen Schiffes ihm diese angebliche Thatsache mitgetheilt habe; es entspann sich ein kurzer Wortwechsel, dessen Folge das Duell war. Don Manoel wird stolz sein, die Schmarre, welche ihm dasselbe eingetragen hat, zu Ehren Ihres Hauses tragen zu dürfen; ich beneide ihn darum!“

„Man muß dem Verfechter der Ehre unseres Namens ein sichtbares Dankeszeichen spenden,“ rief Rosabella, indem sie sich erhob, „ich gehe, ihm Blumen zu einem Strauß zu pflücken.“

„Bella hat Recht, wir können dem edlen Portugiesen nichts Anderes bieten, als Blumen, er wird sie zu würdigen wissen!“ pflichtete Eugenie bei, und leicht wie eine Antilope eilte sie der vorangegangenen Schwester in den Garten nach.

„Don Manoel hat uns erst vor wenigen Tagen besucht, um sich zu erkundigen, wie uns die Soirée bei dem General Narvaez bekommen sei, welcher ja auch Sie anwohnten, lieber Artos,“ sagte Maria, „wer hätte damals geglaubt, daß er sich für uns schlagen würde!“

„Der Herr Gesandte erwies Ihnen und Ihren Fräu-

lein Schwestern bei dem General besondere Aufmerksamkeiten, was vielfach bemerkt worden ist," versetzte der Alabasterherzog, „die Damen scheinen einen bedeutenden Eindruck auf den jungen Diplomaten gemacht zu haben."

„Nun, wir kennen uns ja schon länger, wie Sie wissen, von irgend welchen Annäherungsversuchen habe ich aber noch nichts bemerkt; wahrscheinlich liebt er platonisch und behält diese Empfindung hübsch für sich," meinte Maria mit einem Anflug von Ironie. „Aber kommen Sie mit in's Musikzimmer, mein Buchhändler hat mir neue Noten gesandt. Auf unser Trio müssen wir heute doch verzichten, Bella schwärmt in Blumen und ist für uns nicht mehr zu sprechen."

## 2.

Der portugiesische Gesandte Don Manoel war ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, aber der Umstand, daß er einer der vornehmsten und reichsten Familien Portugals angehörte, ließ es erklärlich erscheinen, daß er in diesem verhältnißmäßig jugendlichen Alter bereits diese nicht unwichtige diplomatische Stellung einnahm. Sein Vater war Minister gewesen, hatte sich aber jetzt nach langjahriger Dienstzeit in's Privatleben zurückgezogen und verbrachte seine Zeit theils auf seinen Gütern, theils in Lissabon. Zuweilen kam er nach Madrid, um seinen Sohn zu besuchen und einige Wochen in der lebenslustigen Hauptstadt zu verbringen, in welcher es damals am Hofe der Königin Isabella an rauschenden Vergnügungen nicht fehlte.

Der Gesandte saß am geöffneten Fenster seines Arbeits-

zimmers und schaute auf das bunte Treiben hinab, welches auf dem berühmten Platze der Puerta del Sol herrschte. Er hatte den Kopf verbunden, die Wunde, welche er im Duell empfangen, war nicht so unbedeutend, als es den Anschein gehabt hatte, denn die Klinge war durch das Fleisch der Wange gedrungen und hatte den Backenknochen verletzt. Der Arzt hatte ihm zur Heilung mehrere Wochen Stubenarrest angekündigt, für den jungen Cavalier eine keineswegs angenehme Eröffnung, denn sie zwang ihn, seinen gewohnten Spazierritten und sonstigen Zerstreuungen zu entsagen.

Auf dem Schreibtische stand in einer kostbaren Vase von Porzellan ein prächtiger, jetzt freilich halb verwelkter Blumenstrauß, das Geschenk der Comtessen Montijo. Eine stille Befriedigung erfüllte ihn, so oft sein Blick auf das Bouquet fiel, in welchem er ein Zeichen des Dankes, wenn nicht eines noch innigeren Gefühles erblickte. Aber auch eine gewisse Enttäuschung hatte die sinnige Blumenspende in ihm hervorgerufen: er wußte nicht, welche der drei Schwestern die eigentliche Urheberin dieser poetischen Anerkennung war, denn das Geschenk war nur von einer Karte begleitet, auf welcher die nüchternen Worte standen: „Die Familie Montijo-Teba ihrem ritterlichen Vertheidiger." Alles Suchen nach einem weiteren Zeichen der Anhänglichkeit, das er zwischen den Blumen verborgen wähnte, war vergebens.

Wiederum trat er an den Schreibtisch heran und beugte sich zu den absterbenden Blüthen herab. Plötzlich faßte er nach einer zartgelben Rose mit einer Raschheit, als

fürchte er, sie könne ihm entfliehen. Behutsam löste er sie los und trat an's Fenster, um im Glanze der Sonnenstrahlen besser sehen zu können. Er hatte sich nicht getäuscht, die duftige Blüthe brachte ihm das ersehnte Zeichen stiller Zuneigung, denn auf einem der feinen gelben Blättchen waren mit einem Haarpinsel und lichtblauer Farbe in überaus zierlichen Zügen die Worte gemalt: „Gruß von E. M."

„E. M. — Eugenie Montijo!" sagte er zu sich selbst und auf sein hübsches, jugendlich frisches Antlitz legte sich ein wehmüthiges Lächeln, „Eugenie — warum nicht Rosabella? Tausendmal willkommener würdest du mir sein, duftender Liebesbote, wenn du mir von ihr einen Gruß brächtest, wenn du mir ein Erinnerungszeichen an sie sein könntest! Maria ist wie die wundervolle stolze Kamellie, deren Blüthenpracht entzückt, der aber der poetische Hauch, der süße, bestrickende Duft fehlt; Eugenie ist die königliche Palme, welche ihr Haupt weit über die Genossinnen erhebt und sie überstrahlt, aber sie fügt sich jedem Windhauche und ihre Zweige kosen mit jedem bunten Falter, der sich ihr naht. Rosabella aber ist die stille, träumerische Lotosblume, die sich im klaren See spiegelt, ohne sich ihrer Schönheit bewußt zu sein, die in lauer, verschwiegener Mondnacht am herrlichsten ihren Blüthenkelch entfaltet und in verstohlener Einsamkeit, nicht vor den Augen der Welt, ihren wonnigen Wohlgeruch ausströmt. Ihr gebührt der Preis der Schönheit und Anmuth."

Er schlug die Rose in ein Blatt Seidenpapier ein und

legte sie in ein Fach seines Schreibtisches, in welchem sich bereits eine Anzahl ähnlicher Reliquien zu befinden schienen, die ihm aber offenbar ebenso gleichgiltig waren, wie die zuletzt hinzugefügte, denn er würdigte sie keines Blickes.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür und gleich darauf betrat der Herzog von Artos das Gemach. Die Förmlichkeit der Anmeldung durch einen Diener wurde unter den beiden Freunden nicht angewendet, und nur, wenn bereits Besuch anwesend war, beobachteten sie diese Vorschrift der Etikette. Der Alabasterherzog eilte auf den Gesandten zu und erkund'gte sich nach seinem Befinden.

„Es könnte wahrhaftig besser sein," versetzte der Gefragte, „dieser Kerl von Rittmeister hieb drauf los, als gälte es, zum zweiten Male die Mauren zu verjagen."

Der Herzog nahm sich eine Cigarette aus dem Rauchkästchen und setzte sie in Brand.

„Du bist ein Glückspilz, Manoel, ich beneide Dich darum!" sagte er, sich in ein Fauteuil streckend. „Kriegst da, ohne daß Du daran denkst, Skandal mit diesem ungehobelten Kriegsknecht, und hast zwei Tage darauf die Ehre, Dich für die schönsten Mädchen von Madrid schlagen zu dürfen. Das Beste dabei ist aber, daß Du verwundet wirst und dadurch den Nimbus eines für die Ehre seiner Dame leidenden Ritters erhältst."

„Du legst dem ganzen kleinen Handel zu viel Werth bei, Artos, die Affaire wäre vielleicht besser ganz unter uns geblieben," meinte der Gesandte. „In den Augen der Herren ist sie so unbedeutend, daß ich fürchte, man wird sie lächerlich machen, während die Damen sie zu einer

Heldenthat aufzubauschen geneigt sind, von welcher keine Rede sein kann."

„In unseren gesellschaftlichen Kreisen denkt man anders darüber," entgegnete der Herzog. „Du bist der Löwe des Tages und ganz Madrid spricht darüber. Man weiß, daß die Montijos Dir ihren Dank in einer Blumenspende dargebracht haben, und betrachtet es als selbstverständlich, daß Du eine der drei Grazien als Deine Gemahlin heimführst. Jedermann zerbricht sich den Kopf, welche der Comtessen Du mit Deiner Hand beglücken wirst."

„Viel Ehre für mich, daß man sich so eingehend mit mir beschäftigt," lachte der Portugiese, „und es würde mir Vergnügen machen, die Neugier so lange als möglich unbefriedigt zu lassen, wenn nicht die gräfliche Familie dadurch kompromittirt würde. Deshalb wäre es mir lieb, daß Du Jeden, der es hören will, von der Grundlosigkeit dieses Gerüchtes überzeugen wolltest, da ich selbst dies während meines unfreiwilligen Stubenarrestes nicht vermag."

Um den Mund des Alabasterherzogs zuckte es seltsam, als fühle er plötzlich einen stechenden Schmerz.

„Ist dieses Gerücht wirklich so grundlos, wie Du die Leute glauben machen willst, oder birgt sich hinter der scheinbaren Gleichgiltigkeit nicht vielmehr eine tiefe, ernstliche Neigung?" fragte er langsam, indem er dem Freund scharf in die Augen sah. „Ich fürchte, ich werde mit derartigen Betheuerungen wenig Glauben finden, am wenigsten sicherlich bei der Damenwelt, die ein scharfes Auge hat und sich noch lebhaft der zärtlichen Theilnahme und

Fürsorge erinnert, welche Du auf der Soirée bei dem General Narvaez zum großen Aerger desselben den jungen Schwestern Montijo und ihrer alternden Mama widmetest, obwohl man weiß, daß der General selbst sich um die Hand Eugeniens bemüht. Schon damals flüsterte man sich allerlei Möglichkeiten in's Ohr; man kannte Deine Beziehungen zu der Familie Espartero, deren freilich nichts weniger als schönen, aber dafür desto reicheren Tochter Du eine Zeit lang den Hof machtest; man wußte, daß die Marquise Gonsalva nichts sehnlicher wünschte, als eine Verbindung zwischen Dir und einer ihrer vier Töchter; man kannte Dein Verhältniß zu der Tochter des Grafen Villaflor in Lissabon, mit welcher Du angeblich bereits vor Deiner Versetzung nach Madrid als Gesandter verlobt gewesen warst, und man legte deshalb auch Deinen häufigen Besuchen im Hause Montijo keine tiefere Bedeutung bei. Als man aber bemerkte, daß die Gräfinnen Deine Huldigungen ziemlich öffentlich entgegen nahmen, als man gar erfuhr, Du habest Dich für den Namen der Familie geschlagen, da mußte man wohl an ein tieferes Verhältniß, an eine ernstere Neigung glauben, denn um einer bloßen Spielerei willen greift man nicht zu den Waffen."

Don Manoel lachte hell auf. „Da haben wir ja den modernen Don Juan und Du bist sein Leporello, der ihm die lange Liste seiner zärtlichen Liaisons vorträgt!" versetzte er heiter. „Uebrigens ist man über meine kleinen Liebesangelegenheiten verwünscht gut unterrichtet, nur daß man sie sämmtlich viel zu tragisch auffaßt."

„Du wunderst Dich, daß man Deine Verbindungen

kennt, und hast Dir doch nie die geringste Mühe gegeben, sie zu verheimlichen," warf Arlos ein.

„Ich weiß in der That nicht, was Du mit alledem bezweckst, Arlos," versetzte der Portugiese ernst werdend, „denn daß Du in sittlicher Entrüstung über alle diese Uebelthaten Dich veranlaßt fühlen könntest, mir Moral predigen zu wollen, ist doch nicht gut denkbar. Dennoch muß ich annehmen, Du habest das Gespräch nicht ohne Absicht auf diesen Gegenstand gelenkt, und deshalb bitte ich Dich, mir rückhaltslos zu sagen, was Dich bewegt."

„Du weißt, daß ich seit meiner frühesten Jugend in der gräflichen Familie verkehre," erwiederte der Herzog, „anfangs als Spielgenosse und Jugendgefährte, später als Hausfreund. Ich gehöre infolge dessen schon jetzt so gut wie zur Familie, und wenn ich früher oder später einmal mir eine Lebensgefährtin suche, könnte es nur eine der drei Schwestern sein. Du bemühst Dich ebenfalls um die Gunst eines der Mädchen, und ich weiß nicht, ob Du bereits einig mit Dir darüber bist, welcher der Schwestern Du den Vorzug gibst. Laß es klar werden zwischen uns, Manoel, damit uns spätere Enttäuschungen, wenn nicht gar Feindseligkeiten erspart bleiben, tritt mir mit offenem Visir entgegen und erkläre Dich über die Absichten, die Dich veranlaßten, den Montijos näher zu treten."

„Das ist allerdings eine Frage, die ich mit der von Dir geforderten Bestimmtheit nicht zu beantworten vermag," erklärte der Gesandte, „ja ich bin mir, ehrlich gesagt, selbst darüber noch nicht ganz klar, ob überhaupt eine tiefere Neigung vorhanden ist. Und dann — wer

bürgt mir dafür, daß die Auserkorene meine Liebe erwiedert? Könnte nicht der Gegenstand derselben bereits eine Wahl getroffen haben und meine Bewerbungen mit einem Körbchen beantworten?“

Der Herzog erhob sich.

„Du weichst mir aus, Manoelo, Du bist nicht aufrichtig. Wer wie Du in Herzensangelegenheiten so erfahren ist, der vertraut nicht dem Zufall, sondern geht nach einem bestimmten Plan vor, weil sein geübtes Auge sehr bald erkennt, wo er sich Hoffnung auf Gegenliebe machen darf und wo nicht. Und auch hier wirst Du im Klaren sein, welche der drei Schwestern Du in's Auge fassen willst, denn daß dies nur eine sein kann, ist doch selbstverständlich.“

Er sagte die letzten Worte mit erhobener, fast drohender Stimme, als wolle er den Portugiesen vor einem frivolen Spiel mit Mädchenherzen warnen.

„Was fragst Du mich, Freund!“ gab der Gesandte zurück. „Du bist selbst verliebt bis über die Ohren, hast ältere Rechte auf die Mädchen, als ich, daher sage Du mir, Artos, welche es ist, die Dein Herz gefangen hält, und ich verspreche Dir, niemals Deinen Weg zu kreuzen.“

Der Herzog schwieg; sinnend schaute er vor sich hin. Es wurde ihm jetzt klar, daß auch er kaum im Stande sein werde, zu sagen, welcher der Schwestern seine Neigung gelte; er war mit ihnen Allen aufgewachsen, sie erschienen ihm gleich anmuthig und Jede von ihnen besaß Eigenschaften, die sie besonders begehrenswerth machte.

„Es ist gut, Manoel, sprechen wir heute nicht mehr

darüber," sagte er daher mild nach längerer Pause. „Aber das wollen wir uns in dieser Stunde angeloben: Keiner thut den entscheidenden Schritt, ohne den Anderen vorher davon in Kenntniß zu setzen. Bist Du einverstanden?"

Lächelnd schlug Jener in die dargebotene Rechte ein.

„Weshalb nicht? Ich binde mich durch ein solches Versprechen weit weniger, als Du. Denn während es Dein fester Wille ist, eine der Comtessen zu Deiner Gemahlin zu machen, denke ich vorderhand überhaupt noch nicht an das Heirathen, obgleich ich gern zugestehe, daß mir die Montijos keineswegs gleichgiltig sind."

„Und noch eins," fuhr der Herzog fort, „die gräfliche Familie wird in den nächsten Tagen auf einige Zeit ihren Landsitz am Fuße der Sierra Morena aufsuchen, um Gebirgsluft zu genießen. Sie läßt Dich durch mich einladen, sobald es Dein Gesundheitszustand erlaubt, in Gemeinschaft mit mir dahin zu folgen und Dich dort in der herrlichen Kühle des Gebirges von den Folgen Deiner Aufopferung völlig zu erholen. Die Besitzung ist umfangreich und an Raum fehlt es nicht; wir würden einen Gartenpavillon bewohnen, der alle Annehmlichkeiten bietet, die man auf dem Lande und so fern von der Hauptstadt nur irgend verlangen kann."

„Das läßt sich hören — ich sage zu!" rief der Portugiese rasch. „Ein Besuch der wilden Sierra Morena, ein Aufenthalt in den frischen Wäldern und Bergen, frei von dem Zwange, den uns das Gesellschaftsleben auferlegt, das war längst mein Wunsch. Sobald ich den Verband abgelegt habe und mich mit Anstand wieder

unter die Menschen wagen darf, reisen wir. Hoffentlich werden die schönen Grazien nicht unbewußt und unbeabsichtigt Veranlassung werden, daß wir uns entzweien!"

Er sagte das in scherzendem Tone, aber man hörte es ihm an, daß er nicht ganz frei von Besorgniß war. Dem heißblütigen Südländer ist die Eifersucht die gefährlichste Feindin.

3.

Die Sierra Morena, das „schwarze Gebirge", welches jetzt von mehreren Eisenbahnlinien, die von Madrid nach Cordova, Sevilla und anderen bedeutenden Orten Südspaniens führen, durchschnitten wird, war zur Zeit unserer Erzählung nur durch die große Kunststraße, welche die Hauptstadt mit Granada verband, und verschiedene, zum Theil sehr mangelhafte Wege und noch schlechtere Gebirgspfade zugänglich. Während der Hauptverkehr naturgemäß jetzt durch den Dampfwagen vermittelt wird, kannte man früher keine anderen Beförderungsmittel, als die durch ihr rasendes Fahren berüchtigte Post, oder, wenn es sich um Gebirgstouren handelte, das Maulthier, welches seinen Reiter sicheren Fußes über schwindelnde Pfade dahin trägt. Privatequipagen waren selten, die eleganten Pferde wurden geschont und lieber ein Miethwagen benutzt, dessen Rosse die Strapazen einer Gebirgsreise gewöhnt waren.

An einem Spätnachmittag des Maimonats fuhren zwei Wagen der letzteren Gattung den unebenen steinigten Weg dahin, welcher sich von Nordwesten her, wo er von der großen Straße abzweigte, ostwärts im Gebirge verlor.

„Werden wir heute unser Buen Retiro noch erreichen?"

fragte eine melodische Frauenstimme aus dem Fond des Wagens heraus den Kutscher.

Letzterer wandte sich halb der Sprecherin zu.

„Das wird spät werden, Sennora," versetzte er achselzuckend, „die Pferde wollen nicht mehr recht weiter. Acht Meilen auf schlechten Wegen ist etwas zu viel."

„Wie weit ist es noch bis an unser Ziel?" wandte sich jetzt die andere, bedeutend ältere Dame an den Mann auf dem Bocke.

„Es sind noch gut drei bis vier Meilen, aber je weiter wir in's Gebirge kommen, desto schwieriger werden die Wege," gab dieser zur Antwort.

Die alte Frau lehnte sich seufzend in die Polster zurück.

„Dann ist nicht daran zu denken, daß wir heute noch unter unser eigenes Dach kommen, und wir werden uns wohl oder übel entschließen müssen, noch einmal, das dritte Mal, seit wir von Madrid weg sind, zu übernachten," sagte sie im Tone stiller Resignation.

„Wir müssen uns in das Unvermeidliche fügen, Mutter, die Unmöglichkeit, weiter zu kommen, liegt auf der Hand," versetzte die jüngere der beiden Frauen. „Die Pferde gehen schon jetzt einen wahren Schneckengang und schließlich versagen sie uns unter freiem Himmel ganz den Dienst, wenn wir nicht die nächste Taverne als Absteigequartier benutzen. Ist es bis zum nächsten Wirthshaus noch weit?" wandte sie sich wieder an den Kutscher, indem sie sich im Wagen erhob, um bequemer mit ihm sprechen zu können.

„Ein knappes Stündchen etwa, nicht mehr," berichtete dieser, „aber freilich, auf große Bequemlichkeiten dürfen

die Sennoras dort nicht rechnen. Es ist eine einsam liegende Schänke, zwei Meilen von der nächsten Wirthschaft entfernt, und für vornehme Reisende nicht eingerichtet, nur Landleute, Gebirgsjäger und Holzfäller verkehren dort, manchmal auch —"

Er unterbrach sich selbst, als sei er im Begriff, zu viel zu sagen. Um den Anschein zu erwecken, als hätten die Pferde plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, hieb er auf die Thiere los und suchte sie durch energische Zurufe anzufeuern.

„Manchmal auch — was?" fragte das junge Mädchen.

„Nun, ich meine — es wäre möglich, daß auch wohl Zigeuner dort einkehrten," versetzte der Rosselenker zögernd und mit unsicherer Stimme.

„Zigeuner? Das wäre prächtig!" rief Jene freudig aus. „Bisher habe ich von diesem romantischen Volke nur in Büchern gelesen, aber in nähere Berührung bin ich noch nicht mit ihm gekommen, obgleich unser Vaterland eine beträchtliche Menge Angehörige dieser Nation besitzt. Hoffentlich finden sich gerade heute Zigeuner ein, sie müssen mir, Maria und Rosabella auf alle Fälle die Karten schlagen."

„Ich fürchte, der Mann wollte etwas Anderes sagen," flüsterte die Mutter des Mädchens, die Gräfin Montijo, ihrer Tochter Eugenie zu, indem sie auf den Kutscher deutete. „Weshalb unterbrach er sich so plötzlich, weshalb wurde er sichtlich verlegen, als Du die Vollendung des Satzes verlangtest?"

„Ein kleines Abenteuer wäre mir ganz recht, Mutter,

selbst wenn ein wenig Gefahr damit verknüpft wäre," erklärte Eugenie mit leuchtenden Augen. „Das ewige regelmäßige Einerlei in der Hauptstadt ist doch zuweilen entsetzlich langweilig, es ermüdet und lähmt den Geist. Der hohe Magistrat denkt und handelt für uns; er zündet für uns die Laternen der Straße an, reinigt die öffentlichen Verkehrswege und sorgt dafür, daß jedes romantische Gelüste — wie etwa eine nächtliche Entführung — sofort mit Hilfe der heiligen Hermandad im Keime erstickt wird. Da erscheint ein kleines Abenteuer im Gebirge wie ein frischer Regen, der auf halbverdorrte Fluren fällt."

Die alte Dame schüttelte ernst das Haupt. „Kind, Du frevelst," sagte sie, „Du bist noch zu unerfahren, um zu wissen, welchen Gefahren wehrlose Reisende, besonders Frauen, ausgesetzt sind, und ich möchte nur wünschen, daß Du nie in eine solche bedrohliche Lage geräthst. Möge die heilige Madonna, die Schutzpatronin unseres Hauses, deren Namen meine älteste Tochter trägt, uns auch ferner beschützen und vor Schaden bewahren!"

Sie bekreuzte sich und ihre Lippen bewegten sich, als murmele sie ein stilles Gebet.

Die Gegend, durch welche die beiden Wagen, von denen der zweite Maria und Rosabella barg, dahin fuhren, wurde inzwischen immer wilder und unwegsamer. Gewaltige Felsenmassen thürmten sich zur Seite der Straße auf, hin und wieder unterbrochen von tiefen schwarzen Schluchten, die sich seitwärts ihre Bahn in die mächtigen Steinkolosse gebrochen hatten. Und tief unten in dem Abgrunde brauste und brodelte es wie in einem Hexen-

kessel und seine Wasserdämpfe stiegen herauf und netzten die Stämme der alten Tannen, die sich mit ihren Wurzeln krampfhaft an die Felsen klammerten.

„Ich wünschte, wir wären auf der großen Landstraße geblieben, anstatt uns von dem Kutscher verleiten zu lassen, diesen kaum passirbaren Seitenweg einzuschlagen, weil er angeblich um einige Stunden kürzer sein soll, als jene," bemerkte die Gräfin. „Was wir hier gewinnen, geht uns dadurch wieder verloren, daß wir nur langsam vorwärts kommen."

„Aber hier ist wenigstens Natur, Mutter, reine, unverfälschte Natur," erwiederte Eugenie lebhaft, „und das ist auch ein Vortheil. Unsere Gärten, unsere Promenaden, Alles ist Menschenwerk, auch die große Straße, welche an unserer Besitzung vorüber nach dem Süden führt, ist ein Kunstbau, wie die Verkehrswege in der Hauptstadt und ihrer Umgebung. Hier aber ist die Menschenhand kaum erkennbar, denn der Weg, auf welchem wir uns fortbewegen, gleicht mehr dem Bette eines versiegten Baches, als einer gebahnten Straße, dazu die Felsen, die düsteren Nadelholzwälder, die rauschenden Wasserfälle — es ist herrlich!"

Die ältere Dame nickte lächelnd, trotz ihrer Besorgnisse, die sie nicht zu unterdrücken vermochte.

„Da ist die Taverne," sagte der Kutscher, mit dem Peitschenstiel nach vorwärts deutend, „in einem Viertelstündchen sind wir dort."

In der That lag in einiger Entfernung ein Haus am Wege, das deutlich sichtbar war, obgleich die Dämmerung

bereits ihre Schatten über die Landschaft auszubreiten begann. Es war ein theils aus Stein, theils aus gewaltigen Baumstämmen zusammengefügtes Haus, wie sie in den spanischen Hochgebirgen in Menge zu finden sind. Das Erdgeschoß war bis zum Beginn der Fenster aus Bruchsteinmauern hergestellt, auf denen die Stämme ruhten, die das Material für den weiteren Ausbau bildeten, während das flache Dach aus dicken Bohlen gezimmert erschien, die nach Art der Schweizerhäuser mit schweren Steinen belastet waren. Zu ebener Erde befand sich die Gaststube mit einem Nebenzimmer, Küche und einem Stall, während der obere Stock aus der Wohnung des Eigenthümers und einigen unbenutzten Räumen, die im Nothfalle als Fremdenzimmer dienen konnten, gebildet wurde.

Als die beiden Wagen hielten, trat ein Mann aus der Thür und lüftete grüßend die Kopfbedeckung.

Die Gräfin winkte ihm an den Kutschenschlag heran.

„Sind Sie der Wirth dieser Taverne?"

„Zu dienen, Sennora," versetzte der Mann, „das kleine Anwesen ist mein Eigenthum, es ist Alles, was ich besitze, und ich habe Noth, mich ehrlich durch die Welt zu schlagen, denn diese einsame Straße passirt selten eine Herrschaft und noch seltener schenkt mir eine solche die Ehre ihres Besuches."

„Haben Sie ein Unterkommen für diese Nacht?" erkundigte sich die Gräfin weiter, ohne auf die Bemerkungen des Mannes einzugehen.

Jener warf einen raschen Blick auf die angekommenen

Gäste, als wolle er den Gewinn berechnen, der ihm aus dem Besuch erwachsen werde.

„Was mein Haus bietet, steht zu Ihrer Verfügung," sagte er in unterwürfigem Tone; „zwei Zimmer, gute Ziegenmilch, gebratene Kastanien, und wenn Sie befehlen, schlachte ich noch heute einen Hammel."

Die Gräfin stieg aus und ihre drei Töchter folgten ihrem Beispiele, während die Kutscher die Pferde abzusträngen begannen. Die alte Dame gab dem Wirthe Weisungen für das Abendbrod, dann betraten die Angekommenen unter Führung des Eigenthümers das Innere des Hauses.

„Diese Stube steht zu Ihrer ausschließlichen Verfügung," erklärte der Mann, die Thür zu dem an die größere Gaststube stoßenden Nebengemach öffnend, „ohne Ihren Willen wird dieselbe Niemand betreten. Als Schlafraum könnten Sie das obere Zimmer verwenden, es ist geräumiger und luftiger. Freilich," fügte er verlegen hinzu, „ob Ihnen die wenigen alten Schlafdecken genügen, die ich besitze, weiß ich nicht, aber ich bin zu arm, mir neue anschaffen zu können."

„Darüber machen Sie sich keine Sorgen," fiel Maria ein, „was wir in dieser Hinsicht brauchen, führen wir mit uns. Sagen Sie den Kutschern, daß sie unsere Reise-Effekten hier herein bringen."

Der Wirth ging, und die Damen legten Hüte und Mantillen ab. Dann suchten sie es sich bequem zu machen.

Es war ein mäßig großer Raum, in welchem sie sich befanden, mit kleinen niedrigen Fenstern, einem alten,

wurmstichigen Tisch und einer Anzahl Stühlen von verschiedener Form. Die Holzwände waren gebräunt und keineswegs ganz luftdicht, denn der Mörtel, welcher die Fugen zwischen den Balken ausfüllen sollte, war stellenweise abgebröckelt, und der Wind konnte an solchen vereinzelten Punkten eindringen. Außer einem alten, halbblinden Spiegel und mehreren fratzenhaft auf Papier geklecksten Heiligenbildern entbehrte das Gemach jeden Schmuckes.

Die Kutscher brachten das Gepäck und stapelten es in einer Ecke der Stube auf. Eugenie öffnete einen Handkoffer und entnahm demselben außer leichten Hausschuhen und anderen auf Reisen nöthigen Utensilien auch ein Doppelpistol.

„Laß nur Dein Mordgewehr ruhen, hier gibt es für Deinen Muth schwerlich Lorbeeren zu ernten," lachte Maria, an Jene herantretend.

„Desto besser, wenn wir die Waffe nicht brauchen, aber in Ermangelung männlichen Schutzes gewährt ihr Besitz eine gewisse Beruhigung," versetzte die jüngere Schwester.

„Hier ist es ganz einsam, außer den Bewohnern des Wirthshauses keine Menschenseele zu erblicken," meinte Maria, „und das beruhigt mich mehr, als die Schußwaffe in Deiner Hand, die doch in der Stunde ernster Gefahr beben würde, wie das Laub der Zitterpappeln in unserem Parke."

„Ich wünschte die Gelegenheit herbei, Dir das Gegentheil beweisen zu können," rief etwas unüberlegt das junge Mädchen.

„Um Gottes willen, sprich nicht so, Eugenie!“ sagte die Mutter verweisend, während die großen, schwärmerisch blickenden Augen Rosabella's bittend auf der Schwester ruhten, als wolle sie diese verhindern, durch ihre frivolen Bemerkungen die Gefahr heraufzubeschwören.

In diesem Augenblick brachte der Wirth eine brennende Lampe und stellte sie auf den Tisch. Beim Oeffnen der Thüre bemerkte Eugenie, daß auch die anstoßende Gaststube erhellt war, und daß zwei Männer am Tische saßen und sich unterhielten; jeder von ihnen hatte ein Gefäß mit Wein vor sich stehen.

„Da schau Dir einmal diese beiden Caballeros an,“ sagte sie, nachdem der Wirth sich wieder entfernt hatte, leise, indem sie die Schwester am Arme faßte und an das Schlüsselloch führte.

Das Mädchen blickte aufmerksam durch die Oeffnung.

„Die Männer sind in der That nicht sehr vertrauenerweckend. Sie sprechen angelegentlich mit dem Wirth, der wiederholt auf dieses Zimmer deutet; ohne Zweifel unterhalten sie sich von uns.“

„Das finde ich natürlich,“ nahm die Gräfin das Wort. „Es mag wohl sehr selten vorkommen, daß Fremde hier übernachten, und es ist daher unser Erscheinen ein kleines Ereigniß in dieser einsamen Gebirgsschenke. Wenn der Wirth auf unser Zimmer zeigte, so hat er damit sagen wollen, daß wir der Ruhe bedürfen, und daß seine Gäste darauf Rücksicht nehmen möchten, daher auch das leise Sprechen der Männer.“

Die Mädchen schwiegen; es schien, als hätten sie das

Gefühl, ihre Mutter suche nach Beruhigungsgründen, aber ihnen fehle der Ton innerer Ueberzeugung. Sie glaubte offenbar selbst nicht recht an das, was sie sagte.

Der Wirth kam wieder und brachte das Abendbrod.

„Darf Pedro Ihr Schuhwerk und sonstige Bekleidungsstücke holen, um sie von Staub und Schmutz zu reinigen?" fragte er.

„Wer ist Pedro?"

„Ein braver Bursche, Sennora, der bei mir allerhand Hausdienste verrichtet," erläuterte der Mann. „Sein Vater war Sicherheitswachmann beim Alkalden des nächsten Dorfes, wurde aber bei einem Zusammentreffen mit Zigeunern, von denen er einige verhaften wollte, erschossen, während das Gesindel natürlich davonlief. Die Mutter war schon früher gestorben und daher nahm ich den Waisenknaben auf, nicht etwa gegen Bezahlung, denn wo hätte ich die herbekommen sollen, sondern lediglich aus Mitleid, um einen Gotteslohn. Dennoch hat es Pedro bei mir gut, wie das eigene Kind, er erkennt das auch an und arbeitet Tag und Nacht, wenn es sein muß — ein braver Junge, in der That!"

„Schon gut, mein Lieber," unterbrach die Gräfin den Redeschwall, „schicken Sie nur Ihren Pedro her, er findet hier schon zu thun."

Wenige Minuten später trat der junge Mensch ein. Es war ein schmächtiger Bursche von etwa achtzehn Jahren, mit blassem, leidendem Gesicht und tiefliegenden, aber klugen Augen, schwarzem vollen Haar und etwas nachlässiger Körperhaltung, als sei das Knochengerüste nicht

kräftig genug, die Gestalt aufrecht zu erhalten. Das abgezehrte Antlitz schien die Worte des Wirthes, daß er den jungen Mann wie sein eigenes Kind halte, Lügen zu strafen, wenigstens war von jugendlichem Frohsinn, wie er sonst diesem Alter eigen zu sein pflegt, nichts zu bemerken, wohl aber lag ein unverkennbarer Zug von Gutmüthigkeit auf seinem Gesicht. Mit seltsamem Ausdruck glitten seine Blicke über die essende Gruppe am Tische, aber er blieb schüchtern und bescheiden an der Thür stehen.

„Du wirst unsere Reisedecken reinigen müssen, ebenso bedürfen unsere Schuhe der säubernden Bürste," meinte die alte Dame. „Wir beabsichtigen morgen frühzeit'g aufzubrechen, und deshalb mußt Du uns schon heute Abend noch eine Stunde Arbeit widmen."

„O gern, Seunora, gern!" rief der Bursche, den der freundliche Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, besonders willig machte.

Eugenie trat herzu und half ihm die Decken und Schuhe aufnehmen, öffnete ihm auch die Thür bereitwillig, da er keine Hand frei hatte. Ein dankbarer Blick traf sie dafür aus den Augen Pedro's.

Inzwischen hatten sich in der Gaststube noch einige Männer zu den vorigen gefunden, so daß ohne den Wirth im Ganzen sechs Personen beisammen saßen. Die Mädchen blickten abwechselnd durch das Schlüsselloch, aber sie konnten nichts entdecken, was irgendwie hätte auffallen können. Das Gespräch wurde, wie vorher, leise geführt, so daß es unmöglich war, hinter der Thüre etwas zu verstehen; vielleicht hatte die Gräfin doch recht, wenn sie glaubte, daß

dies lediglich eine Rücksichtnahme auf die ermüdeten Reisenden im Nebenzimmer sei.

„Bist Du krank?“ fragte Eugenie theilnehmend den jungen Menschen, als dieser mit den Kleidungsstücken zurückkehrte, „Du siehst so bleich und leidend aus!“

„Es ist zu verwundern, daß ich noch lebe, Sennora,“ erwiederte der Bursche mit trübseligem Lächeln, „bei der Behandlung, die ich hier zu erdulden habe, wünsche ich mir jeden Tag den Tod!“

„Wie? Bist Du hier nicht in guten Händen?“ fragte Maria, die mit ihrer jüngsten Schwester zu Pedro herangetre'en war und ihr Auge auf den eingefallenen Zügen des Burschen ruhen ließ. „Der Wirth sagte uns doch, er hielte Dich wie das Kind im Hause, Du habest es bei ihm gut!“

Statt aller Antwort streifte Pedro die Aermel seiner Jacke zurück und zeigte den Mädchen die Arme, welche mit blutunterlaufenen Striemen bedeckt waren.

Ein Ausruf innigen Bedauerns entschlüpfte den Lippen der Mädchen.

„Rührt das von Mißhandlungen her?“ fragte Rosabella.

Der junge Mensch nickte. „Und solche Spuren trage ich am ganzen Körper, ich vermag mich oft vor Schmerz und Schwäche kaum aufrecht zu erhalten,“ erzählte er. „Aber wehe mir, wenn ich klagen oder gar den Dienst aufsagen wollte, die furchtbarsten Martern würden die Folge sein.“

„Der Schändliche!“ rief Maria.

„Armer Bursche!“ fügte Rosabella hinzu.

Eugenie aber holte aus ihrem Reiseneceſſär ein Fläschchen mit wohlriechendem Balsam und träufelte davon auf die Wunden des Gemißhandelten.

„Sie sind so gut, so mitleidsvoll!“ sagte Pedro und Thränen traten ihm in die Augen.

„Warum gehst Du nicht fort von hier, warum dienst Du Deinem Peiniger weiter?“ fragte die Gräfin.

„Wo soll ich hin?“ versetzte der Bursche. „Ich habe Niemand auf der ganzen Welt, der sich meiner annehmen könnte, und wenn ich fliehen wollte, würden sie mich bald einholen und zu Tode peitschen. Aber man sorgt schon dafür, daß ich nicht entkomme, des Nachts werde ich eingesperrt, damit ich mit Niemand spreche, denn ich weiß so Mancherlei, was nicht für Jedermanns Ohren paßt.“

„Gibt es hier in diesem Hause Geheimnisse?“ forschte Maria.

„Ja, Sennora, Sie sind hier an einem gefährlichen Ort,“ berichtete Jener, indem er ganz dicht an die Mädchen herantrat und seine Stimme bis zu einem fast unhörbaren Flüstern dämpfte. „Hüten Sie sich, geben Sie auf Alles Acht —“

Die Thür wurde in diesem Augenblicke aufgerissen, und das zorngeröthete Gesicht des Wirthes ward sichtbar.

„Was hast Du hier so lange zu schaffen und belästigst unsere Gäste!“ rief er in scharfem Tone; „die Damen wollen Dich nicht im Zimmer, Du riechst zu stark nach dem Pferdestall. Hinaus an die Arbeit, es gibt noch viel zu thun.“

Der Bursche schlüpfte flink an dem Manne vorüber und eilte durch die Gaststube hinaus.

„Glauben Sie dem Jungen nichts, Sennoras, er leidet zuweilen an Geistesschwäche und dann spricht er von Dingen, die er sich in den Kopf gesetzt hat, die aber in Wirklichkeit nicht vorhanden sind," sagte der Wirth, welcher an den Mienen und dem Gesichtsausdruck der Frauen bemerken mochte, daß Pedro wohl mehr gesprochen haben könnte, als ihm lieb war. „Der arme Teufel ist in seiner Jugend einmal von einem Feigenbaum gestürzt und hat eine Gehirnerschütterung davongetragen; seit dieser Zeit leidet er an krankhaften Vorstellungen von Mißhandlungen, die ihm widerfahren, von Verfolgern, die ihm auf der Ferse seien und anderem ungereimten Zeuge. Gewiß hat er auch Sie mit derartigem unnützen Geschwätz behelligt!"

„Und die Wunden an seinen Armen?" fragte Maria.

„Ah, die hat er Ihnen auch gezeigt?" versetzte der Wirth überrascht, „vielleicht hat er Ihnen da auch erzählt, daß die von Mißhandlungen herrühren sollen, die er von mir zu erdulden hat. Das ist aber Alles erlogen, meine Damen, die Schafhirten haben ihn neulich windelweich geschlagen, weil er — weil er einem derselben ein Schaf gestohlen und verkauft hatte."

Die Mädchen schwiegen; die Erzählung des Wirthes, die noch dazu ziemlich stockend und unsicher vorgetragen wurde, erschien ihnen sehr unglaubhaft.

„Befehlen die Damen noch etwas?" fragte der Mann in seiner demüthigen Weise.

Die Gräfin verneinte und der Wirth entfernte sich.

4.

Die Worte Pedro's, deren Sinn etwas dunkel war, versetzten die vier Frauen in lebhafte Unruhe. Ohne Zweifel würde sich der Bursche deutlicher ausgesprochen haben, wenn nicht der Wirth zu früh dazwischen getreten wäre, und daß hier irgend etwas nicht ganz so war, wie es hätte sein sollen, bewies das eifrige Bemühen des Wirthes, den Burschen als geistesschwach und unzurechnungsfähig hinzustellen. Diesen Eindruck machte er aber keineswegs, im Gegentheil verrieth sein klares, kluges Auge einen gesunden Verstand. Tiefes Mitleid erfaßte aber die Mädchen, wenn sie an die Folgen dachten, die das Gespräch für den unglücklichen jungen Menschen haben würde, und besonders Maria machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß sie von den Wunden gesprochen und Pedro dadurch verrathen hatte.

Aber was hatte es mit dem gefährlichen Ort, von welchem der Bursche gesprochen, für eine Bewandtniß, was wollte er mit seiner Mahnung, auf Alles Acht zu geben, sagen? Waren sie in eine Räuberhöhle gerathen?

In der Gaststube war es ganz still geworden, ein Besucher nach dem andern hatte sich entfernt, und nur noch zwei waren übrig geblieben, die in der früheren leisen Weise mit einander sprachen und auch den Wirth, welcher sich dann und wann einige Minuten zu ihnen setzte, mit in's Gespräch zogen. Endlich entfernten sich auch die letzten Gäste, und das Licht in der Gaststube verlöschte; anscheinend herrschte im Hause völlige Ruhe.

„Wenn man uns zur Nachtzeit überfallen und berauben

wollte, würden doch die Männer hier geblieben sein," sagte die Gräfin, „nicht aber sich noch zu so später Stunde entfernt haben. Vielleicht ängstigen wir uns ganz ohne Grund und der Bursche hat auf etwas ganz Anderes hindeuten wollen, als auf eine Gefahr, die uns von Menschenhand droht."

„Mag kommen, was will, ich beschütze Euch, und der Erste, der es wagt, gewaltsam bei uns einzudringen, ist ein Kind des Todes," rief Eugenie, das Doppelpistol wieder zur Hand nehmend. „Jedenfalls wird es gerathen sein, auf das Schlafgemach im oberen Stockwerk zu verzichten und hier, in diesem Zimmer, zu bleiben, damit wir bei unseren Reise-Effekten sind. Wir können dann abwechselnd ruhen, während eine von uns wacht und bei dem geringsten verdächtigen Geräusch die anderen weckt."

Wer wenig reist, dem bereitet schon der Aufenthalt in einem fremden Hause und in ungewohnter Umgebung mancherlei Unbehagen. Ganz besonders aber äußert sich diese Empfindung zur Nachtzeit, wenn Alles rings im Schlafe ruht und nichts die Phantasie hemmt, sich in den kühnsten Ungereimtheiten zu ergehen. Dann zaubert sie die seltsamsten und widersinnigsten Vorstellungen vor die Seele, Gestalten, unheimlich und fremdartig, huschen an dem geistigen Auge des Ruhenden vorüber. Der heißersehnte Schlaf erscheint nicht, seufzend wälzt sich der Reisende auf seinem Lager und begrüßt mit Freuden den ersten leisen Ton des erwachenden Vogels, den dämmernden Schimmer des ersten Morgenstrahles, der die Erlösung bringt. Und wenn sich gar Anlaß zu Mißtrauen gegen

die Bewohner des Hauses bietet, wenn sich die Furcht vor einer unbekannten Gefahr wie ein schwerer Alp auf den ruhebedürftigen Menschen herniedersenkt, dann flieht auch die stärkste Müdigkeit vor der bangen Erwartung, was die nächste sorgenvolle Stunde bringt.

Auch die Bewohner des Zimmers schliefen nicht, obgleich sie, um die Anderen nicht zu stören, unbeweglich auf ihren Stühlen verharrten. Jedes leichte Geräusch, das Vorüberschwirren eines Nachtvogels am Fenster, das Rascheln einer Maus erregte ihre Aufmerksamkeit und schärfte die Sinne. Zuweilen schien es, als würden leise Schritte im Nebenzimmer hörbar, als flüsterten vor der Thüre kaum vernehmbare Stimmen; aber immer wieder erwies es sich als eine Täuschung, es erfolgte nichts, die Ruhe des Hauses wurde nicht gestört.

Da plötzlich klopfte es leise an das Fenster, vor welchem die Gardine herabgelassen war. Die vier Damen fuhren gleichzeitig empor und Leichenblässe bedeckte ihre Wangen.

„Was ist das?“ fragte Maria.

„Vielleicht ein Vogel, der zufällig die Scheiben streifte,“ bemerkte die Gräfin leise.

Eugenie schüttelte den Kopf.

„Das war kein Vogel, Mutter, das war die Hand eines Menschen,“ sagte sie, sich geräuschlos erhebend und nach dem auf dem Tische liegenden Pistol fassend.

In diesem Augenblicke wiederholte sich das Klopfen, aber ein wenig stärker als vorher.

Rosabella faltete die Hände und betete leise. Sie war die jüngste, aber auch furchtsamste von Allen; weniger

für ihr eigenes Leben zitterte sie, als für das ihrer Mutter und Geschwister.

Einen Augenblick zögerte Eugenie, dann trat sie, die gespannte Waffe in der Hand, an das Fenster.

„Wer klopft?" fragte sie mit fester Stimme.

„Oeffnen Sie, Sennora," erklang es gedämpft von draußen, „ich muß Ihnen eine Mittheilung machen."

Das junge Mädchen schob die Gardine zurück und ließ einen Lichtstrahl in die Dunkelheit hinaus fallen.

„Es ist Pedro," sagte sie, sich zu den Ihrigen wendend. Dann zog sie die Gardinen empor und öffnete das Fenster. Leicht und gewandt schwang sich der Bursche auf den Fenstersims und stand im nächsten Augenblick im Zimmer.

Fragend und mit angstvollen Blicken musterten die Frauen den jungen Menschen; es mußte eine ganz besondere Veranlassung sein, die ihn zu dieser nächtlichen Stunde hierher führte. Erschöpft, mit fliegendem Athem, blieb er einige Minuten an einen Sessel gelehnt stehen; Aufregung und Furcht prägten sich deutlich auf seinem Antlitz aus.

„Ich konnte Ihnen heute nicht sagen, was ich auf dem Herzen hatte," begann er endlich so leise, daß die Mädchen dicht an ihn herantreten mußten, um ihn zu verstehen, „die Dazwischenkunft des Wirthes, der alle Ursache hat zu verhindern, daß ich Sie warne, machte mir das unmöglich."

„Sind wir wirklich in eine Räuberherberge, eine Verbrecherhöhle gerathen?" fragte Maria mit bebender Stimme.

„Nicht viel besser als das, Sennora," versetzte der

Bursche. „Doch will man Ihnen nicht an's Leben, wenn ich recht hörte. Man will Sie aber gefangen nehmen."

„Und der Wirth macht mit diesem Gesindel gemeinschaftliche Sache?" forschte die Gräfin.

„Ja, er ist der Helfer und Anstifter, von ihm erfahren die Genossen, wenn es etwas zu erbeuten gibt, hier halten sie ihre Zusammenkünfte und berathschlagen ihre verbrecherischen Unternehmungen."

„Großer Gott!" jammerte die alte Dame, „dann haben wir sicher noch diese Nacht einen Ueberfall zu erwarten!"

„Wer sich naht, den schieße ich nieder!" erklärte Eugenie in einem Tone, der jeden Widerspruch auszuschließen schien.

Die Augen des Jünglings richteten sich mit einem ganz eigenartigen Ausdruck auf das junge Mädchen; es war wie ein Gemisch von Bewunderung, Sorge und Mitleid.

„Thun Sie das nicht, Sennora," sagte er, „die Räuber würden Sie tödten, während Ihnen nichts geschieht, wenn Sie keinen Widerstand leisten. Aber ich muß fort, ich bin verloren, wenn man mich hier findet!"

„Du hast uns einen großen Dienst erwiesen, Pedro, wir sind jetzt wenigstens vorbereitet," sagte die Gräfin, dem Burschen ein Goldstück in die Hand drückend.

Der junge Mensch trat einen Schritt zurück, Purpurröthe stieg in sein sonst so bleiches Antlitz und das Geld rollte in's Zimmer.

„Sie sind so gut und freundlich gegen mich gewesen, wie noch kein anderer Mensch, und ich bin glücklich, Ihnen

dankbar sein zu können," stieß er hastig hervor, als fürchte er, wiederum nicht mehr Zeit zur Vollendung des Satzes zu haben. „Aber nicht für Geld bin ich gekommen, Sennora, um Sie zu warnen, nicht für Geld. Sie könnten mir's auch gar nicht bezahlen, denn bin ich gesehen worden, so erlebe ich den nächsten Morgen nicht. Aber was thut das? Mein elendes Dasein hätte ein Ende, und Sie haben vielleicht einigen Nutzen von meiner Mittheilung, vielleicht habe ich Ihnen wenigstens den Schrecken eines unvermutheten, plötzlichen Ueberfalles gespart."

Die dunklen, tiefliegenden Augen hefteten sich einige Sekunden lang auf Eugenie, dann flüsterte er: „Die heilige Jungfrau beschütze Sie!"

Und rasch schlüpfte er hinter den Vorhang und war im nächsten Augenblicke durch das Fenster in der Finsterniß verschwunden.

„Wäre doch diese fürchterliche Nacht erst zu Ende!" jammerte die Gräfin, „die Angst tödtet mich noch."

Wieder herrschte tiefe Stille im Zimmer. Niemand wagte zu sprechen. Aus weiter Ferne ward Hundegebell vernehmbar, wahrscheinlich waren Hirten bereits wach, um mit anbrechendem Morgen ihre Thiere auf die Gebirgstrift treiben zu können, und der Hahn im nahen Hühnerstall begann leise Krähversuche anzustellen.

Endlich wurde es auch hell im Osten. Erleichtert athmeten die Damen auf, die Nacht war vorüber und von den erwarteten und gefürchteten Schreckensscenen war nichts zu bemerken gewesen. Jetzt, am hellen Tage,

wagten es die Räuber doch sicher nicht mehr, sie zu überfallen.

„Mir ist das Alles ein Räthsel!“ sagte Maria. „Weshalb sind wir auch nicht einen Augenblick beunruhigt, viel weniger bedroht und beraubt worden? Hat der Mensch uns belogen, und nur warnen wollen, um eine Belohnung zu erhalten? Dann hätte er doch das Goldstück nicht zurückgewiesen!“

„Und schwerlich würde er sich um den Schlaf gebracht haben, um uns zur Vorsicht zu mahnen, wenn er nicht Grund dazu gehabt hätte,“ fügte Eugenie hinzu; „aber seltsam bleibt es doch, daß die Warnungen Pedro's mit den Thatsachen im völligen Widerspruch stehen.“

Es klopfte und eine Stimme fragte, ob die Reisenden das Frühstück wünschten. Die Gräfin bejahte und fügte die Weisung hinzu, die Wagen zur Abfahrt in Bereitschaft zu setzen.

Ein Stündchen noch, und die Frauen waren zum Aufbruch fertig. Vor der Thür hielten die beiden Wagen, deren erster wiederum von der alten Dame und ihrer Tochter Eugenie bestiegen wurde, während im zweiten Maria und Rosabella Platz nahmen. Der Wirth begleitete die Fremden und öffnete und schloß dienstbeflissen die Wagenschläge, während Pedro nirgends zu sehen war, so daß die Gräfin das für den Burschen bestimmte Trinkgeld dem Besitzer der Schänke zur Aushändigung an Pedro übergeben mußte.

Ein frischer, thauiger Morgen lag auf dem Gebirge, als die Reisenden auf dem langsam bergauf führenden

Wege dahinrollten. Jetzt, nach glücklich überstandener Gefahr, stellte sich auch bei den jugendlichen Schwestern die heitere Laune wieder ein, sie lachten und scherzten über die Art, wie sich bei ihnen die ausgestandene Angst geäußert hatte, und malten sich im Uebermuthe mit komischen Farben die Scene aus, die der gefürchtete nächtliche Besuch der Räuber hervorgerufen haben würde.

Die Gebirgslandschaft hatte nichts von ihrer grotesken Wildheit verloren, im Gegentheil thürmten sich die Felsenmassen immer schroffer nnd kühner empor, den Tannen und Fichten die breiten Thaleinschnitte zu ihrer ungehinderten Entwickelung überlassend. In etwa einer Stunde mußte der Seitenweg, welchen die Wagen benutzten, wieder in die gut erhaltene Hauptstraße münden und von da hatten sie nur noch eine kurze Strecke bis zum Ziele zurückzulegen.

Die Fahrstraße machte jetzt eine scharfe Biegung um eine Felsecke, als plötzlich hinter derselben sechs Reiter hervorbrachen und auf die Reisenden losstürmten. Es waren kühn und wild aussehende Gesellen, und Eugenie erkannte sofort in einigen derselben Männer, welche am Abende vorher in der Taverne verkehrt hatten. Der erste Reiter fiel den Pferden in die Zügel und rief dem Kutscher zu, daß er ihn vom Bocke herunterschießen werde, wenn er nicht anhalte, während zwei andere zu beiden Seiten des Wagens ansprengten und die darin Sitzenden aufforderten, ihre Werthsachen herauszugeben. Die übrigen drei Wegelagerer fielen über den zweiten Wagen her, in welchem Maria und Rosabella saßen.

Noch ehe die Räuber dazu gelangten, Gewalt anzuwenden, hatte Eugenie das Pistol aus einer Wagentasche herausgerissen und feuerte einen Schuß auf den Kerl ab, welcher die Pferde angehalten hatte; ein zweiter Schuß aus der Doppelwaffe ging fehl, der erste aber hatte getroffen, der Mann wankte im Sattel, sank dann vornüber auf den Hals des Pferdes und von da, das Gleichgewicht verlierend, hinab auf den Boden. Gleichzeitig aber bäumten sich, von dem Schuß erschreckt, die vor den Wagen gespannten Rosse hoch auf, schüttelten die Mähnen und jagten im rasenden Galop davon, die Reiter und die zweite Kutsche weit hinter sich lassend.

Ein Schrei der Verzweiflung entrang sich den Lippen der alten Dame, denn die durchgehenden Thiere rasten unaufhaltsam davon, und jeden Augenblick mußten die Insassen fürchten, der Wagen werde an einem Felsstück zerschellen oder in den zuweilen dicht an den Weg herantretenden Abgrund geschleudert werden. Halbtodt vor Schrecken und Angst klammerten sich die beiden Frauen an die Polster, während der Führer des Wagens jede Gewalt über seine Thiere verloren hatte und nur darauf bedacht war, sich selbst davor zu schützen, von seinem hohen Sitze herabgeworfen zu werden.

Endlich hatten die Pferde im wilden Jagen die Fahrstraße erreicht und sie begannen sich hier, auf dem breiten und ebenen Wege, merklich zu beruhigen, so daß es dem Kutscher gelang, die Herrschaft über seine Rosse wieder zu gewinnen. Auch die Gräfin und ihre Tochter erholten sich langsam, und erst jetzt war es ihnen möglich, sich über

die durch den Ueberfall geschaffene Lage vollkommen klar zu werden.

„Meine Kinder, meine armen Kinder — was wird aus ihnen werden!“ jammerte die Gräfin, während Eugenie, selbst ihrer Thränen nicht mächtig, sie zu beruhigen versuchte.

Was war zur Rettung der Mädchen zu thun? Bis zur nächsten Stadt, wo polizeiliche oder militärische Hilfe zu haben gewesen wäre, war es viel zu weit, und den Alkalden eines der kleinen Gebirgsdörfer um Schutz anzurufen, war zwecklos, denn es würde aus Furcht vor der Rache der Wegelagerer schwerlich der Bitte entsprochen worden sein. Unter diesen Umständen blieb nur übrig, zunächst das Ziel der Fahrt zu erreichen und dort mit dem Kastellan der Besitzung und mit dem alten treuen Diener der Familie, der vorausgesandt worden war, um in Gemeinschaft mit dem weiblichen Dienstpersonale die nöthigen Vorbereitungen zum Empfange der Herrschaft zu treffen, Raths zu pflegen. Noch eine kurze Strecke und hinter den schönen alten Kastanien wurden die spitzen Giebel des gräflichen Landsitzes sichtbar, und als der Wagen am Gartenthore hielt, eilte der alte Diener herbei, um die Herrschaft zu begrüßen.

Aber noch eine andere, unerwartete Gestalt wurde sichtbar: Pedro, der räthselhafte Warner aus der Taverne. Die Kopfbedeckung in der Hand, die Augen flehentlich auf Eugenie gerichtet, stand er vor den überraschten Frauen, wie ein armer Sünder sein Urtheil erwartend.

„Wie kommst Du Unglücksmensch hierher?“ fragte das junge Mädchen.

„Ich konnte nicht anders, Sennora," betheuerte der Bursche mit leise zitternder Stimme. „Machen Sie mich zu Ihrem geringsten Diener, übertragen Sie mir die härtesten Arbeiten, nur verstoßen Sie mich nicht und liefern Sie mich dem Wirth nicht aus, dulden Sie mich in Ihrer Nähe, ich will über Sie wachen, treuer wie ein Hund über seinen Herrn."

„Seltsamer Mensch!" meinte Eugenie und ihre schönen Augen ruhten mitleidsvoll auf dem jungen Manne.

„Du sollst bei uns bleiben, Pedro, und sollst keine Noth haben," sagte die Gräfin bewegt, „vielleicht kannst Du uns helfen, die armen Kinder zu retten!"

Laut schluchzend wankte sie dann am Arme ihrer Tochter in's Haus.

5.

In dem behaglichen, mit allem Comfort, den Geschmack und Reichthum zu bieten vermögen, ausgestatteten Arbeitszimmer Don Manoel's saß wiederum der Herzog Artos, während der Hausherr am Schreibtisch mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt schien.

„Ich bemerke mit Schrecken, daß es doch noch Vielerlei zu thun gibt, ehe ich das portugiesische Gesandtschaftshotel hier in Madrid mit dem in Paris vertauschen kann," begann Don Manoel nach längerer Pause. „Die dumme Schramme hier hat mich ziemlich zurückgebracht."

„Du hast zwei Legationsräthe zur Seite, sind die mit Arbeiten so überhäuft, daß sie Dich nicht unterstützen können?" fragte der Herzog.

„Es sind meist Arbeiten, die ich selbst erledigen muß, vertrauliche, geheim zu haltende Sachen, Berichte über gewisse Vorkommnisse und Zustände am Hofe Isabella's, über Militärverhältnisse und ähnliche, mit äußerster Gewissenhaftigkeit auszufertigende Schriftstücke. Außerdem ist es mir Ehrensache, meinem Nachfolger am spanischen Hofe möglichst wenig unerledigte Arbeiten zu hinterlassen."

„Deine plötzliche Versetzung nach Paris hat allgemein überrascht," sagte der Alabasterherzog, „um so mehr, als man glaubte, Du seiest hier hoch in Gunst. Es geht deshalb das Gerücht, Dein Weggang von hier geschehe nicht freiwillig, sondern derselbe sei auf speziellen Wunsch des hiesigen Hofes erfolgt."

Der junge Diplomat zuckte die Achseln.

„Wohl möglich, daß die Fama in diesem Falle nicht ganz Unrecht hat, ich glaube selbst, die Sache verhält sich so. Ich habe auf dem letzten Hofballe dem Herrn Marfori, diesem Sohn eines italienischen Kochs und Günstling der Königin, meine Mißachtung in ziemlich verständlicher Weise zu erkennen gegeben, und dadurch mir ohne Zweifel das allerhöchste Mißfallen Ihrer Majestät zugezogen; das ist der Grund der mir jetzt bevorstehenden Luftveränderung, die übrigens keineswegs ohne meine spezielle Einwilligung erfolgt. Meine Regierung hat vielmehr vertraulich bei mir anfragen lassen, ob mir eine Vertauschung Madrids mit Paris angenehm wäre, was ich ohne Besinnen bejahte. Der Präsident der Republik, Prinz Louis Napoleon, führt einen Hofhalt, weit glän-

zender, als der zu Madrid, und die französische Hauptstadt ist der Mittelpunkt der gesammten Aristokratie Europa's, der befähigtsten Diplomaten aller Länder, für mich Grund genug, mit Freuden das Anerbieten anzunehmen."

„In Hofkreisen glaubt man Deiner Versetzung andere Ursachen zu Grunde legen zu müssen," meinte Artos nach einer Pause. „Es ist nicht unbemerkt geblieben, daß auf der letzten Soirée bei unserem einflußreichen Minister, General Narvaez, der Letztere mit eifersüchtigen Augen den Huldigungen folgte, welche Du den Schwestern Montijo darbrachtest, denn es ist öffentliches Geheimniß, daß der Minister, trotzdem er ein hoher Fünfziger ist, sich sterblich in Eugenie verliebt hat. Es heißt nun, General Narvaez habe bald darauf schriftlich um die Hand der Dame angehalten, sei jedoch abgewiesen worden, die gräfliche Familie habe aber infolge dessen ihre Abreise auf ihr Landgut beschleunigt. Man hält nun Dich für den bevorzugten Bewerber, und Narvaez soll in Dir die Ursache seines Mißerfolges sehen. Daß er Dir infolge dessen nicht sehr freundlich gesinnt ist, ist begreiflich, und er soll bei der Königin darauf gedrungen haben, Deine Abberufung zu verfügen. Der ganze Diplomatenwechsel ist also auf eine Liebesaffaire zurückzuführen —"

„Sage lieber auf eine Hofintrigue!" fiel der Gesandte lachend ein, „eine Hofintrigue, durch die man mir zu schaden glaubt, während sie mir in Wirklichkeit zur Erfüllung meines Lieblingswunsches, einige Jahre in Paris zu verbringen, verhilft. Wenn Comtesse Eugenie dem

General einen Korb gegeben hat, so ist ihr das nicht zu verargen; das jugendfrische, lebenslustige Mädchen und der alte Haudegen passen denn doch nicht zusammen."

Ein Diener trat ein und überreichte dem Herzog einen Brief.

„Ein Diener des Herrn Herzogs hat soeben dieses Schreiben überbracht," sagte er, sich verbeugend. „Es ist mit besonderem Boten eingetroffen. Der Ueberbringer harrt im Domestikenzimmer Ihrer weiteren Befehle."

Er ging, Artos aber langte hastig nach dem Brief und besah die Aufschrift.

„Das ist die Hand einer der Damen des gräflichen Hauses, ich glaube der Comtesse Eugenie," rief er, und das Siegel betrachtend, fügte er hinzu: „Das Petschaft zeigt das Wappen der Montijo-Teba mit der neunzinkigen Grafenkrone."

Er riß hastig das Papier auf und überflog die Zeilen, während die Augen Don Manoel's gespannt auf ihm ruhten.

Der Herzog reichte dem Freunde das Schriftstück hin, nachdem er es gelesen hatte.

Letzterer folgte mit sichtlicher Spannung den Zeilen, dann das Papier sinken lassend, fragte er rasch: „Was gedenkst Du zu thun, Artos?"

„Sofort abzureisen — natürlich!"

Don Manoel ging einige Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er plötzlich vor dem Herzog stehen und sagte entschlossen: „Die Frauen bedürfen des Rathes und der Hilfe, ich begleite Dich! Mag mein Nachfolger auch

etwas mehr Arbeit vorfinden, hier ist Gefahr im Verzuge und keine Zeit zu verlieren, denn mit den Banditen der Sierra ist nicht zu spassen. Arme Rosabella!" fügte er wie im Selbstgespräche hinzu, „welch' furchtbare Angst magst Du ausstehen, wie sehnsüchtig mögen Deine Blicke nach Hilfe ausschauen!"

„Recht so, Manoel!" rief Artos erfreut aus, indem er dem jungen Manne die Hände auf beide Schultern legte, „stehen wir vereint den Damen in ihrer Verzweiflung bei, es ist unsere Pflicht. Du nimmst Deinen Diener Gomez mit, der hat im letzten Karlistenkriege gegen die Guerillas gekämpft und kennt Weg und Steg im Gebirge. Mich begleitet mein treuer Juan."

„Wer hätte geglaubt, daß der Wunsch der Damen, uns auf ihrer Sommerfrische zu begrüßen, sich schon so rasch und auf eine so traurige Veranlassung hin verwirklichen würde!" meinte der Gesandte. „Aber hier heißt es rasch und energisch handeln, jeder Zeitverlust kann für die gefangenen Mädchen die schwersten Gefahren im Gefolge haben."

„In einer Stunde hält mein Reisewagen vor der Thüre, halte Dich um diese Zeit bereit," sagte der Herzog, dem Freunde die Hand reichend. Dann eilte er raschen Schrittes davon.

6.

Tief in ein wildes Gebirgsthal der Sierra Morena eingebettet, liegt das Dorf Janda, aus kaum einem Dutzend armseliger Häuser bestehend. Die Bewohner sind meist Holzfäller, arme, unwissende Menschen, deren Aufgabe es

ist, die herrlichen alten Bäume umzuhauen und ihre Stämme dem Gebirgsbach zu übergeben, der sie auf seinem Rücken hinabträgt in das Thal des Guadalquivir, dessen Wogen sie weiterführen bis zur Meeresküste, wo sie in Cadix und anderen Seeplätzen dem Schiffsbau willkommenes Material liefern. Selbstverständlich ist das Fällen der Bäume nur während des Sommers möglich, der hier im Gebirge freilich kaum vier Monate währt; im Winter beschäftigen sich die Leute mit Holzschnitzereien, Anfertigen von hölzernen Küchengeräthen, Kinderschlitten und ähnlichen Dingen, die von den Händlern in Ciudad, Cordova und selbst in Sevilla und Granada angekauft werden.

Am Ende des Dörfchens, malerisch von einer steilen, moosbewachsenen Felswand überragt, stand ein aus Stein aufgeführtes Gebäude, dessen stattliches Aeußere auffallend mit den armseligen Holzhütten, aus denen der übrige Theil des Dorfes bestand, kontrastirte. Es war die Wohnung des Försters und Aufsehers über die Flößerei, das Haus aber hatte der Gemahl der Königin Isabella, Franz d'Assisi, bauen lassen, um es während der alljährlichen Hofjagden im Gebirge, zu denen in der Regel auch die höchsten Staatswürdenträger eingeladen wurden, als Absteigequartier zu benutzen. Das obere Stockwerk war zu diesem Zwecke reservirt und unbewohnt; nur wenn die hohe Jagdgesellschaft erwartet wurde, öffneten die vorher eingetroffenen Hofbedienten die Räume, lüfteten und säuberten und richteten das Erforderliche zum Empfange der Gäste her.

Ein kleines Gemüsegärtchen vor dem Hause, mit einer Gartenbank darinnen, diente zur ausschließlichen Benutzung

des Försters, während ein gut gehaltener Ziergarten zur Seite des Gebäudes, mit zierlicher Veranda und einigen kleinen Statuen, Diana und Pan, die Gottheiten der Jagd und der Hirten vorstellend, für die Madrider Herrschaften reservirt blieb.

Der Förster, eine gebräunte, wetterfeste Gestalt mit stark ergrautem Haar und Bart, saß auf der Gartenbank und rauchte aus einer kurzen Pfeife, während seine Frau sich an den Beeten zu schaffen machte. An der Seite des Alten aber hatte ein jüngerer Mann Platz genommen, der sich mit Jenem im angelegentlichen, halblaut geführten Gespräch befand. Er war anständig gekleidet, aber mit Staub bedeckt, und am Gartenzaun war ein Maulthier, mit Sattel und Zaum versehen, angebunden.

„Ihr sagt, die Mädchen weinen viel?" fuhr der Fremde im Gespräch fort, die Hand auf des Försters Arm legend.

Jener nickte.

„Jawohl, Herr Rath. Sie verlangen sehnsuchtsvoll nach Mutter und Schwester, und haben sich zur Zahlung eines Lösegeldes in jeder Höhe erboten, wenn wir ihnen die Freiheit schenken," versetzte er mit einem spähenden Blick zur Seite. „Von der eigentlichen Bedingung, deren Erfüllung sie sofort ihren Angehörigen zurückgeben würde, wollen sie nichts wissen."

„Ich denke, diese Hartnäckigkeit wird noch zu besiegen sein," meinte der Fremde. „Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn diese Trotzköpfe nicht fügsam werden sollten, zumal es sich um ein Glück und eine Ehre für ihre Familie handelt, denn einer Verbindung mit dem höchsten

Beamten im Staate, dem Marschall und Ministerpräsidenten Narvaez, würden die ersten Grandenfamilien des Landes freudig zustimmen."

„Die Comtessen wollen die Entscheidung über diesen Punkt überhaupt nicht erörtern und haben erklärt, lieber Gefangene bleiben zu wollen, als sich einem derartigen Zwange zu unterwerfen," versicherte der Förster. „Das ältere der beiden Fräuleins sieht mir ganz darnach aus, als besäße sie einen unbeugsamen Willen, die Jüngere aber fügt sich ohne Weiteres der Schwester."

„Es ist ärgerlich, daß die Leute den falschen Wagen angehalten haben, so daß die Comtesse Eugenie, um die es sich hier eigentlich handelt, entkommen ist," meinte der Rath, ein vertrauter Abgesandter des Generals Narvaez. „Die Sache war in einer Weise angeordnet, daß an einem Gelingen des Planes unmöglich gezweifelt werden konnte; sobald ich durch meine Agenten in Madrid Kunde von der beabsichtigten Reise der gräflichen Familie erhalten hatte, stand mein Entschluß, mir in der Person eines der Mädchen eine Art Geisel zu verschaffen, fest, und ich konnte keinen besseren Helfer finden, als Euch. Ihr setztet Euch mit dem Wirth der Taverne in Verbindung, der uns schon öfters gute Dienste geleistet hat; der unvermuthete Widerstand der einen jungen Dame und das Durchgehen der Pferde konnte ja nicht vorausgesehen werden. Aber der Herr Marschall wird nun sehr aufgebracht sein!"

Der Förster zuckte die Achseln und paffte schweigend weiter.

„Der Marschall," fuhr der Rath fort, „verträgt keinen Widerspruch und ist gewöhnt, seinen Willen unter allen Umständen durchzusetzen. Deshalb gerieth er auch in höchsten Zorn, als seine Bewerbung um die Hand der Comtesse kühl zurückgewiesen ward; er, der allmächtige Minister, hatte eben nicht geglaubt, daß man es wagen werde, ihm Trotz zu bieten. Und in der That, es ist unerhört, dem Manne, in dessen Hand die Geschicke Spaniens ruhen, der die Macht besitzt, diese dünkelhaften Montijos zu vernichten, sie auf irgend eine einsame Insel Westindiens zu verbannen — diesen Mann abzuweisen, ihn dem Spott der Hofkreise, ja der ganzen Hauptstadt preiszugeben. Bei Gott, auch ich würde Rache nehmen, würde mir Gehorsam erzwingen."

„Und trotzdem wird der Herr Marschall einen schweren Stand haben, Herr Rath," warf der Förster ein, „diese Frauenzimmer haben harte Köpfe!"

„Es scheint so. Der Brief, in welchem der Gräfin mitgetheilt wird, der Preis für die Freilassung ihrer Töchter sei die Hand Eugeniens für Marschall Narvaez, ist bis heute unbeantwortet geblieben; sie vertrauen ohne Zweifel auf die Großmuth des Ministers, die es nicht dulden wird, daß den Mädchen ein Leid zugefügt werde."

Der Förster nickte.

„Die meiner Obhut anvertrauten jungen Mädchen haben mir rundweg erklärt, daß sie ein solches Opfer, wie es die Heirath mit dem alternden Marschall sei, von ihrer Schwester nimmermehr annehmen würden, lieber wollten sie in unserem einsamen Gebirgsdorfe Gefangene

bleiben. Die Mädchen haben dies ihrer Mutter und Schwester geschrieben, und sie dadurch in ihrem Widerstande wesentlich bestärkt."

„Ihr prüft doch den Inhalt der von den Comtessen abgesendeten Briefe genau?"

„Gewiß, Herr Rath, ihre Angehörigen würden sonst sehr bald den Aufenthaltsort der Mädchen erfahren, und gerade das soll doch Geheimniß bleiben. Es muß sogar auf meine Veranlassung unter jeden Brief die Bemerkung gemacht werden, daß dem Boten kein Haar gekrümmt werden dürfe, widrigenfalls die Comtessen selbst in schwere Gefahr kämen; selbst jede Frage an den Ueberbringer der Briefe ist ihnen strengstens verboten."

„Seid Ihr des Botens ganz sicher?"

„Der Mann hat keine Ahnung von den Vorgängen, er ist des Lesens unkundig und weiß nichts von dem Aufenthalte der Mädchen in meinem Hause, da er in einem etwa eine Stunde entfernten Revier als Waldwärter dient. Dort wohnt er auch, und herein in unser Dorf kommt er nur, wenn ich dies verlange."

„Ist der Verwundete außer Gefahr?" fragte der Rath.

Jener zuckte die Achseln.

„Das ist noch unentschieden, die Kugel hat das Schulterblatt zerschmettert, und der alte Schäfer, der ihn behandelt, weil im Umkreise vieler Meilen kein studirter Arzt zu haben ist, hat erklärt, daß keineswegs alle Gefahr beseitigt sei."

„Wer zum Teufel konnte auch ahnen, daß diese Frauenzimmer mit Schußwaffen umzugehen wissen!" rief der

Beamte, sich erhebend. „Wir müssen also ferner abwarten, ob man mit der Zeit geneigter wird, unsere Bedingungen zu erfüllen, bis dahin lassen wir den Ereignissen ihren Lauf. Die beiden Mädchen sind nach wie vor mit Schonung zu behandeln, und es ist dafür zu sorgen, daß es ihnen an nichts fehlt. Aber Niemand darf zu ihnen, hört Ihr, Niemand, als Ihr und Eure Frau! Sobald sich an der Sachlage in irgend einer Weise etwas ändert, macht Ihr mir sofort Mittheilung, damit ich das Weitere schleunigst verfügen und Bericht erstatten kann."

Der alte Forstmann nickte zustimmend, dann schlug er in die zum Abschied dargereichte Rechte des Rathes ein. Letzterer bestieg sein Maulthier und ritt langsam davon.

In diesem Augenblick kam von der anderen Seite des Weges ein Tabuletkrämer daher, der in einem Kasten allerhand Kleinigkeiten, Bänder, Nadeln, Kämme, unechten Schmuck und ähnliche Dinge feilbot. Die armen Gebirgsbewohner, die nur selten Gelegenheit haben, nach einer der sehr entfernt liegenden Städte zu kommen, um ihre kleinen Einkäufe zu besorgen, sehen das Erscheinen eines solchen Hausirers daher sehr gern.

„Feine Waaren, Sennora!" rief der Mann über den Zaun der im Garten beschäftigten Förstersfrau zu, „und billig — spottbillig! Darf ich näher kommen, um Ihnen die Sachen zu zeigen, Sie wissen ja, das Ansehen kostet nichts!"

Ohne die Antwort der Frau abzuwarten, die einen fragenden Blick auf ihren Mann warf, trat der Händler

in den Garten, öffnete seinen Kasten und zeigte alle die Kleinigkeiten, die in Haus und Familie zu den täglichen Bedarfsartikeln gehören, oder den weiblichen Putz vervollständigen helfen.

Mit Wohlgefallen ruhten die Augen der Förstersfrau auf den Sachen, und selbst der Förster schaute neugierig zu, wie jene ein Stück nach dem andern in die Hand nahm, es mit Kennermiene betrachtete, um es endlich mit einigen lobenden oder tadelnden Worten wieder an seinen früheren Ort zu legen. Sie hatte Verschiedenes ausgewählt und eilte nun in das Innere des Hauses, um Geld zu holen.

„Darf ich nicht den jungen Sennoras, Ihren Töchtern, meine Artikel vorlegen?“ fragte der Krämer, nachdem er die Bezahlung in Empfang genommen hatte.

„Wir haben keine Kinder, der einzige Knabe, den wir besaßen, ist schon als kleines Kind gestorben,“ versetzte die Förstersfrau mit trübem Lächeln.

„Aber ich sah doch vorhin zwei junge Mädchen oben am Fenster,“ sagte der Hausirer.

„Ja, die sind hier, um — um — nun um Bergluft zu genießen, die würden sich allerdings über diese Sachen gewiß recht freuen.“

Ueber das Gesicht des Hausirers zuckte es seltsam, und sein Auge wandte sich rasch dem Gebäude zu.

„Führen Sie mich zu den Sennoras, ich bin ein armer Teufel und würde mich freuen, wenn ich noch etwas verkaufen könnte, die Geschäfte gehen ohnehin sehr schlecht,“ bat der Mann.

„Geht nicht!“ warf der Förster rasch ein, „die Damen sind krank und für Niemanden zu sprechen. Das weißt Du ja auch, weshalb sprichst Du von ihnen?“ fügte er gegen seine Frau gewendet in verweisendem Tone hinzu.

„Die Sennoritas dauern mich, sie müssen in ihrer Abgeschiedenheit auf Alles verzichten,“ meinte die Frau, und es war ihr anzuhören, daß sie wirkliches Mitleid fühlte. „Sie sterben fast vor Langeweile, denn die einzigen Schriften, die wir besitzen, die Geschichte vom heiligen Hubertus, unserem Schutzpatron, und den Kalender, haben sie schon mehrere Male gelesen. Deshalb dachte ich, die kleine Zerstreuung wäre den Mädchen wohl zu gönnen, so junge Geschöpfe sehen doch gar zu gern ein bischen solchen Flittertand.“

„Weshalb wollen Sie mir nicht den kleinen Verdienst zukommen lassen, den mir vielleicht der Besuch bei den Damen abwirft?“ fragte der Händler den alten Weidmann. „Wenn sie krank sind, wird sie der Anblick meiner hübschen Waaren aufheitern, und wenn sie Langeweile fühlen, werden sie sich mit der Besichtigung eine Stunde die Zeit vertreiben. Wir Alle werden es Ihnen Dank wissen, Herr Förster, denn wir haben Alle einen kleinen Vortheil davon!“

„Ach natürlich, und was ist denn da auch weiter dabei?“ sagte die Frau in entschiedenem Tone. „Kommen Sie nur, ich führe Sie hinauf zu unseren Gästen, diese bescheidene Freude lasse ich den Mädchen nicht auch noch entgehen!“

„Du bleibst dabei, bis der Mann sein Geschäft ab-

gewickelt hat!" rief der Förster seiner davoneilenden Frau nach; „es darf nichts weiter gesprochen werden, als was unbedingt nöthig ist."

„Trage keine Sorge, ich lasse es an Vorsicht und Aufmerksamkeit nicht fehlen, wie Du weißt; aber gänzlich absperren dürfen wir die Sennoras auch nicht, sie könnten mir sonst ernstlich krank werden."

Der Tabuletkrämer folgte seiner Führerin über den Hof nach dem Seitengebäude, dann in diesem die Treppe hinauf. Es war ein kleines Zimmer, das sie oben betraten, einfach, fast dürftig ausgestattet. Von Möbeln war nur das Nothwendigste vorhanden, und auch das trug die unverkennbaren Spuren eines hohen Alters an sich. Ein halb geöffnetes Nebenzimmer schien als Schlafgemach zu dienen.

Die beiden Mädchen schauten mit ungeheucheltem Erstaunen auf den unerwarteten Besuch, aber ihren Augen sah man es an, daß sie viel geweint hatten, und der Ausdruck tiefen Kummers lag unverkennbar auf ihrem Antlitz.

„Pedro!" rief Rosabella mit einem freudigen Aufschrei, als sie des Hausirers ansichtig wurde, „nun hat unsere Noth ein Ende!"

„Ei, Sennora, woher ist Ihnen denn dieser Krämer bekannt?" fragte die Frau des Försters gedehnt, „das ist ja seltsam, daß Sie hier zusammentreffen, aber durchaus nicht erfreulich ist diese Begegnung, durchaus nicht erfreulich!"

Das junge Mädchen war bleich geworden; sie fühlte,

daß ihr unbedachtes Wort ihre Lage verschlimmern mußte, auch wenn ihr der junge Mann nicht einen flehentlichen Blick zugeworfen haben würde.

Der Hausirer lachte laut auf, freilich klang das Lachen für seine Ohren etwas gezwungen.

„Die junge Donna irrt sich," wandte er sich an die Frau, „aber es ist nicht das erste Mal, daß ich mit meinem Bruder verwechselt werde."

Dann sich an das Mädchen wendend, fügte er hinzu: „Ich heiße nicht Pedro, sondern Rodriguez, Sennora, und durchwandere mit meinen Artikeln ganz Spanien. Wenn Sie in Madrid waren, haben Sie vielleicht meinen Bruder gesehen, der dasselbe Geschäft betreibt, aber die Hauptstadt nie verläßt, da er dort hinreichenden Absatz und guten Verdienst hat."

„So ist es auch," mischte sich jetzt Maria in's Gespräch, „in Madrid kam zuweilen ein junger Mensch in unsere Wohnung, der ebenfalls seine Waaren feilbot und außerdem uns manchen Botendienst verrichtete. Er hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit diesem Händler hier, nur war er etwas kleiner, aber stärker. Eine Verwechslung ist also sehr verzeihlich."

Die Gattin des Försters bewegte zustimmend das Haupt.

„Aehnlichkeit zwischen Geschwistern ist nichts Seltenes, ich kenne das aus eigener Familie," bestätigte sie. „Es wäre doch auch zu merkwürdig gewesen, wenn in diesem abgelegenen Winkel sich alte Bekannte wieder finden sollten, hier oben, wo sich nur die Murmelthiere besuchen,

fremde Menschen aber sich nur alle Jubeljahre einmal sehen lassen."

Jedes Mißtrauen war in der guten Frau geschwunden, und als der Hausirer nun rasch seinen Kasten öffnete, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, widmete sie sich sofort eifrigst wieder der Besichtigung der ausgelegten Sachen.

„Diese rothe Schleife müßte herrlich in Ihr dunkles Haar passen," rief sie nach einer Weile, ein brennendrothes Band an Rosabella's Scheitel haltend. „Es kleidet Sie prächtig, Sennora, überzeugen Sie sich selbst!"

Sie nahm einen kleinen Handspiegel von der Wand und hielt ihn dem Mädchen vor die Augen.

„Der Spiegel im Schlafgemach ist bedeutend größer, dort gewinnst Du ein richtiges Urtheil," meinte Marie.

„Daran habe ich nicht gedacht," versetzte die Schwester, „aber Du hast Recht!"

Sie schritt in's Nebenzimmer, und die Frau folgte ihr mit der Schleife in der Hand.

„Endlich habe ich Sie gefunden, seit vier Tagen irre ich im Gebirge umher, um Sie zu suchen," raunte Pedro hastig und leise dem Mädchen zu. „Hilfe ist nahe, hier in diesem Briefe steht Alles, er ist von Ihrer Schwester Eugenie."

Rasch verbarg Maria das Schreiben in der Tasche ihres Kleides, und als die Beiden aus dem Schlafzimmer zurückkehrten, hatte sie wieder die unbefangenste Miene von der Welt angenommen.

## 7.

Eine trübe, regnerische Nacht hatte sich auf das Gebirge herabgesenkt. Dichte, schwere Wolkenmassen hingen am Himmel, kein Stern durchbrach den dunklen Schleier, der die funkelnden Lichter des Firmamentes verhüllte, und selbst die kräftigere Leuchte der Sichel des abnehmenden Mondes vermochte nicht sich Bahn zu brechen und ihre Strahlen auf die in tiefer Finsterniß ruhende Erde herabzusenden. Unaufhaltsam, als gedenke er nie mehr aufzuhören, rann der Regen herab, große Lachen in den Felsenhöhlen bildend oder sich zu kleinen Bächen sammelnd, die eilig sich dem Thale zuwälzten.

In dem Dorfe Janda schien alles Leben erstorben zu sein; die Bewohner kehrten um die jetzige Jahreszeit, wo Frühjahr und Sommer sich die Hände reichten und der eine im Begriff stand, dem anderen Platz zu machen, Abends müde und matt aus dem Walde zurück und begaben sich zeitig zur Ruhe, um Kräfte zu sammeln für das neue schwere Tagewerk. In schwarze, undurchdringliche Nacht gehüllt, lagen die armseligen Hütten da, durch große, ungleichmäßige Zwischenräume getrennt, wie es gerade die Bodenverhältnisse mit sich brachten. Nur aus dem königlichen Jagdhause drang aus einem Fenster des Seitengebäudes ein leichter, matter Schimmer.

Es war das Zimmer der beiden Mädchen, welches von der düsteren Oellampe nothdürftig erleuchtet wurde. Das einsam und abseits vom Dorfe gelegene Haus selbst war nicht zu erkennen, Dunkelheit und Regen umgaben

es wie ein dichter Mantel, und nur das erleuchtete Fenster deutete die Richtung an, wo es sich befand.

Den steilen Fußweg herauf, der sich über felsiges Gestein, durch Gestrüpp und Wassertümpel hindurchwand, kam vorsichtigen Schrittes eine Anzahl Männer, dem Scheine einer brennenden Laterne folgend, welche der zuerst Voranschreitende trug. Es waren etwa zwölf Personen, von denen zwei der kräftigsten Männer leere Tragsessel auf dem Rücken hatten, während Andere mit Flinten und Pistolen versehen waren. Nur selten wurde ein Wort gesprochen und selbst das Geräusch der Schritte thunlichst gemildert.

„Sind wir noch nicht bald am Ziele, Pedro, das ungewohnte Klettern strengt an!“ fragte eine Stimme leise den Träger der Laterne.

„Noch eine kurze Strecke, Herr Herzog, und wir befinden uns in dem Hochthale, wo Janda liegt,“ versetzte der Gefragte. „Freilich muß ich dort das Licht verdecken, es könnte zum Verräther werden.“

„Thue das, mein Sohn!“ meinte der Begleiter des Herzogs, der Portugiese Don Manoel.

Pedro klappte die Flügel der Blendlaterne zu, und die nächtlichen Wanderer schritten nunmehr in völliger Dunkelheit dahin.

Bald ward das ein wenig erhellte Fenster des Forsthauses sichtbar, auf welches Pedro, der den Führer machte, mit äußerster Vorsicht losschritt.

Die nur von dem Geräusch des niederrieselnden Regens unterbrochene Stille ward in diesem Augenblicke durch den

hellen Schlag einer Schwarzwälder Wanduhr — Schwarzwälder Uhren gibt es in den ärmlichen Orten der Sierra Morena so gut, wie in den einsamen Farmen des nordamerikanischen Westens oder den stillen Fischerdörfern an den Küstens Norwegens — gestört, welche die Mitternachtsstunde verkündete.

„Wir sind pünktlich nach unserer Verabredung, die Comtessen müssen uns loben," flüsterte der Alabasterherzog kaum hörbar dem Gesandten zu, der etwas erwiedern wollte, aber durch den kräftigen Druck, den er von der Hand Pedro's am Arme fühlte, daran verhindert wurde.

Sie standen dicht am Hause. Pedro setzte die Laterne auf die Erde, legte beide Hände an den Mund und in kurzen Zwischenpausen drang dreimal täuschend der Ruf einer Eule durch die stille Nacht. Der Vorhang am Fenster ward zurückgeschoben und gleich darauf wieder zugezogen, offenbar das Zeichen, daß das Signal verstanden worden sei.

Unhörbar schlich sich Pedro zur Thüre, während die Anderen zurückblieben. Er vernahm, wie leise der Riegel von innen zurückgeschoben ward, wie die Hausthüre sich öffnete und vier kleine weiße Hände sich krampfhaft und angstvoll an ihn anklammerten. Willenlos ließen sich die Mädchen führen und in die Tragsessel heben, und erst, als der kleine Zug sich in Bewegung setzte und sich mit jedem Schritte weiter von dem Jagdhause, das ihnen zum Gefängniß geworden war, entfernte, athmeten sie erleichtert auf.

Plötzlich krachte ein Schuß durch die Nacht, daß es hundertfach im Gebirge widerhallte; das Gewehr eines

der zur Begleitung mitgenommenen Jäger oder Gärtner vom Landgute der Gräfin hatte sich bei dem Versuche, ihm eine andere Lage zu geben, entladen.

„Um Gottes willen, was war das?" fragte Pedro in höchster Bestürzung.

Er schlug sofort wieder die Laterne zu, die er bei dem nassen Weg, der abwärts noch viel schwieriger zu passiren war, als aufwärts, geöffnet hatte, während sein Blick ängstlich zurückspähte.

Des jungen Mannes Befürchtungen waren nur zu begründet. In der Wohnung des Försters wurde Licht gemacht, ein Fenster öffnete sich, und die kräftige Stimme des Weidmannes, der vermuthlich im ersten Augenblick an Wilddiebe glaubte, fragte in die Nacht hinaus, was hier vorgehe.

Aber Niemand antwortete; schweigend und mit beschleunigtem Schritt eilten, so gut es die Finsterniß zuließ, die Männer mit ihrer Bürde davon.

Es währte nicht lange, so vernahm man Hundegebell und laute Männerstimmen; es war kein Zweifel, daß die Flucht der jungen Damen entdeckt worden war und der Förster sich mit seinen Jägerburschen zur Verfolgung aufgemacht hatte.

„Vorwärts, so rasch als möglich!" ging es von Mund zu Munde. Aber die Finsterniß machte ein rasches Gehen unmöglich, und wenn auch Pedro an besonders schwierigen Stellen einen Lichtschein aus seiner Laterne auf den Weg fallen ließ, so geschah dies doch immer nur auf Augenblicke, um den Verfolgern nicht die Richtung zu zeigen.

In der Ferne erschienen jetzt auch leuchtende Punkte, Laternen, die von den nacheilenden Leuten des Försters getragen wurden.

Aber die Befreier der Mädchen hatten einen zu großen Vorsprung, als daß sie so bald von den Verfolgern hätten eingeholt werden können. Letztere sandten den Fliehenden auf's Gerathewohl Schüsse nach, welche von diesen sofort mit einer ganzen Salve erwiedert wurden. Dies machte die Verfolger vorsichtiger und zwang sie, die Laternen, welche als Zielpunkte dienten, auszulöschen.

Das war ein großer Vortheil für die kleine, von Pedro geführte Schaar, denn die Finsterniß hinderte die Gegner nun ebenfalls am raschen Vordringen. Noch einmal feuerten die Verfolger den Befreiern der Mädchen eine Anzahl von Schüssen nach, dann aber verhallten ihre Stimmen mehr und mehr. Die Leute hatten offenbar die Verfolgung als nutzlos aufgegeben.

Ein leiser Schrei drang bei den letzten Schüssen durch die stille Nacht, aber Niemand hatte Zeit, nach der Ursache zu forschen. Vorwärts ging es, es galt, die Mädchen in Sicherheit zu bringen, denn Niemand konnte wissen, was die nächste Stunde bringen würde.

Der Morgen graute, als die Männer mit ihrer kostbaren Bürde im Thale ankamen und sich eine kurze Rast gönnten. Der Alabasterherzog musterte die Schaar, ob auch Alle beisammen seien.

„Wo ist Pedro?" fragte er plötzlich. „Ich sehe ihn nicht, es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein?"

„Ich erinnere mich jetzt, ganz in meiner Nähe einen

Schrei vernommen zu haben, wie ich ihn im Karlistenkriege oft hörte, wenn ein Mann von einer Kugel getroffen niedersank," sagte Gomez, der Diener des Portugiesen. „Ich glaube fast, es war die Stimme des jungen Menschen."

„Auch ich habe den Schrei gehört," bestätigte Juan, sich seinem Herrn, dem Herzoge, zuwendend.

„Kehren wir zurück und suchen wir den armen Teufel auf, der vielleicht hilflos und blutend auf dem Gestein liegt," rief Manoel.

„Gnädiger Herr, das wäre unser sicherer Untergang, ganz abgesehen davon, daß wohl Niemand im Stande sein würde, den Weg in's Gebirge heute nochmals zu machen," meinte Gomez. „Ich kenne die Bewohner der Sierra von dem Guerillakriege her; sie werden mit Anbruch des Tages die Verfolgung wieder aufnehmen, sie würden über uns herfallen, wie über ein Rudel Wölfe, die ihre Schafe bedrohten. Aber sie werden einen Hilfsbedürftigen nicht unter freiem Himmel verschmachten lassen, denn sie sind gute Katholiken, die dem wehrlosen Feind gegenüber Mitleid und Gastfreundschaft üben, und ihm, falls er todt ist, ein ehrliches christliches Begräbniß zu Theil werden lassen."

„Er hat Recht, Manoel, es wäre ganz zwecklos, heute den Versuch zu machen, Pedro zu retten," sagte der Herzog. „Wir werden uns zunächst darauf beschränken müssen, zu erfahren, was aus ihm geworden ist, darnach werden sich die von uns zu treffenden Maßregeln richten müssen."

Die Uebrigen pflichteten dem Herzoge bei und schickten

sich an, die Wanderung fortzusetzen. Aber eine trübe Stimmung hatte sich des bleichen jungen Mannes bemächtigt, das ungewisse Schicksal Pedro's, der sich in der hingebendsten und rührendsten Weise aufgeopfert hatte, schmerzte ihn tief.

Als sie sich dem Landhause der Gräfin Montijo nahten, kam ihnen die Gräfin und Eugenie entgegen, und Glück und Freude über die gelungene Rettung strahlte aus Aller Augen. Als sie dann aber von dem Unglück Pedro's hörten, da netzten Thränen der Wehmuth und Theilnahme ihre Wangen, denn dem armen Burschen hatten die Befreiten es hauptsächlich zu danken, daß sie den Ihrigen wieder zurückgegeben waren.

Sofort ließ die Gräfin ihren Kastellan rufen und befahl ihm, Alles aufzubieten, Aufklärung über das Schicksal des jungen Mannes zu erhalten, und keine Mühe zu scheuen, ihn, falls er noch lebe, zurückzubringen. Dann schritt sie mit ihren Gästen nach dem Gartensalon, wo das Frühstück aufgetragen war.

„Es gilt jetzt, einen Entschluß zu fassen, was ferner zu thun ist, um den Nachstellungen und der Rache des Marschalls Narvaez zu entgehen," nahm die alte Dame das Wort. „In Madrid selbst würde er es wohl nicht gewagt haben, derartige Gewaltmaßregeln anzuwenden, hier in der Provinz, fern von der Hauptstadt, inmitten dieses von einem zügellosen Volke, das von Recht und Gesetz nur wenig weiß, bewohnten Gebirges glaubt er eine absolute Herrschaft ausüben zu dürfen."

„Leben wir denn in den Zeiten des Faustrechts?" rief

Maria, während ihr Antlitz sich in gerechtem Zorne röthete, „und gibt es in Spanien keine Richter, die diesen von höchster Stelle verübten Frevel gebührend bestrafen?"

Der Alabasterherzog schüttelte das Haupt.

„Wer steht über unserem allmächtigen Ministerpräsidenten?" fragte er, im Kreise umherblickend. „Etwa Königin Isabella, deren Zeit von ihren Liebeshändeln vollauf in Anspruch genommen wird, oder etwa Franz d'Assisi, dieser Schatten eines Mannes und Königs? Der unumschränkte Herrscher Spaniens ist Narvaez, und es gibt Niemand, der so hoch stände, um über ihn zu Gericht zu sitzen, selbst die Cortes wagen nichts gegen ihn. Freilich sind die Tage seiner Gewalt gezählt und schon regt sich die Gegenpartei, um ihren Günstling Espartero wieder auf den Schild zu erheben; noch aber ist der Marschall im Besitze seiner Macht und es wäre ein gewagtes Spiel, ihm Trotz zu bieten; seiner Rache sich zu entziehen, gibt es nur ein Mittel und das heißt: das Land verlassen und zwar so schnell als möglich."

„Dann gehen wir nach Paris, Mutter!" rief Eugenie leuchtenden Auges.

„Das ist ein glücklicher Gedanke!" warf der Portugiese ein. „Wählen Sie die französische Hauptstadt zu Ihrem künftigen Wohnsitz, meine Damen, ich würde dann die Ehre und die Freude haben, auch ferner Ihnen nahe sein zu können, da ich von meiner Regierung dahin versetzt worden bin."

Sein Auge streifte mit einem zärtlichen Blick das

milde Antlitz Rosabella's, deren Auge mit schwärmerischem Ausdruck auf dem Herzog von Artos ruhte.

„Es wird uns kaum eine andere Wahl bleiben," sagte die Gräfin. „Das düstere, nebelumflorte London übt auf mich wenig Reiz aus, die deutschen Hauptstädte sind ihrem Wesen nach uns zu fremd, wogegen das stammverwandte Franzosenthum uns die Heimath am wenigsten vermissen lassen wird. Werden Sie uns auch begleiten, Herr Herzog?"

„Bis an's Ende der Welt, meine Gnädigste!" betheuerte der Gefragte. „Ohne Sie würde mir Spanien ja doch einsam und todt erscheinen, und wenn ich nicht mehr an schönen Sommertagen oder an rauhen Winterabenden Ihr gastliches Haus aufsuchen und ein Plauderstündchen mit Ihnen verbringen könnte, würde ich unglücklich sein."

„O, das ist herrlich, daß Sie uns begleiten!" rief Rosabella sich vergessend aus, dann aber erhob sie sich plötzlich gluthübergossen und eilte in den Garten hinaus.

## 8.

Paris war zur Zeit der Präsidentschaft des Prinzen Louis Napoleon nicht jene durch Parteileidenschaften zerrissene Stadt, die es nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches wurde. Die Bonapartisten, die den Repräsentanten der von ihnen protegirten Dynastie an der Spitze des französischen Staatswesens sahen, liebäugelten mit den Republikanern, die Anhänger der Bourbonen und Orleans waren machtlos und hatten sich grollend auf ihre Schlösser in der

Provinz zurückgezogen oder lebten im Auslande, und die Republikaner, die momentan herrschende Partei, sahen ihr Ideal erfüllt und waren mit der Regierung des Präsidenten zufrieden. Louis Napoleon verstand es meisterhaft, der Eitelkeit und dem Dünkel der Franzosen zu schmeicheln und sich dadurch bei der großen Masse in Gunst zu setzen; er bot dem Volke großartige militärische Schauspiele, glänzende Feste, ließ Wettrennen veranstalten, und sorgte dafür, daß es der Menge nicht an Zerstreuungen fehle, daß sie aus dem Taumel des Vergnügens nicht herauskomme und nicht zu ruhiger Ueberlegung ihrer politischen und sozialen Lage gelange, um nicht die innere Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände, die moralische Fäulniß, welche namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen herrschte, zu bemerken.

Auch am Hofe selbst, den er ganz wie ein legitimer und anerkannter Souverän gestaltet hatte, jagte eine Festlichkeit die andere. Nicht nur das hohe Beamtenthum und was sonst Titel und Würden besaß, erhielt dazu Einladungen, sondern Napoleon gewährte auch vorzugsweise dem durch Reichthum oder industrielle Verdienste hervorragenden bürgerlichen Element Zutritt, was, wie er wußte, ein vortreffliches Mittel war, seine Popularität zu erhöhen. Freilich hielt sich die alte königstreue Geburtsaristokratie fern, Paris aber kehrte sich nicht an die Haltung des Adels, es war lustig und guter Dinge und berauschte sich in seiner eingebildeten Freiheit und Größe.

Schon wiederholt hatte Louis Napoleon bei verschiedenen europäischen Höfen anklopfen lassen, um zu hören,

wie man seine etwaige Werbung um die Hand einer Fürstentochter aufnehmen werde, aber nirgends fand er williges Gehör. Man verhielt sich diesen durch die diplomatischen Agenten in Scene gesetzten Sondirungen gegenüber durchaus kühl und ablehnend, und Napoleon mußte erfahren, daß ihn weder die Souveräne, noch die mediatisirten Fürsten für ebenbürtig hielten. Selbst die kleinen katholischen Höfe Italiens widerstrebten einer Verbindung mit dem Abenteurer schon deshalb, weil er das Oberhaupt einer Republick war, die als solche das monarchische Prinzip selbstverständlich nicht anerkennen konnte. Es lag für den Prinzen etwas tief Beschämendes in diesen Wahrnehmungen, und ein nicht zu überwindender Groll bemächtigte sich seiner gegen die kleinen Duodezfürsten, deren Vorfahren einst sich in Demuth vor dem gewaltigen Korsen, seinem Onkel, gebeugt hatten, jetzt aber dem Neffen ohne weitere Umstände die Thüre wiesen.

Der Prinz suchte, gewissermaßen den europäischen Fürsten zum Trotze, sich dadurch schadlos zu halten, daß er sich mit ungewöhnlichem Glanze umgab, um dadurch zu zeigen, daß er trotz der Mißachtung der Throne sich den gekrönten Häuptern gleichstelle. Es konnte daher nicht fehlen, daß Paris die Sehnsucht der jungen Diplomatenwelt bildete und daß sich in der Hauptstadt an der Seine Alles zusammenfand, was einen klangvollen Namen, Zeit und Geld besaß und das Bedürfniß fühlte, sich im Strudel der Weltstadt zu zerstreuen, in den gastlichen Sälen der Tuilerien Zutritt zu erhalten.

Napoleon hatte damals ein sehr vertrauliches Ver-

hältniß mit einer schönen Engländerin, Miß Howard, einer leidenschaftlichen, exaltirten Dame, die aber den Prinzen aufrichtig liebte und fest überzeugt war, der Präsident werde sie heirathen. Aber die Neigung desselben schien allmählig zu erkalten; Miß Howard gehörte dem niederen englischen Adel an, Napoleon's hochfliegende Pläne aber strebten ja nach dem Besitze einer Fürstentochter, die seinem zukünftigen Throne erhöhten Glanz verleihen sollte. Trotzdem wagte er nicht, mit der Engländerin zu brechen; er fürchtete den Eklat, den diese reizbare, überspannte Dame unfehlbar hervorrufen würde.

Dem scharfen Blick der Engländerin war es nicht entgangen, daß der Prinz eine andere Verbindung zu schließen suche, aber sie war nicht gesonnen, ihre Rechte freiwillig aufzugeben. Wiederholt war es daher zwischen ihr und dem Prinzen zu heftigen Scenen gekommen; sie forderte von ihm eine bestimmte Erklärung, ob er sie zu seiner Gemahlin erheben wolle oder nicht, Napoleon aber wich einer solchen bindenden Zusage aus, ohne indeß den Muth zu besitzen, ihr über seine Absichten und Pläne Gewißheit zu geben.

Eines Tages saß Louis Napoleon in seinem Arbeitszimmer am Schreibtische, als Miß Howard eintrat und schnell auf ihn zuschritt.

„Ich störe wohl, Prinz," sagte sie, „aber Sie müssen mir einige Augenblicke Gehör schenken!"

Der Präsident schob die vor ihm liegenden Schriftstücke zur Seite und erhob sich. Es entging ihm nicht, daß sie ungewöhnlich erregt war.

„Sie wissen, Alice, daß ich für Sie stets zu sprechen bin," versetzte er mit etwas unsicherer Stimme.

„Es muß endlich klar werden zwischen uns, Prinz, diese Ungewißheit tödtet mich," fuhr sie fort, indem sie die Hand des Mannes erfaßte und ihn mit ihren schwärmerischen blauen Augen warm und innig anschaute. „Wollen Sie mich ganz zu der Ihren machen, Prinz, wollen Sie mir endlich die Stellung an Ihrer Seite anweisen, die mir gebührt?"

Der Präsident zwang sich zu einem heiteren Lächeln.

„Immer wieder die alte Geschichte, Alice!" sagte er in leichtem, scherzhaftem Tone. „Die Lasten meines Amtes sind so schwere, daß ich ihnen für jetzt noch meine ganze Aufmerksamkeit widmen muß und nicht daran denken kann, durch Uebernahme neuer Pflichten meine Thätigkeit zu zersplittern. Eine Heirath würde mir aber solche auferlegen, nicht blos gegen meine junge Frau, sondern auch gegen die Gesellschaft, die ein Recht hat, zu verlangen, daß auch meine Gemahlin ihre hohe Stellung gebührend repräsentirt, daß sie im Glanze ihres Ranges erscheint, und sich mit dem ganzen fürstlichen Apparat von Hofcavalieren und Damen umgibt, der ihrer Würde entspricht. Aber meine Einkünfte sind für jetzt noch nicht so glänzend."

Miß Howard schüttelte leicht das Haupt.

„Sie irren, mein Prinz —"

„Wozu diese Förmlichkeiten, Alice?" unterbrach Louis Napoleon das junge Mädchen, in der Hoffnung, es durch Liebenswürdigkeit willfähriger und versöhnlicher zu stimmen. „Nenne mich wieder, wie Du das so oft thatest, mit jener

zärtlichen Abkürzung Deinen Leon. Du behauptetest ja wiederholt, ich habe mit dem Könige der Thiere die Klugheit und die Großmuth gemein!"

„Gut denn, Leon, Du irrst, wenn Du glaubst, ich strebe nach äußerem Glanz ich sehne mich nach den Höhen gesellschaftlichen Ranges," erwiederte die Engländerin sanft. „Alles, was ich wünsche und zu erreichen hoffe, ist, Deine Gemahlin und Hausfrau zu sein, Freud' und Leid mit Dir zu theilen, die frohen Stunden Dir versüßen, die sorgenschweren erleichtern und tragen zu helfen. Was kümmert mich die Pracht des fürstlichen Hofhaltes, das Getriebe der großen Welt? In Dir ruht mein ganzes Glück, Leon; wenn ich Dir angehöre, ist mir Alles um mich her gleichgiltig."

Der Präsident reichte ihr die Hand; es kostete ihn einige Mühe, die aufsteigende Rührung niederzukämpfen.

„Du bist meine kleine liebe Närrin, für welche die Welt noch voller Ideale ist!" sagte er weich. „Wer aber, wie ich, mitten in der rauhen Wirklichkeit steht, wem das Leben und seine Stellung tausend Rücksichten auferlegt, dem schwinden diese zarten Phatasiegebilde und die Wirklichkeit tritt in ihrer ganzen nüchternen Gestalt an ihre Stelle. Der stille Frieden eines ruhigen Familienlebens ist mir nicht beschieden, ich muß hinaus in die brandenden Wogen des Lebens, in die Stürme der Politik, auf den Weltschauplatz des Wettkampfes der Völker und Dynastien. Und dorthin sollte ich Dich, die zarte Blume der schattigen Thäler, mitnehmen, sollte Dich den Gefahren und Widerwärtigkeiten aussetzen, die Deine Ideale

von Welt und Menschheit zerstören, Dein kindliches Gemüth vergiften müßten? Nimmermehr, Alice; behalte den guten Glauben an die Harmlosigkeit des Lebens, ich will ihn Dir nicht rauben, nicht die Hand bieten, daß Dir die wilden Leidenschaften der Menschen geoffenbart werden."

„Du weichst mir aus, Leon, Du fürchtest mich an Dich zu fesseln, in mir ein Hinderniß zur Verwirklichung Deiner Pläne zu finden, während ich Dich doch in Kampf und Tod begleiten möchte," rief Alice rasch aus.

Der Prinz machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Es geht nicht, Alice, wenigstens jetzt vermag ich keinen Entschluß zu fassen!" sagte er mit einer gewissen Strenge im Ton. „Ueberhaupt habe ich jetzt Wichtigeres zu thun, als Heirathspläne zu schmieden; wenn aber diese Nothwendigkeit an mich herantritt, dann — nun ja, dann können wir wieder darauf zurückkommen."

„Es geht nicht?" fragte Miß Howard spitz, „Du hast jetzt Wichtigeres zu thun, als Heirathspläne zu schmieden? Wer schickte denn Spezialgesandte an die Höfe von Madrid und Lissabon, um über die heirathsfähigen Infantinnen Bericht einzuholen, wer ließ das österreichische Kaiserhaus sondiren, ob eine Werbung des Präsidenten der französischen Republik eine günstige Aufnahme finden werde — wer anders, als Prinz Louis Napoleon? Sind das nicht Heirathspläne, die trotz der Last der amtlichen Stellung geschmiedet werden? Willst Du mich wirklich verlassen, Leon, bist Du meiner überdrüssig? Sprich es aus, das furchtbare Wort, Gewißheit ist immer besser, als diese entsetzlichen Zweifel!"

„Und wenn wir uns in der That trennen müßten, Alice, was dann?“ forschte Jener.

„Das möge der Himmel verhüten, ich würde es nicht ertragen!“ flüsterte das Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Und doch muß es sein, die Umstände, die Rücksicht auf die Nation, das Staatsinteresse fordern dies gebieterisch. Ich hätte es Dir längst sagen sollen, aber ich vermochte es nicht über mich zu gewinnen. Ich kenne ja Deine Anhänglichkeit an mich und deshalb wurde es mir unendlich schwer, Dir diesen Schmerz zu bereiten. Aber Du wünschest selbst, daß es klar werde zwischen uns, und darum wirst Du Dich gewiß in das Unvermeidliche fügen.“

„Du versprachst mir, mich zum Altar zu führen. Hältst Du so Dein Wort?“ rief das Mädchen mit bebender Stimme, während Leichenblässe ihr Antlitz überzog.

„Sei vernünftig, Alice, und poche nicht auf ein unüberlegtes Wort,“ bat der Präsident. „Du gehörst einer schottischen Adelsfamilie an, Du bist Ausländerin, Du würdest unter den Damen der französischen Aristokratie einen schweren Stand haben, Dich vielleicht gar Kränkungen und Zurücksetzungen aussetzen, die Dich und mich in eine peinliche Lage bringen müßten.“

„Sind die Damen, auf welche Du Dein Augenmerk gerichtet hast, die Spanierinnen, Portugiesinnen, Oesterreicherinnen, nicht auch Fremde?“ versetzte Miß Howard in einem Tone, der die tiefe innere Erregung erkennen ließ, die sie durchzitterte. „Es ist wahr, ich bin nur

einer einfachen Adelsfamilie entsprossen, die aber achtundzwanzig Ahnen aufzuweisen hat. Bin ich Dir, dem Abkömmlinge eines korsischen Advokaten, also nicht ebenbürtig?"

Die Augen Napoleon's schossen einen giftigen Blitz auf die kühne Sprecherin.

„Madame, Sie werden beleidigend!" sagte er mit erhobener Stimme, „ich wünsche, daß Sie sich jetzt entfernen. Durch meine Kabinetskanzlei wird Ihnen schriftlicher Bescheid über das, was ferner zu geschehen hat, zugehen."

Er wandte ihr den Rücken und versuchte dem Ausgange zuzuschreiten. Aber das Mädchen packte seinen Arm mit solcher Gewalt, daß er sie zu Boden geschleudert haben würde, hätte er sich gewaltsam losgerissen.

„Du zeigst mir die Thüre, wirfst mich von Dir wie einen abgetragenen Handschuh, wirst mich vielleicht verhaften und in's Gefängniß werfen lassen, und das Alles trotz Deiner Eide von Liebe und Treue?" schrie sie außer sich.

„Zurück — oder ich rufe die Wache!" unterbrach sie Napoleon, indem er sich abmühte, sich zu befreien.

Die Hände des Mädchens sanken schlaff herab, sie schien zu wanken, krampfhaft faßte sie nach der Lehne eines Sessels. Aber plötzlich leuchtete es in den sonst so sanft blickenden blauen Augen auf, unheimlich und gefahrdrohend, mit einer raschen Handbewegung riß sie ein Pistol hervor und im nächsten Augenblicke blitzte es auf und dichter Pulverdampf erfüllte das Gemach. Aber der Präsident

stand aufrecht; nichts Gutes ahnend, hatte er die Bewegung Alicens verfolgt und war dem tödtlichen Geschoß rechtzeitig ausgewichen. Ein zertrümmerter Spiegel bewies, daß die Waffe scharf geladen gewesen war.

Der dienstthuende Adjutant stürzte in das Gemach.

„Man führe diese Wahnsinnige hinweg und bringe sie in sicheren Gewahrsam," befahl Napoleon.

Der Offizier nahm dem zitternden Mädchen das Pistol aus der Hand und forderte sie auf, ihm zu folgen. Willenlos gehorchte Alice, ohne den Prinzen auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen.

## 9.

Die Faschingszeit war gekommen und mit ihr die lustige Ballsaison mit ihren frohen und bangen Erwartungen für die junge, tanzlustige Welt, mit ihren Sorgen für die Toiletten, mit den zertretenen Blumen, zerknitterten Kleidern und schweren Köpfen, die einer durchschwärmten Nacht folgen wie dem Blitze der Donner. Die Modisten, Schneider und Juweliere der französischen Hauptstadt hatten alle Hände voll zu thun, vor den Magazinen des Palais Royal und den Prunkläden der bevorzugten Geschäftsstraßen von Paris hielten ganze Reihen von Equipagen, denen elegante Damen entstiegen, die, gefolgt von reich gallonirten Lakaien, hier ihre Einkäufe besorgten, denn der Prinz-Präsident hatte Einladungen zu einem großen Maskenball ergehen lassen. Die hohe Finanzwelt, der Napoleonische Adel, die fremden Diplomaten, das Offiziercorps der Garnison — Alles rüstete sich, um mit

möglichstem Glanze zu erscheinen. Auch die Gräfin Montijo-Teba mit ihren Töchtern war eingeladen, und die Vorbereitungen zur Theilnahme an dem Balle waren auch bei ihr, wie allerwärts, in vollem Gange.

Die Gräfin war durch den spanischen Gesandten bei dem Präsidenten der Republik eingeführt und schon damals für einen kurz darauf folgenden Hofball mit einer Einladung bedacht worden. Als sie mit ihren in Jugend und Schönheit strahlenden drei Töchtern den Festsaal betreten hatte, ging ein leiser Ausruf der Bewunderung durch die Reihen; Aller Augen wandten sich den Spanierinnen zu und neidvoll gewahrten die einheimischen Damen, daß die Fremden das Interesse der Herrenwelt fast ausschließlich fesselten. Napoleon selbst war ihnen entgegen gegangen, begrüßte sie mit auszeichnender Artigkeit und geleitete sie nach ihren Plätzen. Im Laufe des Abends tanzte der Prinz mit der Gräfin ein Menuet und später mit Eugenie eine Française; kein Tanz blieb den Schwestern unbesetzt, und nur mit Mühe gelang es den Freunden der Familie, dem Herzog von Artos und dem portugiesischen Gesandten Don Manoel, einen Tanz von den Schwestern zu erhaschen. Sie waren die Königinnen des Abends, ihr Triumph über die eitlen Französinnen ein vollständiger.

Da kam nun auch die Einladung zu dem großen Maskenball und brachte Ballsorgen und Aufregungen in's Haus. Es war vorauszusehen, daß die vornehme junge Damenwelt die äußersten Anstrengungen machen würde, um durch Pracht und Originalität der Kostüme sich her-

vorzuthun, und deshalb verursachte die Wahl passender Masken den Schwestern kein geringes Kopfzerbrechen. Der Alabasterherzog, dessen seltsame, fast dämonische Schönheit bei den Pariser Damen dasselbe Aufsehen erregt hatte, wie das Erscheinen der Montijos in der Herrenwelt, wurde zu Rathe gezogen, aber lange vermochte man die Kostümfrage zu keiner Entscheidung zu bringen.

Eines Tages kehrte Rosabella freudig erregt von einer Ausfahrt nach Hause zurück. Sie hatte die Gallerien des Louvre besucht und besonders der Gemäldesammlung eingehende Aufmerksamkeit gewidmet.

„Unsere Verlegenheit hat ein Ende!“ rief sie, als sie in's Zimmer trat, „ein Gemälde aus der italienischen Schule gab mir eine köstliche Idee für unsern Maskenball ein!“

Fragend schauten Jene zu ihr auf.

„Das Bild stellt das Urtheil des Paris dar und ist von wunderbarer malerischer Wirkung,“ fuhr die jüngste der Schwestern fort. „Der mythologische Stoff eignet sich vortrefflich für unseren Zweck, wir drei Schwestern vertheilen unter uns die Rollen der Juno, Minerva und Venus, und Paris, der Sohn des Priamos, spendet den goldenen Apfel. Ich denke mir das neu und effektvoll.“

„Der Gedanke ist vortrefflich,“ meinte Maria, Eugenie wird als Juno, Du, Rosabella, als Venus und ich als Minerva erscheinen. Aber wer soll unser Paris sein, welcher der Schönsten den Preis zuerkennen darf?“

Ein schlaues Lächeln umspielte die Lippen des schönen Mädchens, als wisse sie längst, daß Rosabella über den

Vertreter dieser Rolle keinen Augenblick in Zweifel gewesen war. Letztere fühlte das, und eine tiefe Röthe stieg in ihr Gesicht, so daß sie sich abwandte, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Es wird uns wohl nichts Anderes übrig bleiben, als wie schon so oft in derartigen Fällen, auch diesmal wieder zu unserem altbewährten Haus- und Jugendfreund Artos unsere Zuflucht zu nehmen," warf Eugenie ein, „es sei denn, unsere kleine Rosabella erhöbe dagegen Protest," fügte sie neckend hinzu.

Ein flehender Blick der jüngsten Schwester traf die Sprecherin; mehr als Worte dies vermocht haben würden, bat er um Schonung.

„Da von keiner Seite Einspruch erfolgt, so betrachten wir die Angelegenheit als erledigt," scherzte Maria. „Unser Freund mit dem Marmorgesicht avancirt zum Königssohn Paris, wir aber steigen zum Olymp empor und holen uns die Unsterblichkeit, freilich nur für ein paar Stunden. Nun gilt es aber, Hand an's Werk zu legen und geeignete Kostüme zu schaffen, denn das ist die Hauptsache. Laßt uns sogleich an's Werk gehen."

— — — — — — — — — — — —

Wohl selten hatten die Prunksäle des alten Königsschlosses der Tuilerien solchen Glanz und solche Pracht gesehen, als an jenem Februarabende, da Wagen auf Wagen an dem großen Portale vorfuhr, und denselben dichtverhüllte Gestalten entstiegen, die auf weichen Teppichen die breiten Marmorstufen hinaufschritten und in den Garderoberäumen verschwanden Eine Schaar reich-

betreßter Hofbedienter war bereit, den Ankommenden hilfreiche Hand zu leisten, ihnen Pelze und Mäntel abzunehmen und die weiten Flügelthüren zu öffnen, die zu den goldstrahlenden, lichtdurchflutheten Räumen führten. Das Vestibül mit den polirten Säulen von rosafarbenem Marmor, den Statuen und künstlerisch bedeutenden Freskomalereien war in einen Blumengarten der in märchenhafter Pflanzenpracht erglänzenden Südsee-Inseln umgewandelt; die Tropen schienen ihre herrlichsten Erzeugnisse dem französischen Königspalaste zur Verfügung gestellt zu haben, um sich zu Ehren der geputzten Damen und eleganten Cavaliere damit zu schmücken.

Nach und nach begannen sich die Säle mit Masken zu füllen, und sich ein Bild zu entwickeln, welches das Auge blendete und die Sinne gefangen nahm. In der buntbewegten Menge zeigten sich die Trachten fast aller Völker der Erde, nur daß hier die Kleider aus den kostbarsten Stoffen gefertigt, und da, wo das nationale Kostüm derartigen Schmuck erforderte, Tressen und Steine durchaus echt und gediegen waren. Zahlreiche historische Gestalten aus der Weltgeschichte stolzirten im Saale einher; Heinrich IV. und Ludwig XIV. begrüßten sich und drückten sich kordial die Hand, Grenadiere der Granitkolonnen von Marengo begegneten sich mit Kosaken und Baschkiren in den reichsten Trachten, und die ehemaligen Todfeinde aus der Zeit des ersten Kaiserreichs brachen mancher Flasche den Hals. Nur der Festgeber selbst, der Prinz Napoleon, war nicht maskirt: er trug einfachen modernen Ballanzug, schwarzen Frack, kurze Pantalons

mit seidenen Strümpfen und Schuhe mit goldenen Schnallen. An seiner linken Seite prangte der Stern der Ehrenlegion, und über der Schulter trug er das breite Band des Großkreuzes desselben Ordens. In liebenswürdigster Weise, mit der Eleganz und Gewandtheit des vollendeten Weltmannes machte er die Honneurs, und mit echt französischer Galanterie wußte er die Damen zu fesseln und jeder von ihnen in völlig ungezwungener natürlicher Weise eine Artigkeit zu sagen.

Die Blicke des Prinzen schweiften suchend in dem Maskengewühle umher, aber der leichte Zug von Mißmuth, der sich momentan auf sein Antlitz legte, bewies, daß sein Bemühen vergeblich war. Die Gäste hatten sich nahezu vollzählig eingestellt, nur vereinzelte Nachzügler kamen noch, aber alle diese späten Ankömmlinge vermochten das Auge des Präsidenten, der sich fast nur in der Nähe des Eingangs aufhielt, nicht aufzuhellen.

Endlich, als schon die Musik angefangen hatte, ihre heiteren Weisen zu spielen, erschien die Gräfin Montijo mit zweien ihrer Töchter, Maria und Eugenie, während Rosabella fehlte. Die Mädchen sahen in ihren antiken Gewändern mit dem Goldreifen im Haar reizend aus; die reiche Lockenfülle drängte sich unter dem blanken Helm, den Maria als Minerva auf dem Haupte trug, hervor und rollte über die wundervoll geformten Schultern herab; das lange weiße Gewand, mit Silberfäden durchwirkt, die im Kerzenglanze blitzten wie frischer Thau auf dem Blüthenschnee des Lenzes, wurde von einem goldenen Metallreifen zusammengehalten, und der Speer in ihrer

Rechten mit der funkelnden Stahlspitze vollendete das herrliche Bild dieser Göttin des Krieges, die hier in diesem Saale schon unbewußt als Siegerin erschien, noch ehe sie die Waffen ihrer Rede und das schwere Geschütz ihrer unwiderstehlichen Blicke gegen die Herrenwelt gerichtet hatte.

Nicht weniger glänzend als ihre Schwester, aber fast noch graziöser, anmuthvoller erschien Juno-Eugenie. Sie trug ein Gewand von einer Farbe, die an Zartheit mit dem lichtblauen Himmel wetteiferte. Auch dieser duftige Stoff war mit Silber durchwirkt und schien wie aus Aether und Mondschein gewebt. Ein funkelnder Brillantstern in dem dunkelbraunen Haar umstrahlte ihr Haupt mit tausend Lichteffekten — ein Diadem, das der wirklichen Beherrscherin des Olymp, der Gattin des obersten der Götter, würdig gewesen wäre. Ein Fächer aus Pfauenfedern wiegte sich kokett in der klassisch geformten Hand; er repräsentirte den Lieblingsvogel der Juno, den sie in Wirklichkeit doch nicht mit sich führen konnte. Kein Zweifel, die Erscheinung der Mädchen frappirte und verblüffte; der Gedanke, zwei Gottheiten des Alterthums kopiren zu wollen, war neu und kühn, die Art, wie dies aber gelungen war, erregte Bewunderung und — Neid.

Die Züge Napoleon's überflog ein Lächeln freudiger Befriedigung, als er die Ankommenden gewahrte; offenbar waren sie es gewesen, die er erwartet hatte. Rasch eilte er auf die Damen zu und küßte ihnen die Hand. Dann bot er der Gräfin den Arm und führte sie nach einem bevorzugten Platze, den er für sie reservirt hatte, und von

wo aus sich das bunte Treiben im Saale vortrefflich übersehen ließ.

„Ich vermisse eine Ihrer Damen, gnädige Frau, hoffentlich ist es ein für sie glücklicher Zufall, der sie abhält, mir ebenfalls heute die Ehre zu geben,“ sagte der Prinz in verbindlichem Tone zu seiner Begleiterin.

„Leider nein, Hoheit,“ versetzte die Gräfin „die Veranlassung ist keine freudige. Ein dem Anscheine nach ziemlich ernstes Unwohlsein befiel Rosabella im Laufe des Nachmittags und nöthigte sie, das Zimmer zu hüten.“

„Das bedaure ich aufrichtig. ich würde sie sehr gerne hier gesehen haben,“ erwiederte Napoleon. „Sagen Sie dies, wenn ich bitten darf, der Comtesse und überbringen Sie ihr den Ausdruck meiner Theilnahme.“

Die Gräfin verbeugte sich.

„Meine Töchter und ich waren lange unschlüssig, ob wir nicht lieber auch zu Hause bleiben und der Kranken Gesellschaft leisten sollten,“ meinte die Gräfin, wie um ihr Erscheinen zu entschuldigen, „und nur die dringenden Bitten Rosabella's selbst veranlaßten uns endlich, sie zu verlassen und Ihrer ehrenden Einladung zu folgen.“

„Ich würde Sie sehr vermißt haben,“ sagte der Präsident. „Welcher Art ist die Krankheit der jungen Dame?“

„Vermuthlich Nervenleiden, Hoheit. Das Kind ist seit einiger Zeit so seltsam erregt, so unnatürlich reizbar, daß wir den Ausbruch einer ernstlichen Krankheit längst fürchteten. Sie vermag Stunden lang in ihrem Zimmer zu sitzen und zu weinen, und dann wieder kann sie außerordentlich heiter sein, so daß man nicht daran glauben

kann, das Mädchen sei krank. Auch das stille Hinbrüten, in welches sie öfter verfällt, das Träumen mit wachenden Augen, bei dem die Außenwelt für sie kaum noch vorhanden ist, muß als Symptom einer nervösen Erkrankung gelten."

„Ohne Zweifel!" stimmte der Prinz zu. „Ich werde Ihnen den Professor Beraux, den langjährigen Leibarzt meiner verstorbenen Mutter, senden; er ist Spezialist und ein sehr kluger Mann. Aber jetzt, meine Damen, ruft mich die Pflicht als Wirth, Sie müssen mich daher entschuldigen. Ich sehe Sie noch wieder, ich rechne darauf, daß Sie vorher nicht von hier aufbrechen."

Er verbeugte sich flüchtig und eilte davon. Der Herzog von Artos, im stylgerechten altgriechischen Kostüm des Paris, und Manoel, welcher als Troubadour erschien, traten zu den Damen und engagirten sie zum Tanz, Artos Maria, und der Portugiese Eugenien.

„Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, Comtesse, Sie hier zu sehen," sagte der Gesandte zu Eugenie während einer Pause. „Ich würde das Fest verlassen haben, so bald dies ohne Aufsehen hätte geschehen können, wenn Sie nicht doch noch erschienen wären."

„Fanden Sie es so langweilig?" fragte das junge Mädchen. „Ich sollte meinen, hier in diesem bunten Gewühl könne es nicht an Unterhaltung fehlen, zumal für einen Herrn, der vor uns Damen den Vorzug hat, sich freier und ungezwungener bewegen zu können."

„Mir ist hier noch Alles zu neu, zu fremd," versetzte Don Manoel, „und mir mangelt die Gabe, mich rasch

und leicht anzuschließen. Ich gebe daher gern zu, daß die Schuld an mir liegt, wenn es mir an Unterhaltung fehlte."

„Vielleicht würden Sie noch weit mehr Vergnügen haben, wenn Schwester Bella hier wäre," meinte Eugenie, während ihre dunklen Augen schalkhaft auf dem jungen Manne ruhten.

„Ich leugne nicht, daß ich mich sehr freuen würde, Comtesse Rosabella hier zu sehen," gestand Jener zu. „Leider glaube ich fürchten zu müssen, daß diese Freude keine gegenseitige sein würde."

„Woraus schließen Sie das?" fragte die junge Dame rasch.

„Das ist schwer zu sagen," versetzte Don Manoel, „denn Comtesse Rosabella ist gegen mich stets freundlich und liebenswürdig gewesen. Und doch gibt es kleine Momente und Merkmale, die in ihrer Gesammtheit geeignet sind, nicht blos Zweifel an der Aufrichtigkeit der gezeigten freundschaftlichen Gesinnungen zu erwecken, sondern gerade die Ueberzeugung vom Gegentheile hervorzurufen."

Eugenie warf einen forschenden Blick auf ihren Begleiter, der die letzten Worte im Tone gänzlicher Muthlosigkeit gesprochen hatte.

„Sie lieben Rosabella!" rief sie in so bestimmter Weise, daß der Portugiese erst jetzt gewahrte, daß er sich verrathen habe.

„Ich glaube, Sie haben Recht, Comtesse, es ist so!" erwiederte er leise.

„Warum offenbarten Sie sich meiner Schwester nicht, Don Manoel, was hielt Sie ab, sich ihr zu entdecken?“ fragte Eugenie.

„Wie oft kam ich mit dieser Absicht zu Ihnen, nahm mir vor, Rosabella zu sagen, was mein Herz bewegt, aber ebenso oft sank mir im entscheidenden Augenblicke der Muth,“ versicherte der Gesandte.

„Gut, Don Manoel, ich werde mit Bella sprechen, ich denke mir einen solchen Zustand der Unsicherheit, ein solches Schwanken zwischen Hoffnung und Zweifel unerträglich,“ erklärte Eugenie in festem Tone. „Meine Schwester mag sich aussprechen, Sie müssen Beide wissen, woran Sie sind; mir wird sie eine derartige Einmischung in ihre Herzensgeheimnisse verzeihen. Aber jetzt kommen Sie, Don Manoel, die Mazurka hat begonnen, und Mazurka ist mein Lieblingstanz!“

Gleich darauf schwebte sie am Arme des jungen Cavaliers nach den melodischen Klängen der Musik durch den Saal.

10.

Mitternacht war vorüber, als der Herzog von Arlos an das dicht umlagerte Büffet trat, um ein Glas Champagner zu trinken. Plötzlich fühlte er sich leicht an der Schulter berührt.

Als er sich umwandte, bemerkte er einen schwarzen Domino von, wie es schien, sehr zierlicher und eleganter Figur, eine der wenigen Damenmasken, die es verschmäht hatten, ihren Geschmack und Reichthum durch gewählte und kostbare Toiletten zur Schau zu tragen. Während

Niemand der Anwesenden eine Gesichtsmaske trug, und nur einzelne als Orientalinnen gekleidete Damen den zum Kostüm gehörigen Schleier über das Gesicht gezogen hatten, entweder weil sie die Tracht möglichst naturgetreu wiedergeben wollten, oder — und das war wohl das Wahrscheinlichere — weil sie häßlich waren, hatte auch der schwarze Domino das Antlitz mit einem schwarzen Schleier verhüllt. Die Gestalt in ihrer düsteren Trauerkleidung hatte etwas Unheimliches, und doch waren auch wieder ihre Bewegungen so leicht und graziös, wie sie nur der Jugend und Anmuth eigen sind.

„Was wünschest Du von mir, schöne Maske?“ fragte der Herzog, über die seltsame Erscheinung überrascht.

„Den nächsten Tanz!“ erklärte der Domino, indem er den Arm in den des jungen Mannes legte und ihn aus dem am Büffet herrschenden Gewühl zog.

Der schwarze Seidenstoff, aus welchem der Domino bestand, hatte sich bei dieser Bewegung etwas zurückgeschoben und Artos war erstaunt über die zierliche, feine Hand und den blendend weißen Unterarm. Das kleine Abenteuer fing an, ihn zu interessiren, obgleich es ihm durchaus nichts Neues war, daß sich ihm junge Damen näherten und ihn zu fesseln suchten. Das Geheimniß aber, mit dem sich dieser räthselhafte Domino umgab, reizte seine Neugier und er beschloß, sich der Dame so lange zu widmen, bis er den Schleier gelüftet haben werde, den sie über ihre Person ausgebreitet hatte.

Der Tanz war zu Ende und der Herzog war entzückt von der Leichtigkeit und Grazie, mit welcher sie an seiner

Seite dahinschwebte. Selten hatte er eine Tänzerin gehabt, die ihre Füße so tadellos wie die geheimnißvolle Fremde zu setzen verstand.

„Laß uns ein wenig promeniren, lieber Paris, dieses Gewühl wirkt beängstigend auf mich!“ sagte sie, die Richtung nach einer Reihe von Nebenzimmern einschlagend, in denen nur wenig Gäste Platz genommen hatten.

Dem Herzog war es ganz eigen zu Muthe; das Mädchen hing so fest an seinem Arm, daß er wohl fühlte, hier habe er es nicht blos mit einer jener flüchtigen Verehrerinnen zu thun, die heute infolge unerwiederter Liebe sterben zu müssen glauben und morgen schon einem anderen Manne williges Gehör schenken.

„Willst Du mir nicht endlich Dein Antlitz zeigen, schöner Domino?“ fragte der junge Mann, nachdem sie sich durch die Menge hindurchgedrängt und ein stilles Zimmer erreicht hatten.

„Noch ist es dazu nicht Zeit — vielleicht später!“ versetzte die Gefragte.

Artos wußte nicht recht, was er von der geheimnißvollen schwarzen Gestalt halten sollte; zuweilen schien es ihm, als müsse er diese Stimme kennen, dann aber klang sie wieder so fremdartig hohl und bebend, daß er sie nicht zu deuten vermochte.

„Du hast den goldenen Apfel noch in Deiner Hand, edler Paris, willst Du ihn nicht endlich der Dame Deines Herzens überreichen?“ fuhr der Domino fort, indem er mit der einen Hand die Kapuze, welche über den Kopf geschlagen war, weiter herabzog. „Ich sah Juno und

Minerva, sie haben sich aus dem Geräusch des Ballsaales in ein einsames Gemach geflüchtet, das wir bald erreichen werden; ist unter diesen Göttinnen keine, welcher Du den Preis zugedacht hast?"

„Um das Schiedsrichteramt ganz und voll ausüben zu können, fehlt als dritte Venus, die Göttin der Schönheit," versetzte der Alabasterherzog; „sie war es gerade, welcher mein antikes Vorbild den Preis zuerkannte."

Er fühlte, wie der Arm seiner Begleiterin in dem seinigen heftig zitterte; was hatte das seltsame Mädchen für ein Interesse daran, zu erfahren, welcher Dame er seine Neigung zugewendet habe?

„Eine dieser drei Spanierinnen ist es also, welcher Du angehörst?" forschte die Maske hartnäckig weiter. „Du kennst sie wohl schon längst, Du hast sie aus ihrem Vaterlande nach Paris begleitet und gehst noch heute in ihrem Hause aus und ein: welche ist es, die Du liebst?"

„Du bist gut unterrichtet, schöner Domino, wir sind von Jugend auf befreundet," versetzte er, von der direkten Frage, welche er liebe, höchlich überrascht.

„Du bist mir noch die Antwort auf meine letzte Frage schuldig," drängte die schwarze Gestalt mit unerbittlicher Beharrlichkeit, „welche der drei Schwestern liebst Du? Sprich es endlich aus, edler Paris, und nimm die Ungewißheit und die Unruhe von dem Hause Montijo!"

„In der That — Du bist räthselhaft, Maske!" rief Artos, indem er stehen blieb und den Versuch machte, den Schleier vom Gesichte des Mädchens zu ziehen.

„Zurück!" rief Jene in entschlossenem Tone, „noch ist

es nicht Zeit. Aber nicht Du, ich selbst werde den schützenden Flor entfernen, wenn ich es für angemessen erachte!“

„Kennst Du die drei Schwestern so genau, daß Du behauptest, sie seien um meinetwillen beunruhigt?“ fragte der Herzog zurück.

„Weiche mir nicht länger aus, endige die Pein der Ungewißheit!“ flehte die Fremde. „Um der heiligen Jungfrau, um Deiner Ehre willen beschwöre ich Dich, mir zu sagen, welcher der Schwestern Montijo Dein Herz gehört.“

„Räthselhaftes Wesen!“ flüsterte Artos, dann sich zu seiner Begleiterin wendend, setzte er laut hinzu: „Nun denn — Du forderst meine Ehre in die Schanzen, so komme und sieh' selbst. Einmal muß es doch gesagt werden, mag es denn noch in dieser Stunde, gleich jetzt geschehen!“

Er schritt mit dem zitternden Mädchen am Arme weiter. die Maske schien sich in furchtbarer Aufregung zu befinden.

In einem etwas abseits gelegenen Zimmer fanden sie die beiden Schwestern, die Mutter hatte sich einigen älteren Damen angeschlossen, die im Saale zurückgeblieben waren. Am Eingange zu dem Gemach blieb die schwarze Maske stehen, während Maria und Eugenie, welche sich hierher zurückgezogen hatten, um ungestört ein wenig zu ruhen, dem Herzoge freundlich zunickten.

Vor Maria blieb Artos stehen.

„Der Paris des Alterthums reichte Venus den Preis der Schönheit, ich aber bitte Minerva, diesen Apfel aus

meiner Hand anzunehmen," sagte er, die Rechte des erröthenden Mädchens an die Lippen führend.

„Ist Minerva nicht auch blos gut genug, weil Venus fehlt?" wendete Maria mit kaum verhehlter Angst ein.

„Nein, nein, Maria! Nicht Paris, sondern Artos, der langjährige Freund Ihres Hauses, der Genosse Ihrer Jugend, bietet Ihnen mit diesem Apfel zugleich Herz und Hand an — wollen Sie sie annehmen?"

Bebend vor Wonne reichte das Mädchen dem Herzog die Hand. Dieser aber zog sie zu sich empor und schloß sie in die Arme.

Da ertönte von der Thür her ein leiser Schrei; Niemand hatte den schwarzen Domino beachtet. Die Gestalt war wie ohnmächtig zur Erde gesunken, als aber der Herzog und die beiden Damen ihr zu Hilfe eilen wollten, raffte sie sich blitzschnell empor und eilte davon. Niemand sah sie wieder.

„Dieses gebrochene Mädchenherz haben Sie auf dem Gewissen, Herzog!" sagte Eugenie halb scherzend, während ihr Auge thränenfeucht erglänzte, als sie sah, wie er den Arm zärtlich um den Nacken der Schwester legte. Was in diesem Augenblicke in Eugenie vorging, die stürmenden, widerstreitenden Gefühle, die ihr die Brust zu zersprengen drohten — sie verschloß es still in ihrem Inneren, und nur die Thräne, die an ihrer Wimper glänzte, verrieth, daß sie in diesem Augenblicke ein erhofftes und geträumtes Glück begrub.

„Meine Bewerbung werde ich morgen in aller Form in Gegenwart der Gräfin wiederholen, für heute mag es

unser Geheimniß bleiben," sagte der junge Mann. „Jetzt aber schlage ich Ihnen vor, wieder zur Gesellschaft zurückzukehren, man könnte uns vermissen."

Am Eingange zum Saale trat ihnen der Prinz entgegen. Er nickte Maria verbindlich zu, reichte dem Herzoge flüchtig die Hand und wandte sich dann an Eugenie.

„Ich konnte Sie erst jetzt wieder aufsuchen, Comtesse," sagte er, „der Verpflichtungen waren zu viele. Jetzt gehöre ich wieder mir selbst, und ein Stündchen Geplauder wird mir nach all' den Konvenienzgesprächen wohl thun. Kennen Sie den neuen Wintergarten, den ich mir hier anlegen ließ?"

Eugenie verneinte.

„Dann müssen Sie mich begleiten, ich bin stolz auf diese Schöpfung, die nach meinen eigenen Plänen und Anordnungen in's Leben gerufen worden ist," fuhr Napoleon fort, indem er der jungen Dame den Arm bot und dann mit ihr durch die ziemlich menschenleeren Zimmer schritt.

Vom Saale her ertönte Musik und das dumpfe Geräusch, welches durch eine größere Anzahl Menschen immer verursacht wird. Aber je weiter sich das junge Paar entfernte, desto sanfter und matter wurden die melodischen Klänge, bis sie endlich ganz erstarben.

Eine mächtige Flügelthüre öffnete sich jetzt wie durch eine geheimnißvolle Zaubermacht, und Eugenie blieb wie geblendet stehen. Eine feuchtwarme Luft drang ihnen entgegen, wunderbar süße, bisher ungekannte Wohlgerüche erfüllten den Raum, in welchem die feierliche Ruhe des

jungfräulichen Urwaldes herrschte. Ein Palmenhain lag vor ihnen im Halbdunkel einer magischen Beleuchtung, buntgefiederte Vögel, deren Heimath die Tropen waren, flatterten von Zweig zu Zweig und zahlreiche kleine Springbrunnen plätscherten ihre einförmige und doch so poesievolle Melodie. Die seltsamen Gebilde farbenprächtiger Orchideen wiegten sich zwischen zierlichen Cycaswedeln, und aus dem dunklen Laube immergrüner Zierpflanzen leuchteten riesige Blumenglocken wie chinesische Lampions hervor.

Mit stiller Befriedigung bemerkte der Prinz den tiefen Eindruck, den diese herrliche Schöpfung auf das junge Mädchen machte. Es war eine stumme Huldigung. die sie seinem Geschmack, seinem feinen Sinn für die Reize der Pflanzenwelt brachte. Bewundernd schritt Eugenie an der Seite ihres Begleiters durch die Gänge, hier und da stehen bleibend, um ein Blatt, eine Blüthe zu betrachten und immer wieder auf's Neue ihrem Staunen Ausdruck zu geben.

Eine Gruppe wundervoller Palmen von seltener Größe fesselte die Aufmerksamkeit des Mädchens; sie beschatteten eine Bank aus Naturholz, die so kunstvoll zusammengefügt war, daß man die hier thätig gewesene Menschenhand kaum bemerkte, sondern den Eindruck gewann, als habe sie die Natur selbst in einer glücklichen Stunde geschaffen. Exotische Blattpflanzen mit grün und purpurroth gefärbten Blättern waren so um die Bank gruppirt, daß sie eine Art Grotte bildeten, über der sich wie ein hervorragender Baldachin die Zweige der Palmen wölbten. Ein

goldgrünes Licht, von einer versteckt angebrachten Ampel herrührend, umdämmerte dieses lauschige Plätzchen, das zum Sinnen und Träumen wie geschaffen war.

Napoleon blieb vor der Bank stehen.

„Das ist mein Lieblingsplatz, auf welchem ich Ruhe und Erholung finde, wenn die erdrückende Last meiner verantwortungsreichen Stellung mich niederzubeugen droht," sagte er, indem er sich auf der Bank niederließ und Eugenie sanft zu sich herabzog. „Hierher dringt nicht das betäubende Geräusch der Weltstadt, hier bleibe ich verschont von den Schmeicheleien devoter Hofschranzen, hier allein bin ich nicht Prinz und Oberhaupt der Republik, sondern einfach Men'ch. Nur Eines nehme ich mit hierher aus der großen Welt, Eines, das mich nie und nirgends verläßt: meine großen Pläne für die Zukunft."

Eugenie schaute forschend zu ihm auf; zu fragen wagte sie nicht.

„Ja," fuhr der Prinz wie im Selbstgespräche fort, „ich werde nicht eher ruhen und rasten, bis ich sie verwirklicht, bis ich das Ideal meiner Jugendträume erreicht habe. In wessen Händen ruhen die Geschicke Frankreichs? Etwa in denen der altersschwachen Bourbonen oder der üppigen, verweichlichten Orleans? Oder ist es vielleicht gar das Volk, das sich einbildet, souverän zu sein, weil ich seiner Eitelkeit schmeichelte, als ich ihm die Möglichkeit gewährte, über meine Wahl zum Oberhaupte der Republik abzustimmen? Das Volk ist wie eine Heerde, nur die Peitsche und der Hund des Hirten hält sie zusammen, nur durch Gewalt ist es zu zwingen, sich einem höheren,

einsichtsvolleren Willen zu fügen. Und diesen Willen in Frankreich auszuüben, dazu ist einzig und allein nur die Dynastie der Napoleoniden befähigt und berufen; hervorgegangen aus dem kräftigen Bürgerthum, ist sie unberührt geblieben von der zersetzenden Fäulniß des trägen, schwelgerischen Hoflebens, kraftvoll setzte sie an der Schwelle unseres Jahrhunderts ein, Könige lagen ihr zu Füßen, ein halber Erdtheil gehorchte ihrem Scepter: sollen diese gewaltigen Thatsachen nichts weiter sein, als immer mehr verblassende Erinnerungen, als Ereignisse, nur dazu hervorgerufen, um die Weltgeschichte interessant zu machen? Nein, nein, der Thron, den sich mein großer Vorfahr errichtet, er ist nicht gebrochen und vernichtet, er ist nur bis zum Erscheinen eines würdigen Nachfolgers aufbewahrt, und ich werde dieser Nachfolger sein, der Adler meines Hauses soll wieder seine Fittiche über das kaiserliche Frankreich breiten — oder mit mir in die Gruft sinken!"

Bewundernd hatte das schöne Mädchen zugehört und mit kindlicher Ehrfurcht schaute sie zu dem Manne empor, der so große Pläne im Kopfe trug und keinen Anstand nahm, dieselben vor ihr, dem schwachen Weibe, zu enthüllen. Sie fühlte es, das war ganz der Mann, diese gewaltigen Absichten zur Ausführung zu bringen.

In Gedanken versunken saß Napoleon da; Eugenie wagte kaum zu athmen, aus Furcht, ihn zu stören.

Ein vorüberflatternder Vogel weckte ihn aus seinem Sinnen, verwundert schaute er um sich, und erst, als er bemerkte, wo er sich befand, schien sein Geist aus der

schimmernden Ferne einer hoffnungsfreudigen Zukunft in die Wirklichkeit zurückzukehren.

„Verzeihung, Comtesse, ich war wenig galant, als ich meinen eigenen egoistischen Gedanken Audienz gab, anstatt mich Ihnen zu widmen, aber ich verspreche Ihnen, mich zu bessern," sagte er scherzend. „Wie finden Sie hier mein kleines Ceylon?"

„O, es ist entzückend, Hoheit, ich beneide Sie darum!" versetzte das Mädchen im Tone der Aufrichtigkeit.

„Sie beneiden mich darum — nun, und was würden Sie erwiedern, wenn ich jetzt zu Ihnen sagte: Alles, was ich besitze, jetzt und in Zukunft, sei unser gemeinschaftliches Eigenthum, wenn Sie mir die Hand zum Gange durch das Leben reichen?"

Er heftete sein Auge fest auf das junge Mädchen, das die Blicke verwirrt zu Boden schlug. Es flimmerte ihr vor den Augen: ein Prinz, das Oberhaupt eines mächtigen Staatswesens, bot ihr seine Hand und — was war das? War das nicht ein Kaiserthron, den ihre Phantasie in der Entfernung langsam emporsteigen ließ, verwandelten sich nicht vor ihrem Geiste diese buntbeschwingten Vögel des Wintergartens in kaiserliche Adler, die sie schützend und schirmend umflatterten? Es war ihr, als thürme sich ein gewaltiger Fels vor ihr auf, den sie erklimmen müsse; dort oben auf höchster Höhe aber lag die Krone Frankreichs und harrte der Hand, die sie nehmen und sich auf's Haupt setzen würde.

„Kehren wir zu den Gästen zurück, Comtesse!" sagte der Prinz plötzlich und ohne eine Antwort auf seine Frage

abzuwarten, „sie werden sich verabschieden wollen und sich nach mir umsehen. Ich erwarte Sie morgen Abend mit Ihrer Frau Mutter zum Thee bei mir, um acht Uhr, nicht früher, da ich vorher Ministerrath habe."

Er bot ihr abermals den Arm und schritt mit ihr nach den Sälen zurück. Die Reihen hatten sich merklich gelichtet, nur noch wenige Paare betheiligten sich am Tanze, die Mehrzahl hatte sich in die Zimmer an die Spieltische zurückgezogen oder saß plaudernd und rauchend in den dazu bestimmten Gemächern. Napoleon schritt mit Eugenie direkt auf die Gruppe zu, wo die Gräfin Montijo mit ihrer Tochter Maria und dem Alabasterherzog Platz genommen hatte, verabschiedete sich von ihnen, ohne eine Spur von Vertraulichkeit gegen Eugenie zu zeigen, und wandte sich dann anderen Herren und Damen zu.

Bald darauf kehrte die Gräfin mit ihren Töchtern nach Hause zurück. Als letztere das Zimmer Rosabella's betraten, um ihr Maria's Verlobung mitzutheilen, fanden sie zu ihrem Entsetzen die Schwester halb angekleidet auf dem Divan in heftigster Fieberhitze liegen und in unzusammenhängender Weise von dem schönen Paris mit dem goldenen Apfel phantasiren, den er sicher der Venus zuertheilt haben würde, wenn diese anwesend gewesen wäre. Mitten im Zimmer aber lag auf dem Teppich ein schwarzer Domino mit Kapuze und ein gleichfarbiger Schleier; das arme getäuschte Mädchen hatte es vorgezogen, anstatt im schimmernden Gewande der Göttin der Schönheit, in dieser einfachen schwarzen Hülle den Ball zu besuchen, um unter dem Schutze der Maskenfreiheit den Herzog zu

veranlassen, den quälenden Zweifeln über den Gegenstand seiner Neigung ein Ende zu machen.

11.

Es war im Spätherbst des Jahres 1852. Louis Napoleon hatte unverdrossen an der Wiederherstellung des Kaiserreiches gearbeitet und dabei für Geld, Titel und Orden willige Helfer gefunden. Vielfache Reisen des Präsidenten in die Provinzen, namentlich nach dem Süden, wo damals in Bordeaux das berühmte geflügelte Wort fiel: „Das Kaiserreich ist der Friede," bereiteten im Volke den Boden vor, auf welchem die neue Monarchie errichtet werden sollte; die wahrhaft fürstliche Pracht, die der Präsident bei diesen Gelegenheiten entfaltete, imponirte dem Volke und machte es für die Pläne desselben empfänglich.

Am 7. November 1852 erklärte der allzeit willfährige Senat, der zu einem bloßen Werkzeuge in der Hand Napoleon's herabgesunken war, daß es der Wille der Nation sei, das Kaiserreich wieder herzustellen, und durch Volksabstimmung wurde dieser Beschluß durch die stattliche Zahl von 7,800,000 Stimmen bestätigt. Am 2. December ward Napoleon III. als Kaiser der Franzosen feierlich proklamirt. Das Ziel, welches sich der Prinz gesteckt, war erreicht, sein heißes Verlangen, in der Reihe der legitimen europäischen Monarchen ebenbürtig zu glänzen, war erreicht, denn Niemand verweigerte ihm die Anerkennung.

Inzwischen hatte Napoleon den Verkehr mit der Fa-

milie Montijo-Teba fortgesetzt, und in Hofkreisen munkelte man bereits von einer Vermählung des nunmehrigen Kaisers mit Eugenie, der zweiten Tochter des gräflichen Hauses. In der That theilte Napoleon am 22. Januar 1853 dem versammelten Ministerrathe mit, daß er sich mit Comtesse Eugenie Montijo vermählen werde, eine Nachricht, welche in Paris und ganz Frankreich großen Jubel hervorrief. Freilich gab es auch Stimmen genug, namentlich in den höchsten Adelskreisen, welche die Heirath des Kaisers mit einer Dame, die ihrer Abstammung nach halb Spanierin, halb Schottin war, auf das Entschiedenste verurtheilten und eine Verbindung des Staatsoberhauptes mit einer französischen Familie forderten, aber Napoleon besaß auch in dieser Beziehung seinen eigenen Willen und volle Selbstständigkeit, so daß er dieses Verlangen völlig unbeachtet ließ.

Es war wenige Tage nach dem Bekanntwerden der Verlobung, als Eugenie in ihrem Wagen von einer Ausfahrt nach der Stadt, wo sie für die bevorstehende Vermählung verschiedene Einkäufe besorgt hatte, in das von ihrer Familie bewohnte Palais zurückkehrte. Vor dem Portale hielt der Wagen, der Lakai sprang von seinem Sitz, und Eugenie war eben im Begriff, in das Innere des Hauses zu eilen, als ihr eine Dame entgegentrat und ihr den Weg versperrte. Es war eine elegante Erscheinung, eine blonde Schönheit mit auffallend ausdrucksvollen blauen Augen, aber bleichen, auf schweren Kummer deutenden Gesichtszügen.

„Ich habe die Ehre, Comteß Eugenie Montijo vor

mir zu sehen?" fragte die Fremde mit ausländischem Accent.

Die Angeredete verbeugte sich leicht.

„Das ist mein Name," versetzte sie in der Meinung, es mit einer Dame der Aristokratie zu thun zu haben, die gekommen war, sie wie so viele Andere zu beglückwünschen, und sich schon jetzt der Gunst der künftigen Monarchin zu versichern.

„Sie sind die Braut Louis Napoleon's?" forschte Jene weiter.

„Des Kaisers der Franzosen, wollen Sie sagen!" warf Eugenie rasch ein.

„Mögen Sie seine Braut sein, die Gattin meines Leon sollen Sie niemals werden, das ist allein mein Recht, aus welchem Sie mich verdrängt haben!" rief mit haßfunkelnden Augen die Dame. In demselben Augenblicke blitzte ein Dolch in ihrer Hand und sie stürzte sich auf Eugenie.

Aber mit raschem Griff stieß diese die Hand mit der Todeswaffe zur Seite, so daß der Dolch nur die dicke Pelzbekleidung durchbohrte.

Einige Sekunden lang rangen die beiden Frauen miteinander; Eugenie war von dem plötzlichen Ueberfall so erschrocken, daß sie nicht im Stande war, um Hilfe zu rufen. Miß Howard hatte mit schlauer Berechnung den Dolch gewählt, denn der Knall eines Schusses würde sofort Menschen herbeigeführt haben, während eine Stichwaffe geräuschlos ihr Opfer trifft.

Da plötzlich ward die Engländerin von zwei kräftigen Fäusten gepackt, ihr der Dolch entrissen und sie selbst zu-

rückgeschleudert. Gleichzeitig eilten von der Straße zwei Stadtsergeanten herbei, nahmen sie fest und führten sie ab.*)

Als sich Eugenie von der furchtbaren Aufregung, die das unerwartete Attentat hervorgerufen, einigermaßen erholt hatte, gewahrte sie in ehrerbietiger Entfernung einen jungen Menschen in ärmlicher Tracht, wie sie in ihrem Vaterlande Spanien von den niederen Klassen getragen wurde. Mit vorgebeugtem Oberkörper starrte sie auf den Fremdling, als sei es ein Traumbild, dann eilte sie auf den schüchtern mit dem Hute in der Hand Dastehenden zu und mit dem Ausrufe: „Pedro, bist Du's wirklich?" erfaßte sie dessen beide Hände. Die vornehme junge Dame, die berufen war, in nächster Zeit einen der ersten Throne Europa's mit einzunehmen, weinte fast vor Freude, als sie den jungen, dürftig gekleideten Spanier erblickte. Sie nahm ihn mit in die Wohnung, und sie und ihre Angehörigen wurden nicht müde zu fragen, welche Schicksale ihn betroffen hatten.

In jener verhängnißvollen Regennacht, als Maria und Rosabella aus dem Dorfe Janda befreit worden waren, hatte einer der letzten Schüsse aus den feindlichen Gewehren Pedro's rechtes Bein getroffen und den Knochen zerschmettert. Durch die Hunde und sein

*) Napoleon hatte sie zwar aus Frankreich ausgewiesen, sie war jedoch heimlich zurückgekehrt, um ihre Rache zu kühlen. Der Versuch schlug, wie wir gesehen haben, fehl, doch der Kaiser wünschte einen Prozeß zu vermeiden, Miß Howard wurde daher für wahnsinnig erklärt, in eine Irrenanstalt gebracht und erst später in ihre Heimath Schottland befördert.

Wimmern aufmerksam gemacht, fanden ihn am Morgen die Leute des Försters und nahmen ihn mit in's Dorf. Aber es dauerte lange, ehe er vollständig genesen war, obgleich, wie Gomez, Don Manoel's Bursche, vorausgesagt hatte, ihm Alles gewährt wurde, was zu seiner Wiederherstellung hatte beitragen können. Freilich war das hier, in dem armseligen Gebirgsdorfe, nicht eben viel.

Endlich konnte er es wagen, den beschwerlichen Weg in's Thal zu unternehmen. Der Förster, wie die Beauftragten des Marschalls Narvaez, der inzwischen die Regierungsgewalt an Espartero hatte abtreten müssen, kümmerten sich nicht mehr um die Angelegenheit, und die Bewohner des Dorfes hatten kein Interesse daran, den jungen Mann zurückzuhalten. Man ließ ihn ruhig ziehen und Pedro eilte, so schnell er es vermochte, nach dem gräflichen Landhause zurück.

Der Schrecken lähmte ihn fast, als er hier erfuhr, die gräfliche Familie habe Spanien verlassen und sich nach Paris gewendet. Sofort stand sein Entschluß fest, ihr zu folgen, die Sehnsucht nach Eugenie, die er schwärmerisch verehrte, hätte ihn getödtet. So langte er zu Fuß in Paris an; der weite Weg über die Pyrenäen, durch unwirthliche, dünn bevölkerte Gegenden, hatte ihm unsagbare Strapazen auferlegt und sehr lange Zeit gekostet. Ohne Mühe fand er in Paris das Palais der Montijos, deren Namen in aller Munde war, und sein guter Stern führte ihn gerade in dem Augenblick herbei, als das angebetete Mädchen seiner Hilfe dringend bedurfte.

Das Auge des treuen Menschen strahlte vor Freude

und Glück, als ihm Eugenie erklärte, er müsse fortan bei ihr bleiben. Sie ernannte ihn zu ihrem Leibjäger, und als am 29. Januar 1853 ihr Hochzeitswagen mit ihr zur Kirche Notre-Dame, wo ihre Trauung mit Napoleon III. stattfand, fuhr, saß Pedro zum ersten Mal in der Uniform eines kaiserlichen Leibjägers neben dem Kutscher auf dem Bock.

Unter den Aufmerksamkeiten, welche Eugenie anläßlich ihrer Vermählung empfing, befand sich auch ein herzlich gehaltenes Glückwunschschreiben Don Manoel's, der darin zugleich schriftlich Abschied von ihr nahm. Die Wahrnehmung, daß Rosabella's Herz dem Freunde gehört habe, daß er sich in bitterer Selbsttäuschung befunden, als er geglaubt, sie liebe ihn, hatte ihn bis in die innersten Tiefen getroffen; er trug auf seine Versetzung an und erhielt einen höheren Verwaltungsposten in den portugiesischen Kolonien. Dem Schreiben an die junge Kaiserin lag eine verwelkte Blume bei; es war die gelbe Rose, welche Eugenie ihm einst gesandt und auf welche sie eigenhändig in zartblauen Buchstaben einen Gruß an ihn gemalt. Don Manoel wollte für immer mit der Vergangenheit brechen, nichts sollte ihn mehr an dieselbe erinnern, sie hatte ihn zu schwer getäuscht; daher entäußerte er sich auch dieses unscheinbaren Zeichens von Anhänglichkeit, das doch immer wieder, so oft er es erblickt haben würde, die alten Wunden aufgerissen hätte.

Ein seltsames Geschick hatte Rosabella betroffen. Ein schweres Nervenfieber befiel sie an jenem Abend, der auch ihr ganzes Hoffen und Sehnen zerstörte, und Wochen

lang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Endlich besiegte ihre Jugend die Krankheit; sie genas allmählig, aber ihr Gedächtniß war geschwächt. Nur eine stille, schwärmerische Verehrung für den Alabasterherzog war zurückgeblieben. Während ihre Mutter sich meist in Spanien aufhielt, blieb Rosabella bei ihrer Schwester Maria und deren Gatten in Paris, sie hatte ein unbestimmtes Gefühl von inniger Zuneigung zu ihrem Schwager Artos, das aber über freundschaftliche Verehrung nicht hinausging, und dieser sowohl wie seine Gattin thaten Alles, dem unglücklichen Mädchen ihr Loos thunlichst zu erleichtern.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Jahre waren vergangen. Die Kaiserin Eugenie war jene vielbewunderte und vielbeneidete Dame geworden, welche nicht blos in Sachen der Mode den Ton angab, sondern auch in der hohen Politik ihre Hände im Spiel hatte. Das hinderte sie aber nicht, in stetem, zärtlichem Verkehr mit ihren beiden Schwestern und dem Alabasterherzoge zu bleiben, während ihrer Mutter der von ihr am französischen Hofe eingeführte übermäßige Luxus mißfiel, weshalb sie auch nur sehr selten nach Paris kam. Mit fast mütterlicher Fürsorge war Eugenie besonders auf das Wohl ihrer jüngsten Schwester bedacht, die sie allwöchentlich mehrere Male in den Tuilerien besuchen mußte; das stille, bleiche, einst so schöne Mädchen erweckte immer wieder auf's Neue ihr tiefstes Mitgefühl.

Bei einem solchen Besuch, an welchem auch der Herzog und seine Gemahlin sich betheiligt hatten, schlug die Kai-

ferin vor, nach längerer Zeit wieder einmal die Gallerien und Schätze des Louvre zu besichtigen. Es geschah, aber Rosabella zeigte nur wenig Theilnahme für die hier aufgehäuften Kunstschätze, interesselos folgte sie ihren Angehörigen von Saal zu Saal. Auch die großartige Gemäldesammlung fesselte sie wenig, flüchtig glitt ihr Blick über die Bilder dahin, und die kostbarsten Meisterwerke ließen sie gleichgiltig.

Plötzlich blieb sie wie festgebannt vor einem Gemälde stehen, das sie wunderbar zu ergreifen schien; es war jenes der altitalienischen Schule entstammende Urtheil des Paris, das ihr einst die Idee zu dem Maskenballkostüm gegeben hatte. Sie faßte nach der Stirn, wo es seltsam zu dämmern schien; ihre Verwandten, welche sich bemühten, sie von dem Bilde wegzubringen, beachtete sie nicht.

„Paris — Paris, der Jüngling mit dem goldenen Apfel, wo sah ich ihn doch?“ flüsterte sie leise vor sich hin, und tiefer und tiefer schien sie sich in die Vergangenheit zu versenken, die ihrem geistigen Auge ein schwaches Nebelbild der Erinnerung vorzuhalten schien. „Ja, ja, das ist der ungetreue Mann, welcher den Preis, der der Venus gebührte, Minerva übergab.“

„Komm, Bella, Du bist nicht ganz wohl,“ sagte Maria besorgt, „laß uns nach Hause fahren, dort wird Dir besser werden!“

Und willig folgte die Kranke zum Wagen.

Aber sie welkte rasch dahin und schon nach acht Tagen fuhr man sie hinaus nach dem Kirchhofe Père-Lachaise in die stille Familiengruft. Dort steht noch heute ein

prachtvolles Denkmal, das die Kaiserin der früh Dahingeschiedenen setzen ließ; es trägt nur als einzige Inschrift die schlichten Worte: „Schwester Rosabella."

Die Ereignisse, welche sich an die Person Napoleon's III. und seine Gemahlin Eugenie knüpfen, gehören der Geschichte an; die beiden Sterne, welche einst am politischen Himmel Europa's als erste Größen glänzten, versanken nach dem glorreichen Tage von Sedan in das Dunkel ihres einstigen Nichts zurück und unsere rasch dahin stürmende Zeit hatte Besseres zu thun, als sich um die Verbannten von Chiselhurst zu bekümmern. Nur einmal noch ging der Name Napoleon in allen Kulturländern der Welt von Mund zu Munde, als der Telegraph am 9. Januar 1873 die Kunde brachte, der Mann, vor dem einst ganz Europa zitterte, der über Krieg und Frieden eines ganzen Welttheiles entschied, dessen Worten bei den von ihm eingeführten Empfangsfeierlichkeiten zum Jahreswechsel Fürsten und Völker mit banger Sorge lauschten, dieser Mann sei gestorben.

In der bescheidenen Villa Camdenhouse in dem kleinen, nebelumflutheten englischen Dorfe Chiselhurst hauchte der eine Zeit lang mächtigste Mann der civilisirten Welt seine Seele aus; der Vorhang fiel über ein sturmbewegtes, an Erfolgen wie an Demüthigungen reiches Leben, am Sarge aber sitzt die Muse der Geschichte und zeichnet mit strengem, aber gerechtem Griffel seine Thaten in das ewige Buch historischer Erinnerung.

---

# Der Entdecker des stillen Oceans.

## Biographische Skizze

von

## Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühling des Jahres 1510, als eines Morgens bei günstigem Fahrwinde aus dem Hafen von San Domingo (Hayti) ein wohl ausgerüstetes Schiff in See ging, das seinen Weg nach der neugegründeten Pflanzstadt San Sebastian am Golfe von Darien nahm, um dem dortigen Befehlshaber Lebensmittel nnd Verstärkung an Mannschaften zu bringen. Da, als eben der letzte Streifen der Küste verschwand, machte sich eine Bewegung unter den Matrosen bemerkbar, die zunächst von den unteren Schiffsräumen auszugehen schien, sich aber rasch bis hinauf auf das Hinterdeck fortpflanzte, wo der Kapitän Fernandez de Enciso stand. Jetzt stiegen aus den unteren Schiffsräumen zwei Matrosen herauf, welche einen Mann von kräftigem Wuchs und entschlossenem Aussehen vor den Kapitän brachten. Der Mann war unten im Lagerraum in einer Proviantkiste versteckt aufgefunden worden und hatte sich in dieser auf dem Schiffe einzuschleichen gewußt.

Bei dem sofort mit ihm angestellten Verhör benahm

sich der fremde Eindringling ziemlich offen und unerschrocken. „Ich leugne nicht," sagte er, „daß ich mich heimlich in einer Kiste verborgen habe hierher bringen lassen, um die Fahrt mitzumachen; anders würde mir dies nicht möglich geworden sein. Denn ich habe in San Domingo eine Anzahl Gläubiger, die mir gar hart zusetzen und mich keinenfalls aus dem Garn gelassen hätten. Aber bleiben konnte ich auch nicht. Was also thun? Ich zog es vor, Kapitän, diesen Weg einzuschlagen und mich auf Gnade oder Ungnade in Eure Hand zu geben. Ich heiße Vasco Nunez de Balboa, bin Spanier von Geburt und 35 Jahre alt."

Der Kapitän war über die Keckheit des Abenteurers keineswegs erbaut. Es fehlte nicht an Leuten auf dem Schiffe, die den unwillkommenen Passagier kannten und ihn als einen Galgenvogel ersten Ranges bezeichneten, der sein ganzes Vermögen vergeudet und dann Schulden über Schulden gemacht habe. In der ersten Aufwallung über den ihm gespielten Betrug wollte Kapitän Enciso den Eindringling auf der nächsten wüsten Insel, die ihm zu Gesicht kommen würde, aussetzen und dort seinem Schicksal überlassen. Bald jedoch ward er anderen Sinnes und beschloß, den ebenso kräftigen als beherzten Mann mit nach San Sebastian zu nehmen, wo ihm derselbe, wie er hoffte, gute Dienste leisten würde.

Das Schiff erreichte den Ort seiner Bestimmung, allein die Zustände, die man in San Sebastian antraf, waren über alle Erwartung trostlos. Krankheiten und Hungersnoth hatten unter den Ansiedlern furchtbar gehaust, und

eine Menge der kräftigsten Männer lagen an unheilbaren Wunden darnieder, welche ihnen die Indianer durch vergiftete Pfeile beigebracht hatten. Enciso war darüber in voller Verzweiflung, da er selbst auf diese Ansiedelung sein ganzes Vermögen verwendet hatte. In dieser rathlosen Lage trat der Abenteurer Balboa mit der ihm eigenen Keckheit auf den Kapitän zu und erbot sich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, durch die er binnen Kurzem seine Verhältnisse wieder in Flor bringen könne.

Aus früheren Fahrten wisse er, daß nicht weit von der Ansiedelung, an der Mündung eines großen Flusses, ein schönes Dorf liege, das Lebensmittel im Ueberfluß besitze und dessen Eingeborene leicht zu vertreiben seien. Dort solle man eine neue Kolonie gründen. Dieser Vorschlag fand Enciso's Beifall, so daß er ihn unverzüglich zur Ausführung bringen ließ. Auf's Neue ward das Schiff ausgerüstet, und die Mannschaft machte sich auf den Weg. Man fand auch das Dorf an der Mündung des Flusses Darien, erstürmte dasselbe und errichtete, nachdem die Einwohner daraus geflohen waren, eine neue Kolonie, welche den Namen Santa Maria del Antigua erhielt.

Aber nicht lange währte das friedliche Einvernehmen unter den Ansiedlern. Enciso's Strenge und Heftigkeit rief ein Zerwürfniß hervor, infolge dessen es zu einem Aufstande kam und der bisherige Befehlshaber abgesetzt und in Ketten geworfen wurde. Durch Vermittelung einiger Freunde erlangte er zwar nach einiger Zeit seine Freiheit wieder, mußte aber die Kolonie verlassen und

ging nach Spanien, um sich über das ihm widerfahrene Unrecht am Hofe zu beschweren.

Wer indeß diese Krisis nicht ungenutzt vorüberließ, das war Balboa. Er hatte sich inzwischen so in das Vertrauen der Ansiedler zu setzen gewußt, daß ihn die Mehrheit derselben jetzt zu ihrem Oberhaupte ernannte, eine Stellung, die seinem Ehrgeize längst ein stiller Wunsch gewesen war. Die Gegend war reich an Gold, und sein Bestreben ging nun vor Allem dahin, möglichst viel Schätze an sich zu raffen, theils zu eigener Bereicherung, theils, um sie der spanischen Regierung zu schicken und dadurch deren Gunst zu erwerben.

Mit einer Schaar wohlgerüsteter und entschlossener Leute unternahm er zu diesem Zwecke verschiedene Streifzüge in die Gebiete der benachbarten Kaziken, die ihm nach damaligem Brauch seine Freundschaft mit Gold abkaufen mußten. So kam er unter Anderen auch zu dem Kaziken von Comagre, einem der mächtigsten und reichsten Indianerfürsten, der zum nicht geringen Erstaunen der Spanier nicht nur in einem prachtvollen Palaste wohnte, sondern auch über ein ansehnliches Heer gebot. Auch dieser empfing seine Besucher auf's Freundlichste und beschenkte sie mit einer Menge goldener Geräthschaften. Bei der Theilung dieser Gaben aber entstand in der Vorhalle des Palastes unter den habgierigen Abenteurern ein hitziger Streit. Der Sohn des Kaziken sah dies und war nicht wenig verwundert, daß man über so schnödes Metall in solche Leidenschaft gerathen könne. Als der Zwist kein Ende nehmen wollte, trat er herzu, schlug mit wuchtiger

Faust unter die Geräthe, daß sie auf den Boden flogen und rief: „Wie könnt Ihr Männer doch so viel Werth auf das Gold legen, da Ihr doch die schönsten Kunstwerke, die daraus geformt wurden, in grobe Klumpen umschmelzet! Geht Euer Verlangen auf nichts Anderes, als auf dies Metall, so will ich Euch einen Landstrich zeigen, wo Gold in Menge ist, wo alle Ströme dergleichen mit sich führen und wo Ihr Euch nur hüten müßt, mit den Eingeborenen in Feindschaft zu gerathen, denn wie Ihr das Gold, so lieben sie das Fleisch von Menschen."

Bei diesen Worten wies der junge Kazike nach Süden, wo eine Gebirgskette den Horizont begrenzte. „Dort findet Ihr, was Ihr sucht," sagte er, „und hinter jenen Bergen dehnt sich ein unermeßliches Meer, auf dem viele Schiffe fahren und in das zahlreiche goldhaltige Ströme münden."

Diese Mittheilung fand in Balboa den aufmerksamsten Hörer. Die Hindeutung auf ein großes Meer jenseits der Berge stimmte ganz mit einer Vermuthung, die er schon längst gehegt, überein, und er zweifelte nicht, daß dies der indische Ocean sein müsse, nach welchem schon Kolumbus vergebens eine Straße gesucht hatte. Fortan kam ihm diese Angelegenheit nicht mehr aus dem Sinne. Wohl verhehlte er sich die Gefahren nicht, welche mit einem Zuge durch ein völlig unbekanntes und von den wildesten Indianerstämmen bewohntes Gebirgsland verbunden sein mußten, allein die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen und auf den Ruhm des Entdeckers ließ ihn über alle Bedenken hinwegsehen. Nur war im Augen-

blicke seine Mannschaft durch Unfälle und Kämpfe mit den Eingeborenen zu sehr zusammengeschmolzen, als daß er sich ohne Weiteres an ein so kühnes Unternehmen hätte wagen können. Balboa sandte daher ein Schiff nach Hayti, um dort den Admiral Don Diego Colon von dem Vorhaben zu benachrichtigen und um Zusendung von Leuten, Waffen und Lebensmitteln zu ersuchen.

In der Zwischenzeit setzte er seine Beutezüge fort und drang bis zu dem etwa 40 Seemeilen von der Pflanzstadt entfernten Dobaiba vor, wo sich außer anderen Reichthümern ein ganz mit Gold angefüllter Tempel befinden sollte. Der Weg dahin war ein unsäglich mühevoller, und wiederholt kam die ganze Expedition in Gefahr, zu Grunde zu gehen. Die ganze Küstengegend, die man Dobaiba nannte, war ein unfruchtbares, mit Sümpfen bedecktes Land, dessen Bewohner vorwiegend Fischfang trieben und der beständigen Nässe des Bodens wegen ihre Wohnungen unter den Zweigen der Bäume hatten. Aus Flechtwerk waren im Geäste förmliche Hütten hergestellt, zu denen aus Rohr gefertigte Leitern führten. Auch der Häuptling von Dobaiba hatte keinen anderen Palast, nur bewohnte er den größten Baum im Umkreise. Als nun die Spanier heranrückten, ließ der Kazike die Leitern zu seiner Behausung emporziehen, und erklärte auf die Aufforderung herabzukommen, er habe mit den Fremdlingen nichts zu schaffen, man möge ihn in Ruhe lassen. Als aber Balboa Anstalten machte, den Baum, auf dem die Familie des Häuptlings wohnte, umhauen zu lassen, kam der Kazike mit seinem Weibe und zwei Söhnen herab. Man forderte

Gold von ihm, worauf er erklärte, keines zur Stelle zu haben, solches aber aus dem Gebirge holen zu wollen; die Weißen möchten seine Frau und Kinder einstweilen als Geiseln behalten. Balboa ging auf das Anerbieten ein, der Kazike entfernte sich; allein die Spanier warteten vergebens auf seine Wiederkunft, und als sie genau zusahen, waren auch die zurückgebliebenen Geiseln verschwunden.

Schmerzlicher aber als diese Enttäuschung war der Mißerfolg des nach Hayti gesandten Schiffes, das an der Küste von Yukatan scheiterte und völlig zu Grunde ging. Die Mannschaft rettete sich zwar an's Land, fiel aber dort Indianern in die Hände, welche die Gefangenen theils in ihren Tempeln opferten, theils als Sklaven behielten.

Balboa verlor aber auch nach diesem Mißerfolg nicht den Muth. Er entschloß sich, das letzte Schiff, das ihm noch geblieben, zu bemannen und nach Spanien segeln zu lassen, um von dort Hilfe zu erbitten. Dies geschah im Jahre 1512. Die Noth unter Balboa's Leuten war bereits auf's Höchste gestiegen, als endlich zwei Fahrzeuge mit Lebensmitteln eintrafen, denen auch bald eine Verstärkung von 150 Mann folgte. Jetzt ließ sich Balboa durch nichts mehr abhalten, das südliche Meer aufzusuchen, um die daran grenzenden reichen Landstriche der spanischen Krone zu unterwerfen.

Am 1. September 1513 brach er mit 190 Spaniern, 600 einheimischen Lastträgern und einer Meute von Bluthunden aus seiner Niederlassung auf und steuerte mit einer Brigantine (kleines leichtes Fahrzeug) und neun großen Canoes an der Küste entlang, nordwestlich nach Careta's

Dorf. Von hier aus erhielt er durch den Häuptling Wegweiser in's Innere. Aber die Schwierigkeiten stellten sich erst jetzt ein. Wild verwachsener Urwald, durch den man sich erst den Weg bahnen mußte und dessen dichtes Blätterdach kaum einen schwachen Schimmer des Tagelichtes hindurchließ, dehnte sich nach allen Seiten hin. Dazu kam eine Menge giftigen Gewürms, sowie eine solche Hitze, daß die meisten Leute unter dem Druck ihrer Waffen und Rüstungen fast verschmachteten. Auch an Kämpfen mit wilden Indianerstämmen fehlte es nicht, namentlich als die Abenteurer in das Gebirge vorgedrungen waren, das sich am Golfe von Darien hinzieht. Bei diesen Zusammenstößen mit den Eingeborenen leisteten den Spaniern die jenen Wilden meist noch unbekannten Schießwaffen, sowie die blutgierigen Schweißhunde vortreffliche Dienste. Manche tapfere Schaar von Indianern mußte vor diesen Kampfmitteln zurückweichen. Die bei solchen Gelegenheiten erbeuteten Schätze vertheilte Balboa unter seine Gefährten, um sie zum Ausharren zu ermuthigen.

Endlich, nach einem Marsche von fünfundzwanzig Tagen, war man soweit gekommen, daß die eingeborenen Wegweiser dem spanischen Anführer erklärten, auf dem nächsten vor ihnen liegenden Bergrücken werde er das gesuchte Meer erblicken. Nur 67 Leute fühlten sich noch kräftig genug, denselben zu ersteigen und mit diesen brach nun Balboa in der Frühe des 26. September auf, um wo möglich vor der fast unerträglichen Gluthhitze des Mittags am Ziele zu sein. Eine mühsame Wanderung von fünf Stunden war noch zurückzulegen, da endlich

deuteten die Führer auf eine lichte Stelle in mäßiger Höhe, wo sich die freie Aussicht auf den Ocean erschließen werde. Balboa ließ seine Begleiter rasten und stieg allein empor, denn er wollte der Erste sein, der den lang ersehnten Anblick der Südsee genöße. Oben angelangt, fiel er freudetrunken auf seine Kniee, hob die Hände zum Himmel empor, grüßte den Süden und dankte Gott, daß er ihm diesen Erfolg geschenkt habe. Dann winkte er den Gefährten und zeigte ihnen das Meer.

Da sanken Alle auf die Kniee und stimmten einen jubelnden Lobgesang an. Alle Müdigkeit war verschwunden, Begeisterung hatte sich eines Jeden bemächtigt. Der südliche Ocean war entdeckt und mit ihm eröffnete sich die sichere Aussicht auf eine gewinnreiche Zukunft. Zum Zeichen der Besitznahme wurde zunächst von rohen Steinen ein Altar aufgerichtet, dann schnitt man beim Hinabsteigen rechts und links die Namen des Königs in die Bäume, damit die Nachwelt die kühnen Entdecker nicht der Lüge zeihen könne, daß die große That nicht wirklich ausgeführt sei. Als die Spanier aber die Küste an einer schönen weiten Bai erreicht hatten, der sie den Namen San Miguel beilegten, nahm Balboa ein Banner in die eine und sein Schwert in die andere Hand, trat bis an die Kniee in die Fluth des Meeres und rief mit lauter Stimme: „Lang lebe unser hoher und mächtiger Monarch, Don Ferdinand! In seinem Namen ergreife ich hiermit Besitz von diesem Meere und allen Ländern und Inseln, welche es bespült!“ Darauf wurde ein förmlicher notarieller Akt in Form eines Protokolls über die Ent-

deckung und Besitzergreifung aufgenommen, und alle 67 Spanier, welche dabei zugegen waren, wurden darin mit Namen aufgeführt.

Kämpfe mit den umwohnenden Eingeborenen blieben zwar auch in der nächsten Zeit nicht aus, aber die Spanier gingen siegreich daraus hervor, und so erreichte Balboa weiter vordringend am 29. September mit 26 Begleitern die Mündung des Sabanas, der sich in den inneren Golf von San Miguel ergießt. Mehrere Wochen blieben die Spanier an dieser Küste, machten die Häuptlinge tributpflichtig, fischten Perlen und sammelten solche Schätze, daß sie dieselben kaum noch mitzuschleppen vermochten. Am 19. Januar 1514 kehrte Balboa endlich zu seinem Ausgangspunkte, der Niederlassung von Santa Maria del Antigua zurück.

Jetzt war seine Hauptsorge, Nachricht von der gemachten Entdeckung nach Spanien gelangen zu lassen und sich der königlichen Anerkennung zu versichern. Zu diesem Zwecke sandte er im März ein Schiff nach der Heimath, das außerdem gewissermaßen zum Beleg des Berichtes einen Schatz von 20,000 Castellanos an Gold (1 Castellanos = 3½ Mark) und 200 der schönsten Perlen als königlichen Antheil an der Beute mitführte.

Allein Balboa sollte die Früchte seines erfolgreichen Unternehmens nicht genießen. Zwar verfehlte die Kunde von seiner Entdeckung der Südsee mit den beigefügten Schätzen nicht, am Hofe großen Eindruck zu machen und den König günstig für ihn zu stimmen; aber die Nachricht kam zu spät nach Spanien. Bereits zwei Monate vorher

war der am Hofe sehr beliebte Edelmann Pedrarias de Avila zum Statthalter von Darien ernannt und mit einem Geschwader von fünfzehn Schiffen nach der neuen Welt abgeschickt worden. Balboa mußte sich diesem Befehlshaber unterordnen. Er wurde zwar in Anerkennung seiner Verdienste zum Adelantado (Statthalter) der Südsee und zum Gouverneur der von ihm entdeckten Provinzen Panama und Coyba ernannt; allein Pedrarias war sein Vorgesetzter, ohne dessen Einwilligung er nichts unternehmen durfte. Ein solches Verhältniß konnte auf die Dauer um so weniger in Frieden bestehen, als der Statthalter von vornherein auf den Entdecker voll Neid und Mißtrauen blickte, während dieser sich unverdient zurückgesetzt fühlte. Ein beiden befreundeter Geistlicher regte, um den Zwiespalt wo möglich zu heben, eine Heirath zwischen der ältesten Tochter des Statthalters und Balboa an; es schien auch, als sollte dieselbe zu Stande kommen. Allein Pedrarias' Argwohn gegen den Rivalen war nicht zu beschwichtigen. Feinde und Widersacher, an denen es dem Entdecker der Südsee ebenso wenig mangelte, wie allen Männern, die etwas Bedeutendes erreicht haben, fachten in Pedrarias den fortglimmenden Funken der Mißgunst durch allerlei Einflüsterungen zur hellen Flamme an, und so kam es, daß sich derselbe eines Tages zu einem Gewaltschritte verleiten ließ, welchem Balboa zum Opfer fiel. Nicht allein, daß man dem Statthalter hinterbracht hatte, Balboa denke gar nicht ernstlich daran, seine Tochter heimzuführen, da er bereits einer indianischen Schönen Versprechungen gemacht, man wußte die Verdächtigungen

auch dahin auszudehnen, daß man den Adelantado der Südsee geradezu geheimer Intriguen zur Erlangung des Oberbefehls bezichtigte. Auf diese Weise wurde der bereits bejahrte Statthalter in die höchste Aufregung versetzt und da zufällig ein Ereigniß eintrat, welches Balboa's verrätherische Absichten zu bestätigen schien, so glaubte sich Pedrarias in seinem vollen Rechte, energisch gegen ihn vorzugehen.

Er ließ Balboa gefangen nehmen und ihn nach der Pflanzstadt Acla, nördlich von Santa Maria, bringen. Dort wurde die Anklage gegen ihn erhoben, daß er verrätherische Pläne gegen die Regierung und ihren Stellvertreter schmiede und nach dem Oberbefehl trachte. So viel auch Balboa zu seiner Vertheidigung vorbringen mochte, es gelang ihm nicht, gegen seine Feinde aufzukommen. Und so erklärten die Richter Balboa des ihm zur Last gelegten Verbrechens für schuldig und verurtheilten ihn zum Tode.

Mit einer Eile, die ihre leicht ersichtlichen Gründe hatte, schritten darauf die Kommissarien des Statthalters zur Vollstreckung des Urtheils, und noch ehe das letztere recht bekannt geworden, war auch Balboa's Haupt bereits unter dem Beile des Henkers gefallen. Mit ihm zugleich wurden vier seiner nächsten Freunde hingerichtet. Es geschah dies vermuthlich gegen Ende des Jahres 1517.

Balboa war etwa 42 Jahre alt geworden. Er war einer der kühnsten spanischen Eroberer und sein Tod für die Entwickelung der spanischen Herrschaft in der neuen Welt von großem Nachtheil. Mit ihm schwanden Zucht

und Ordnung aus den betreffenden Gebieten, und rohe Abenteurer zerstörten, was durch Balboa's Energie und Umsicht ein vielverheißendes Leben gewonnen hatte. Eine immer größere Verödung griff um sich, und namentlich die einst volkreichen Landstriche in der Provinz Panama boten in den folgenden Jahren ein trauriges Bild der Verwahrlosung. Erst nach langer Zeit gelang es Balboa's Nachfolger, Espinosa, dem Verfalle Einhalt zu thun und die Kultur des Landes, sowie die Entdeckungsfahrten mit Erfolg fortzusetzen.

Der wichtigste Dienst aber, den Balboa der europäischen Menschheit geleistet hat, war ohne Zweifel die Entdeckung des stillen Oceans, eine That, mit der sein Name ewig verknüpft bleiben wird, und die ihm die Unsterblichkeit sichert.

---

# Modethorheiten.

## Ein Beitrag zum Kapitel menschlicher Narrheit.

Von

**Richard March.**



Das Gebiet der Mode ist ein so unabsehbar weites, daß es Niemand auch nur im Entferntesten beifallen kann, dasselbe einer gründlichen Durchforschung zu unterziehen. Nur ein flüchtiger Streifzug in diesem Reiche ist uns gestattet, ein Streifzug zum Zwecke der Beleuchtung jener

Auswüchse, Launen und Tollheiten des Geschmackes, welche in Bezug auf des Menschen äußere Zier, auf dessen Gewandung seit jeher geherrscht und einander so rasch verdrängt haben, daß kein Chronist sich die Mühe nahm, ausführliche Modenberichte zu schreiben.

Im Allgemeinen erscheinen uns die Griechen und Römer als Urbilder eines feinen Geschmackes und klassisch auch in der Mode, und es liegt uns ferne, ihr Zeitalter in dieser Beziehung für angekränkelt zu halten.

Und doch war es so, auch damals gab es eine Mode und Modethorheiten. Um nur Eines anzuführen, so hielt man zur Zeit Anakreon's ein Weib nur dann für schön, wenn es zusammengewachsene Augenbrauen hatte, und noch zu Beginn der christlichen Zeitrechnung verbanden die römischen Damen ihre Brauen künstlich, um schön zu sein, und unter Anderem ist bekannt, daß das Roth- und Blondhaar der Germanen den Römern so wohl gefallen hat, daß es Mode wurde, „blond“ zu erscheinen. Wer sich keine derartige Haartour, oder, wie Caligula, keinen falschen rothen Bart beschaffen konnte, der begoß seinen dunklen Kopf- oder Gesichtsschmuck mit Wasser, und saß dann, um zu bleichen, Stunden lang im glühendsten Sonnenbrande auf dem Dache. Kein Wunder daher, daß in Rom schon vor 2000 Jahren Modekrankheiten herrschten, die denen unserer Zeit verzweifelt ähnlich sind.

Die zur Herrschaft gelangenden germanischen Völker geboten dann durch den Ernst ihrer Erscheinung dem Fortschreiten der Modethorheit allerdings ein energisches Halt, aber nur für einige Zeit, denn die Kultur, zu deren

Kindern die Mode jedenfalls gehört, beleckte auch sie, so daß sie es schließlich viel ärger trieben, als ihre einstigen Unterdrücker. In einer vom Jahre 1336 datirten Wiener Chronik heißt es z. B., daß die Männer nicht nur Aermel von zweierlei Tuch trugen, sondern auch, daß der linke viel weiter als der rechte und mit sehr vielen ellenlangen Bändern geziert sein mußte. Auch war ein von Gold, Silber oder Seide gestickter Brustfleck, irgend ein Bild auf der Brust überhaupt bei Männern Mode. Die Frauen dagegen befestigten dies Modebild im Haar. Das ging noch an, allein was soll man zu der Mode sagen, die den Männern vorschrieb, so enge Kleider zu tragen, daß sie solche weder allein an- noch ausziehen konnten, weil das Ganze geknöpft werden mußte? Ueber ein Kleines wurde diese Tracht noch durch einen tiefen Ausschnitt am Rücken vervollständigt, und das Schuhwerk erhielt ungeheure metallene, oft sogar menschliche Gesichter darstellende Schnäbel. Gegen diese und ähnliche „Narretheidung" kehrt sich unter scharfer Strafandrohung die Ulmer Kleiderordnung von 1443. Gleichzeitig verbietet der Nürnberger Stadtrath „Glocken und Schellen am Gürtel zu tragen", allein ohne Erfolg, denn schon 1452 donnert der berühmte Franziskanermönch Johann Capistran in Nürnberg gegen diese Mode als ein „heilloses Pfauenthum". Und wenngleich hier, wie ein Jahr vorher in Wien, viele Menschen Besserung gelobten, so begegnen wir den Klagen über die Modethorheit schon zu Ende des 15. Jahrhunderts auf's Neue.

Geiler von Kaisersberg († 1510) eifert nicht nur als

Prediger am Straßburger Münster, sondern auch als Schriftsteller dagegen. Auch der Regensburger hohe Rath sucht der Narrethei, sich mit einem Vermögen zu behängen, Schranken zu ziehen, aber er gestattet einer Bürgersfrau gleichwohl noch immer achtzehn Röcke oder Mäntel, und erwähnt der Schnürleiber, welche damals die Männer trugen, nicht. Auch die Haartrachten, mit Eiweiß gepuffte Massen steifgedrehter Locken, blieben unbefehdet, ebenso die unsinnig langen Schleppen. Ueberdies verbot kein Rath das Salben und Schminken der Gesichter, sowie die bloßen Schultern und das geschmacklose, bis zur Unförmlichkeit der äußeren Erscheinung führende Wattiren der Kleidungsstücke, wie denn Kleiderordnungen überhaupt, als für zu kleine Gebiete berechnet, alsbald außer Kraft kamen. Erst Kaiser Ferdinand I., Karl's V. Sohn, erließ 1542 ein für das ganze römische Reich deutscher Nation giltiges Gesetz „wider die unordentliche Köstlichkeit in der Kleidung", das die Tracht für Adelige und Bürgersfrauen genau feststellte.

Diese Verstaatlichung der Mode wurde als ein wahres Unglück betrachtet, und die Situation wäre für die Damenwelt geradezu unerträglich gewesen, würde nicht gerade damals von Holland die neue Mode, die Wäsche zu stärken, ausgegangen sein. Jetzt konnte man Alles wiedergewinnen, was man durch obiges Gesetz an Umfang verloren hatte, und wunderte sich gar nicht darüber, daß die Holländerin Dinghen van der Plasse von der Königin Elisabeth als Professorin der Stärkekunde nach London berufen, und dort nicht nur gefeiert, sondern auch mit 5 Pfd. Sterl. für die Unterrichtsstunde honorirt wurde.

Indessen waren der Damenwelt die steifen Röcke sehr bald nicht mehr genügend, und es kamen, wohl schon im ersten Decennium des 17. Jahrhunderts, die Reifröcke oder Krinolinen in die Mode, deren Erfindung gewöhnlich der Kaiserin Eugenie zugeschrieben wird. Wo und von wem sie zuerst erzeugt wurden, wissen wir nicht, aber ein Deutscher, der Magister Christophorus Barbarossa war's, der in einer um 1620 erschienenen Schrift: „Eisen oder Bügel umb den Leib", gegen diese Ungethüme heftig zu Felde zog und meinte, die Weiber kämen ihm wie mit Kleidern behangene Wein- und Bierfässer vor. Derselbe Autor wettert gegen die aus Italien gekommene Mode, die Haut mit Glas zu reiben und mit allerlei Pflastern zu bekleben.

Gegen die Allonge-(Anhängsel-)Perrücke zog merkwürdiger Weise Niemand, nicht einmal der den menschlichen Leib ein „ledernes Geschirr" nennende, die Modethorheiten sehr scharf geißelnde Pater Abraham a Santa Clara in's Feld, Haartrachten wurden erst später wieder vielfach bekämpft. Von 1770 bis 1790 macht die Pariser Presse die Coiffüren unausgesetzt lächerlich. Kein Wunder auch. Einige davon waren so hoch, daß deren Besitzerinnen in ihren Karossen auf den Knieen liegen mußten, um sie nicht zu beschädigen, und 1775 sah man gelegentlich einer von der Königin Marie Antoinette veranstalteten Schlittenfahrt Haartouren, die komplete Landschaftsbilder mit hohen und niedrigen Bergen, blumenbedeckten Feldern, silbernen Quellen und nach englischem Geschmacke angelegten Gartendekorationen darstellten. Ludwig's XVI. Einfluß bewirkte wohl den Sturz dieser Mode, allein statt

der Haartouren kamen nun Hüte an's Ruder, von denen einer als „ein Kriegsschiff mit allem Zubehör, Takelage und Batterien vorstellend" angepriesen wird. Ob diese Batterien auch Feuer gaben, wird nicht berichtet, das aber wissen wir, daß man die Gesichter der Trägerinnen jener Coiffüren und Hüte in der Mitte des Körpers zu sehen glaubte, und daß es der Bruder Marie Antoinette's, Kaiser Joseph II., war, welcher solche Modethorheiten vielfach und energisch bekämpfte. Er wurde übrigens durch seine schönen blauen Augen der Urheber einer neuen Mode in Paris, des „Kaiserblau" genannten Stoffes, in den sich zu kleiden für Leute von Welt unerläßlich war.

In neuerer Zeit hat man von behördlich versuchten Eindämmungen der Tollheiten in der Mode nichts mehr gehört, und diese hatten somit freies Spiel. Vor zwanzig Jahren gaben die Kaiserin Eugenie und Cora Pearl der Mode Gesetze. Die Erstere zog den Reifrock aus der Rumpelkammer wieder an's Tageslicht, die Andere zertrat in einem Wuthanfalle einen Hut für 700 Franken, setzte denselben sodann auf und gab, in's Bois de Boulogne fahrend, Paris, nein der Welt eine Mode, die wir auf den Köpfen unserer Damen fortwuchern und mit Besorgniß in's unendlich Verschrobene übergehen sehen, heute noch, wo keine anerkannte Königin auf dem Throne der Mode sitzt. Denselben nimmt der famose Prinz von Wales ein, aber obwohl ihm nachgerühmt wird, daß er das Scepter des guten Geschmackes schwinge, herrscht doch keine Ordnung in seinem Reiche, sondern es geht drunter und drüber. Auf einem eleganten Ballfeste in Nemours

z. B. wird der Cylinder in Acht und Bann gethan, durch einen weichen Filzhut ersetzt, in Paris aber trägt man diese „Angströhre" dreiviertel Meter hoch und mit Krämpen, deren Breite den Achseln bei Regenwetter absoluten Schutz vor Nässe garantirt. Dazu ist ein Ueberzieher modern, der kürzer sein muß als der Gehrock, und die Füße haben in Schnabelschuhen zu stecken, welche sich den vor fünfhundert Jahren verpönten „Entenschnäbeln" würdig an die Seite stellen können. In der Hand aber hat der moderne Mensch ein zwei Fuß langes Stück Holz zu tragen, welches, Spazierstock heißend, einem Todtschläger verzweifelt ähnlich sieht.

Und jetzt erst die moderne Kravatte! Es gibt solche, in denen das Bild eines geliebten Gegenstandes verborgen und durch einen Mechanismus ent- und verhüllt werden kann; es gibt Kravatten, deren Nadel eine Windmühle vorstellt, die mittelst einer in der Tasche verborgenen Luftpumpe in Betrieb gesetzt wird, und es gibt endlich Halsbinden mit einem Uhrwerke, durch welches zwei Brillantrosetten, die eine von links nach rechts, die andere umgekehrt gedreht werden, so daß hierdurch eine wahrhaft blendende Strahlenbrechung entsteht. Dieser Bevorzugung der Kravatten steht die Verfolgung des Fracks gegenüber. Man will es stürzen, dieses klassische Fest- und Kellnergewand, und der Umstand, daß zwei Staatsmänner, ein Amerikaner und ein Engländer, zum Anlegen desselben niemals zu bewegen waren, ist Wasser auf die Mühle der Revolutionäre, zu denen auch jener Gesandtschaftsattaché gehört, der es liebt, des Morgens in einem An-

zuge aus Leder, Mittags schiefergrau, etwas später ganz weiß und Abends blau gekleidet zu erscheinen.

Wenn nun die Herren der Schöpfung derartige Modesprünge machen, darf man sich wohl nicht über jene Pariser Damen wundern, die ihre Kopfbedeckung aus Goldblech oder Stahl, in Form von Helmen, deren Spitze sie mit Federn zieren, anfertigen lassen; man darf sich nicht wundern, daß zu diesem Zwecke selbst Baumrinde genommen wird; man darf ferner nicht erstaunt sein, daß der neueste Kopfputz für's Theater in kleinen, aus Golddraht geflochtenen Vogelhäuschen besteht, in denen ein lebender Vogel untergebracht werden kann; man darf nicht die Hände zusammenschlagen über das in einem Seebade erfundene Kostüm, welches, den Damen das Aussehen von „Flaggen" gebend, deren Farbensinn oder Staatsangehörigkeit verräth; aber freuen darf man sich, daß es noch Menschen gibt, welche Modetollheiten nicht nur verdammen, sondern auch zu strafen wissen. Hierher gehört vor Allen jener junge italienische Graf, welcher seiner Braut, einer schönen englischen Millionärin, deshalb voll Verachtung den Abschied gab, weil sie ihn in einer noch nie dagewesenen, riesiges Aufsehen erregenden, mit den Leibern junger weißer Täubchen über und über „geputzten" Toilette empfing. „Ein Mordkleid ist's, das Du da am Leibe hast!" sagte er mit vollem Rechte und hat damit eine Mode gerichtet, die nebst Tollheit auch noch Gefühllosigkeit beweist. Gar oft begegnet man derselben, aber während z. B. über den 20 Kilo wiegenden Fußring einer afrikanischen Königin gelacht wird, während Anton David

Steiger, Edler von Amstein, der in den Jahren 1820 bis 1830 die Rittertracht durch sein lebendiges Beispiel wieder modern machen wollte, verhöhnt wurde, während der aus Sandalen, härenem Gewande und sonst nichts bestehende Anzug eines am Starnberger See hausenden Malers mit der 3 Millionen-Toilette des Maharadscha von Lahore in eine launige Parallele gebracht und der Träger als verrückt betrachtet wird, findet die zarte Weiblichkeit es ganz natürlich, Vogelleiber als modernen Putz zu tragen.

Nun, vielleicht bewirkt die Zeit ein Wunder, vielleicht werden noch die Worte Grévy's wahr: „Die Mode, sich so einfach, so sparsam als möglich zu kleiden, wird über kurz oder lang in der ganzen Welt zur Herrschaft gelangen!" Vielleicht kommt doch die Zeit, wo man nicht mehr sagen wird: „Mit der — Mode kämpfen Götter selbst vergebens." Allein auch hier kann man schließen, wie bei dem Märchen, mit dem klassischen Ausspruch: „Wer's glaubt, zahlt einen Thaler."

---

# Aus dem Reiche des Schah.

## Skizzen aus dem modernen Persien.

Von

### H. Harden.

(Nachdruck verboten.)

Wer heute von Persien spricht, dem klingen unwillkürlich die formenschönen, tief empfundenen Lieder Mirza Schaffy's in der Seele nach. Wer kennt sie nicht, die lebensfrohen Gesänge zum Lobe der Liebe, des Weins und der Weisheit mit ihren schwungvollen Strophen und ihren volltönenden, perlenden Reimen. Freilich — ein Perser war es nicht, der sie geschaffen hat, sie sind Originaldichtungen unseres deutschen Landsmannes Bodenstedt, aber nichtsdestoweniger versetzen gerade sie uns in unvergleichlicher Weise in das Leben, in das Denken und Fühlen eines fernen, uns wenig bekannten Volkes, das der Dichter allerdings in poetischer Freiheit mit dem Blüthenkranz einer phantastischen Schönheit umspann, der die Wirklichkeit selten entsprechen mag.

Die Glanzzeit der persischen Dichtkunst ist längst dahin — wie die Glanzepochen der persischen Geschichte. Aber wie der Perser noch heute stolz auf die einstige Herrlichkeit seines Vaterlandes ist, das wiederholt halb Asien beherrschte, so schwelgt er noch immer gern in der Erinnerung an die

Blüthe der heimischen Poesie. Die Verse der großen nationalen Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts, die Lieder Saadi's, Firdusi's und des Hafis leben im Munde des gesammten Volkes, der Gebildeten wie der Ungebildeten. In der Lebensweisheit des Saadi sucht und findet der Perser Rath in allen möglichen Verhältnissen; die Bücher des Hafis dienen ihm geradezu als Orakel, er sticht hinein und schwört auf den Satz, den er zufällig findet; die Heldengesänge Firdusi's endlich begeistern sein Herz zum stolzesten Aufschwung.

Man hat den Perser bisweilen den Franzosen des Orients genannt, und in der That nicht mit Unrecht. Die große Mehrzahl der Bevölkerung, die von den iranischen Ureinwohnern, den alten Persern, Medern und Baktriern abstammt, zeigt manche Aehnlichkeit mit unseren westlichen Nachbarn. Der heutige Perser, besonders derjenige der besseren Klassen, ist äußerlich wohl entwickelt, das scharfgeschnittene Gesicht verräth einen lebendigen, regsamen Geist, die Gestalt ist proportionirt, Hände und Füße sind oft von auffallender Schönheit. Er ist witzig, aber denkt selten scharf logisch; er spricht gern verächtlich über Unterdrückung und Willkür, aber ist, wo er kann, selbst ein arger Tyrann. Gefällig und äußerst verbindlich in seinen Formen, hält er diese doch selbst so sehr für Aeußerlichkeiten, daß man selten auf seine Versprechungen bauen kann. In schönen Redensarten ist er Meister, aber den Worten folgt oft nicht die That. Wie die meisten Orientalen lernt er schnell, aber ermüdet rasch; auch diejenigen Perser, welche in neuerer Zeit europäische Bildung genossen haben, sind

daher meist auf halber Höhe stehen geblieben und haben gerade deshalb wenig für die weitere Ausbreitung abendländischer Kultur in ihrem Vaterland gewirkt.

Alle unparteiischen Beobachter lassen gerade die obersten Klassen der persischen Gesellschaft in nicht sonderlich ansprechendem Licht erscheinen, die Unzuverlässigkeit und Korruption der Beamtenwelt wird meist in den grellsten Farben geschildert. Dagegen erfreut sich der Kaufmannsstand im Allgemeinen großen und völlig gerechtfertigten Ansehens. Ehrlich und pünktlich in der Erfüllung aller seiner Verpflichtungen, verschmäht der persische Kaufmann zwar trotz des religiösen Verbotes der Wucherzinsen einen übermäßigen Vortheil nicht, aber er hält dafür auch streng sein Wort. Er ist stolz auf sein Geschäft und auf seinen Unternehmungsgeist. Der Fall, daß ein Kaufmann seine Zahlungen einstellt, seinen „barat“, den Wechsel, nicht einlöst, ist ein höchst seltener. Viele persische Kaufleute sind im Ausland, besonders in Konstantinopel, Odessa, Tiflis und Bombay, angesessen und überall als solid und tüchtig gern gesehen.

Von der gesammten Bevölkerung, die auf etwa 8 Millionen geschätzt wird, entfällt auf die eigentlichen Perser, die Tadschiks, weitaus die Mehrzahl mit mindestens 6 Millionen. Der Tadschik ist strenggläubiger Schiit, das heißt, er gehört jener Sekte des Islams an, die im Gegensatz zu den Sunniten die ersten drei Nachfolger Mohammed's nicht anerkennt und in dem Propheten Ali, dessen Mausoleum im herrlichen Thal von Kaschan den Persern als Wallfahrtsort hoch über Mekka steht, einen besonderen Nationalheiligen verehrt. Der Perser erkennt daher auch die

religiöse Oberherrschaft des sunnitischen Padischah von Konstantinopel nicht an. Es leben jedoch in Persien auch etwa 1½ Millionen Sunniten, die meist türkisch-tatarischer oder arabischer Abkunft sind, zum großen Theil nomadisirenden, zeitweise halb selbstständigen Stämmen angehören und im Lande selbst unter dem Namen Ilyats zusammengefaßt werden. Einen nur noch wenige Hunderttausende zählenden Bruchtheil der Bevölkerung bilden die Juden, die nach Art der jüdischen Erzväter noch immer der Vielweiberei huldigen, und Christen, welche zum großen Theil Armenier sind und sich als Kaufleute einer bisweilen recht einflußreichen Stellung erfreuen. Hochinteressant ist der kleine Stamm der Zerduschti, echter Perser, die noch an der uralten Religion Zoroaster's festgehalten haben, im Licht und im Feuer das Sinnbild des Höchsten sehen und deren schöner, oberster Moralgrundsatz lautet: „Reinheit erstrebe in Gedanken, in Worten und Werken." Die Zerduschti, die der Perser Gebern, d. h. Ketzer, nennt, wären aller Wahrscheinlichkeit nach längst untergegangen, wenn sie nicht von ihren indischen Glaubensgenossen, den Parsis, reich unterstützt würden und dadurch in der Lage wären, sich Duldung zu erkaufen. Weniger gut ist es einer anderen Sekte, den Babis, ergangen, die um die Mitte dieses Jahrhunderts viele Anhänger gewannen, dann aber gewaltsam unterdrückt wurden. Man hielt die Sekte bereits für völlig ausgerottet, als drei Babis im Spätsommer des Jahres 1852 auf den Schah ein Attentat ausübten. Während eines Spazierrittes, den der König von seinem Lustschlosse Niaveran aus unternahm und auf dem ihn

500 Mann seiner Garde begleiteten, kamen plötzlich drei fremde Männer auf ihn zu, von denen der eine eine Pistole auf ihn abfeuerte. Der Schah hatte Geistesgegenwart genug, sich vom Pferde herabgleiten zu lassen, seine tapfere Garde aber nahm sammt ihren Offizieren schleunigst Reißaus und nur ein fremder Diener eilte den Meuchelmördern nach, ergriff einen derselben, und es stellte sich heraus, daß derselbe zur Sekte der Babis gehörte. Der Schah selbst war nur ganz leicht verletzt, glaubte jedoch, daß ein weitverbreitetes Komplott gegen seine geheiligte Person existire, und es begann nun eine Zeit der grausamsten Verfolgungen, in denen sicher der größte Theil der Babis dem qualvollsten Tode geweiht wurde.

Es ist dies übrigens seit dem Regierungsantritt Nassr-Eddin's der einzige Fall, in welchem die sonst im Orient so beliebte qualvolle Verlängerung der Todesstrafe befohlen wurde; dagegen findet die Tortur von der Bastonnade bis zu den Daumschrauben immer noch Anwendung. Die Regierung bedient sich ihrer besonders zur Erpressung von Geld von gefallenen Würdenträgern. Der österreichische Arzt Dr. Polak, welcher längere Zeit am Hofe des jetzigen Schah als Leibarzt lebte, versichert, daß es keineswegs in der Absicht der Regierung liegt, durch die Tortur zu tödten, sondern daß dieselbe nur so lange fortgesetzt wird, bis der Gepeinigte eine gewisse Summe zahlt. In einigen Tagen beginnt dann die Folterung auf's Neue, worauf ein abermaliges Zugeständniß erfolgt. Da die hohen Herren, die fast ausnahmslos sich in ungesetzlicher Weise bereichern, so lange sie können, meist ahnen, daß für sie früher oder

später die Stunde der Erleichterung in der beschriebenen Weise kommen werde, so vergraben sie fast stets ihre Schätze an verschiedenen Orten, um sich immer noch eine Reserve zur Bestechung zu halten. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

Die Rechtspflege ist leider überhaupt eine der trübsten Seiten Persiens. Sie steht zum Theil immer noch unter dem Einfluß der Geistlichkeit, der früher geradezu allmächtigen Mullas, von denen der Koran oder der aus ihm abgeleitete, Schahr genannte Kodex als das einzig giltige Gesetzbuch anerkannt wird. Daneben ist allerdings in den letzten Jahrzehnten eine weltliche Gerichtsbarkeit eingeführt worden, und es fehlt sogar der Diwan-Chaneh, der oberste Gerichtshof, nicht. Aber auch diese weltliche Justiz kennt weder geschriebene Gesetze, noch feste Normen, sie fällt im günstigsten Fall nach altem Herkommen, meist jedoch völlig nach Willkür und nur zu häufig aus Staatsrücksichten ihre Urtheile. In polizeilicher Hinsicht ist es freilich dem Schah gelungen, wenigstens die Sicherheit der Hauptstraßen herzustellen, und auch in den größeren Städten kann man eigentlich über die öffentliche Sicherheit nicht klagen. In den entfernteren Gebieten des Reichs dagegen ist der Zustand oft ein unerträglicher, da Gesetz und Recht, wie überhaupt die ganze Verwaltung lediglich von dem guten Willen und der Energie der einzelnen Statthalter abhängt. Wir berühren damit einen der wundesten Punkte.

Ganz Persien ist in 17 Provinzen getheilt, deren jede einem Gouverneur, dem Hakem, unterstellt ist. Der Hakem ist fast immer absolut selbstständig, und der Einfluß der

schwachen Centralregierung auf ihn macht sich erst beim Ablauf seiner Amtsperiode geltend. Die Statthalter, meist Prinzen von Geblüt, werden nämlich stets nur auf ein Jahr, und zwar gegen Zahlung einer großen Geldsumme ernannt. Entweder der Gouverneur empfängt am Neujahrstag, dem überall festlich begangenen Nauruz, das kaiserliche Ehrenkleid, den Chalat, als Geschenk und ist damit in Amt und Würde für das nächste Jahr bestätigt, oder dasselbe bleibt aus, und er ist damit seiner Statthalterschaft in Gnaden, häufig genug auch in Ungnaden enthoben. So gilt es denn für ihn, sich auf alle Fälle vorzusehen und die kurze Spanne Zeit von einem Jahre auszunutzen. Aber auch wenn der Statthalter weiß, daß er bei Hofe gut angeschrieben und seine fernere Bestätigung daher ziemlich gewiß ist, so weiß er doch ebenso genau, daß er den Chalat mit reichen Geschenken an den Schah und vor Allem an seine Freunde bei Hofe, für die des allerhöchsten Herrn Ohren offen stehen, vergelten muß. Selbst der königliche Kammerherr, der ihm die Bestätigung überbringt, erhebt nach altem Gebrauch Anspruch auf Gaben im Werthe von Tausenden. So treibt denn ein Keil den anderen, und das Resultat ist fast stets dasselbe: die rücksichtslose Aussaugung der Provinzen nach der einen, die Unterschlagung staatlicher Gelder nach der anderen Seite. Selten wird ein Würdenträger wegen offenbarer Unterschlagungen vor Gericht gezogen, die Regierung läßt ihn sich ruhig vollsaugen und zapft ihm dann nach seiner Amtsentsetzung den Raub oder doch des Raubes größeren Theil wieder ab; selten wird auch ein kleiner Hausdieb der Po-

lizei übergeben oder dieselbe zu seiner Ermittelung angerufen, weit häufiger bedient man sich der Hilfe von Schlangenbeschwörern, von denen die gewöhnlichen Leute glauben, daß sie Nattern zur Entdeckung der Diebe aussenden können. Am liebsten wendet man jedoch ein originelles Hausmittelchen, das „Chak aendasi“ oder Erdhäufeln an: alle Diener werden versammelt und jedem legt der Bestohlene ein Häufchen Erde in den Schoß seines Rockes, worauf sie einzeln ein leeres Zimmer passiren müssen, in dem jeder seine Erde niederlegt. In einem der Häufchen findet man dann fast stets den vermißten Gegenstand, dessen der Dieb sich in abergläubischer Furcht entledigte.

Die geradezu miserable Verwaltung, der auch heute noch trotz aller schönen Redensarten jedes geregelte System und jede Kontrole fehlt, ist hauptsächlich Schuld daran, daß die Ergiebigkeit selbst der wirklich von der Natur reich gesegneten Provinzen wenig zur Geltung kommt. Und es fehlt in der That in Persien nicht an reichen Gebieten, neben denen freilich in dem Deutschland um das Dreifache an Flächenraum überragenden Reich auch ausgedehnte, unwirthliche Wüsteneien und Steppen vorhanden sind. Nicht mit Unrecht sagt der Perser von seiner Heimath: „Iran hat sieben Klimate.“ Persien ist im Wesentlichen ein Hochland, dessen Randgebirge zwischen den Flußsystemen des Indus und des Tigris einerseits, den Küsten des indischen Oceans und des kaspischen Meeres andererseits emporsteigen. Die Westhälfte, besonders den Nordwesten, den Sitz uralter Kultur, bevorzugte die Natur;

hier wetteifern reizende Thäler an Fruchtbarkeit und Schönheit mit den Herrlichkeiten des vielgepriesenen Kaschmir, der Boden ist wohl angebaut, die Bevölkerung ist verhältnißmäßig dicht. Im Osten dagegen dehnen sich gewaltige Wüsteneien aus. Der Boden ist wasserarm, hier und dort tritt das Salz in blinkenden Krystallen offen zu Tage, der Pflanzenwuchs ist ärmlich, Baumwuchs fehlt fast ganz, nur im Frühjahr überzieht sich der Boden mit frischem Grün. Aber auch hier gibt es Oasen. So zieht sich z. B. längs des Laufes des Hilmend, der sich in den Sumpfsee Hanum ergießt, ein schmaler Kulturstreif entlang und ihm folgt auch die große Karawanenstraße, die schon Alexander der Große auf seinem indischen Zuge benutzte und die noch heute eine Hauptverkehrsader nach Afghanistan bildet. An Weideland mangelt es auch im Osten und im südwestlichen Persien, dessen Natur in vieler Beziehung an Arabien erinnert, nicht; die Weideplätze aber wechseln mit der Jahreszeit, und dies führte von selbst einen großen Theil der Bevölkerung zum Nomadenthum. Auch die jetzt regierende Familie der Kadscheren stammt aus einem türkisch-tatarischen Nomadenstamm.

Die Erwerbsquelle aller Nomaden ist natürlich die Viehzucht. Obenan steht die Zucht der Schafe. Demnächst ist das Kameel von Bedeutung und neben ihm der Esel und das Maulthier; sehr wichtig ist auch die Pferdezucht. Das schon im Alterthum berühmte persische Pferd ist genügsam, unermüdlich, angenehm in seinen Bewegungen und schnell, obwohl es, wenn es nicht mit arabischem oder

turkmenischem Geblüt gekreuzt ist, unansehnlich erscheint. Die Perser nennen sich immer noch mit Stolz ein Reitervolk, Pferd und Schwert gelten als Zeichen des freien Mannes, trotzdem ist der Perser selten in unserem Sinn ein guter Reiter, er versteht es vor Allem nicht, das Pferd zu schonen, sondern strengt es rücksichtslos an. Die Mehrzahl der Pferde ist daher schon mit acht bis zehn Jahren völlig unbrauchbar und werthlos.

Für den Ackerbau spielt der Reis, das Hauptnahrungsmittel von Arm und Reich, die erste Rolle; Weizen, Gerste und Hirse gedeihen mindestens in den nordwestlichen Provinzen überall, die Baumwollenkultur und der Bau von Maulbeerbäumen ist besonders im Süden weit verbreitet. Die persische Seidenzucht ist weit bedeutender, als man gemeinhin annimmt, und könnte, wenn sie von der Regierung nur einigermaßen unterstützt und vor den Bedrückungen der Unterbeamten geschützt würde, zu einer Quelle des Wohlstandes für weite Gebiete werden. Die Qualität ist, wie die trefflichen einheimischen Stoffe beweisen, vorzüglich. Auch der Weinbau, der jetzt unter dem Druck der islamitischen Religionsvorschriften leidet, ist äußerst zukunftsreich. Am kaspischen Meer, in der Provinz Gilan, wächst die Weinrebe wild und klimmt in den Wäldern bis in die Gipfel der höchsten Bäume. Heute bilden fast nur die Trauben, der Most und die Rosinen einen Handelsartikel, aber gerade der Wein selbst würde, gut gekeltert, ein weites Ausfuhrgebiet finden. Der braunrothe Rebensaft von Ispahan und die Weine von Hamadan kommen trotz der rohen jetzigen Behandlungsweise europäi-

schen Sorten im Geschmack nahe, übertreffen sie aber an Alkoholgehalt.

Im Westen des Reiches liegen auch die wichtigsten Städte. Im Alpenland von Aserbeidschan an der Haupthandelsstraße nach Tiflis ragt vor Allem Tabris mit gegen 100,000 Einwohnern hervor. Südlich dehnen sich die Provinzen von Luristan und Schukistan mit den großartigen Ruinen der alten Königsstadt Susa aus. Oestlich schließt sich an diese Gebiete Fars an, in dessen Centrum die einstige schöne Hauptstadt der Khalifen, Schiras, die Geburtsstätte der beiden Nationaldichter Saadi und Hafis, liegt.

Der Kern Persiens bildet das jetzt in sieben Statthaltereien getheilte Irak-Adschemi mit den beiden bedeutenden Städten Ispahan und Teheran, welch letzteres die erstere seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts als Residenz ablöste. Eine Schilderung von Teheran wird uns am besten ein Bild persischen Städtelebens überhaupt geben. Teheran ist eine Stadt von gegen 150,000 Einwohnern, die bei der Weitläufigkeit der Bauart jedoch einen weit größeren Raum einnimmt, als eine europäische Stadt von gleicher Einwohnerzahl; ihr Umfang beträgt seit der im Jahre 1870 von General Bühler ausgeführten Neuanlage der Festungswerke, mit der zugleich auch neue weite Stadttheile geschaffen wurden, nahezu 30 Kilometer. Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Ark, die Citadelle mit der umfangreichen Residenz des „Schahinschah", des Königs der Könige. Beiläufig bemerkt, wird der Herrscher jedoch nicht als Schahinschah und auch selten als Alahaezret (Majestät),

sondern mit kaebleh alem, „Punkt, gegen den sich die Welt neigt“, angeredet. Außer dem Residenzschloß befinden sich in der Citadelle noch die Paläste einiger Großwürdenträger, ein Arsenal und ziemlich ausgedehnte Gärten.

Südlich des Ark liegt das Stadtviertel der Karawansereien und der Bazare. Teheran selbst hat zwar nur eine geringe Industrie, in seinen außerordentlich ausgedehnten Bazaren, denen vielleicht nur diejenigen von Konstantinopel und Damaskus zur Seite zu stellen sind, finden sich aber neben den mannigfachsten europäischen Waaren auch alle Erzeugnisse persischen Gewerbfleißes. Wir müssen an dieser Stelle vor Allem der persischen Teppiche gedenken, die neuerdings ja auch in Europa mehr und mehr Anklang finden. Und mit Recht: der persische Teppich, besonders der in der Provinz Taraban gefertigte, ist ebenso ausgezeichnet durch Zeichnung und geschmackvollen Farbenschmuck, wie durch seine Haltbarkeit; er erscheint wie für Generationen gearbeitet, und in der That können Teppiche, die nachweislich vor zwei Jahrhunderten gewebt wurden und fortdauernd in Gebrauch waren, noch jetzt als Muster für Neuanfertigungen gelten. Nur vor einer Falte will der persische Teppich geschützt sein, wie ich für meine Leserinnen hinzufügen will: bekommt er eine solche, so wird die betreffende Stelle in kürzester Zeit kahl und unansehnlich. Die besten Teppiche ebenso wie die herrlichsten Shawls und die schönsten Filzdecken, in deren Fabrikation besonders die kurdischen Nomaden sich auszeichnen, erzielen übrigens im Lande selbst sehr hohe Preise und kommen daher nur selten zur Ausfuhr. Neben

den ausgedehnten Teppichlagereien fallen in den Teheraner Bazaren besonders die herrlichen Lederarbeiten aus Hamadan, die kostbaren originellen Seidenshawls aus Yezd, die Stickereien aus Rescht und die köstlichen Kupferarbeiten aus Kaschan mit ihren zierlichen Formen, ihren reichen, eigenartigen Arabesken und Verzierungen auf. Persien ist eines der metallreichsten Länder der Erde, und nur die Unsicherheit aller Verhältnisse hinderte oder beschränkte bisher die rationelle Ausbeutung der ergiebigen Grubendistrikte; gerade Kupfer wird fast in allen Provinzen gefunden — und doch führt das Reich immer noch Kupfer aus Rußland ein.

In den Bazars arbeiten nach echt orientalischer Sitte auch die Handwerker. Hier zieht an einem schattigen Fleck vor seinem Laden der Schuster seinen Pechdraht, dort knetet der Bäcker vor den Augen des Publikums den Teig; auch an Garköchen fehlt es nicht, und unermüdlich huschen die Knaben der Theehäuser mit ihren Kännchen durch die dichte, mühsam hin und her schiebende Menge. Thee, und nicht, wie vielfach irrthümlich angenommen wird, Kaffee ist das Lieblingsgetränk des Persers — ohne Thee und Reispillaw würde er sich kein Paradies denken können. Vorzüglich sind die überall feilgebotenen, bei Jung und Alt gleich beliebten Essigfrüchte, die kandirten Früchte der Zuckerbäcker und die mannigfachen Scherbets; solch' ein Scherbet ist aber auch wirklich ein Genuß, und man kann es den persischen Gourmands nicht verdenken, daß sie am Schluß der Mahlzeit den feinen, reichlich mit Zucker versetzten Fruchtsaft von Trauben, Quitten oder Citronen,

der syrupartig eingekocht und mit Eiswasser vermischt ist, nie entbehren wollen. In den heißen Sommertagen ist der eiskalte Scherbet allerdings für europäische Magen nicht ganz ungefährlich.

Durch wirkliche Schönheit hervorragende Gebäude besitzt Teheran, das sich übrigens seit einem Jahrzehnt auch schon der Gasbeleuchtung erfreut, nur wenige; außer den Schlössern des Königs und den Palästen einiger Großen sind nur noch manche Moscheen, Schulen und Bäder bemerkenswerth. Auffallend schön ist aber auch bei diesen meist nur die eigenartige Bekleidung der Kuppeln und der inneren Wände mit weißen Marmorplatten und bunten Fayenceziegeln, die in höchst kunstvoller Weise glasirt und zusammengefügt werden. Der Perser baut zwar leidenschaftlich gern und liebt weite, geräumige Anlagen, aber die Bauart ist im Allgemeinen höchst unsolide, das Backsteinmaterial ist schlecht, die Arbeit unzuverlässig. Daher sind fast alle Städte überreich an halben und ganzen Ruinen und auch in der Hauptstadt fehlen dieselben nicht. Die innere Anordnung der Räume ist selbst in den Häusern der Wohlhabenden — in denen natürlich orientalischer Sitte gemäß der Harem von der Männerwohnung streng geschieden ist — recht unzweckmäßig, die Einrichtung höchst einfach. Der Perser schafft zwar gern in Nachahmung der Europäer einige Sessel an, aber er braucht sie ebenso wenig wie Messer und Gabeln bei den Mahlzeiten: Teppiche und Vorhänge bilden fast stets die einzige Ausstattung der Gemächer.

Ueberaus zahlreich sind in Teheran, wie fast in allen

Städten die Amphitheater, in denen besonders während des Moharremfestes im Maimonat umfangreiche Vorstellungen halb religiösen, halb patriotischen Inhalts gegeben werden. Die Mitwirkenden in diesen Passionsspielen — in denen auch die Frauenrollen von verschleierten Männern gegeben werden, erscheinen meist hoch zu Roß, ganze schwerbeladene Karawanen ziehen über die Bühne, Gefechte und Kämpfe werden in großer Lebenswahrheit zur Anschauung gebracht; auch ein europäischer Gesandter fehlt selten unter den Rollen, und da der Tradition nach der erste europäische Gesandte, der an den Hof des Schahinschah kam, ein Fernrohr trug, so wird es noch heute für unumgänglich nothwendig gehalten, den betreffenden Schauspieler, der oft in der drolligsten Kleidung, z. B. im Frack und Dragonerhelm erscheint, im Interesse der historischen Wahrheit mit einem mächtigen Tubus auszustatten. Gleich diesen theatralischen Aufführungen sind die Pferderennen sehr beliebt; an die große Parade, welche der Schah am Neujahrsfest über die Truppen der Garnison abzuhalten pflegt, schließt sich z. B. jedesmal ein großes Wettrennen der Pferde des Königs und der Prinzen an.

Im Sommer verödet die Stadt. Die mangelhafte Reinigung der Straßen, das schlechte Wasser der Leitungen macht, obwohl nach beiden Richtungen hin neuerdings nicht unwesentliche Verbesserungen angebahnt sind, den Aufenthalt in Teheran während der Sommermonate fast unerträglich. Anfang Juni erfolgt eine Völkerwanderung nach den etwa zwei Meilen entfernten, am Fuß des Elbrusgebirges gelegenen Landsitzen. Der König, die Vertreter

der auswärtigen Mächte machen den Anfang, dann verläßt fast zugleich ein Viertel der gesammten Einwohnerschaft die Stadt und zieht mit Kind und Kegel, mit Gesinde, Mobilien, Zelten, Geschirren und Teppichen bergauf. Um den Sommersitz des Schah, das herrliche Niaveran, bildet sich die erste Kolonie; bricht dann der Hof später nach den höher gelegenen Bergen auf, so folgt ihm der größere Theil der Würdenträger, um fast zwei Monate in Zelten zuzubringen. Ein solches Zeltlager gleicht einer kleinen Stadt, die Perser verstehen es, sich das Leben in den leichten, luftigen und doch bequemen Zelten angenehm zu machen, und Jagd und Fischerei bieten stete, reizvolle Zerstreuung. Erst Ende September kehrt der Schah und mit ihm die große Masse der „Auswanderer" nach Teheran zurück.

Schah Nassr-Eddin, auch in Europa durch seine zweimaligen Besuche in unseren Großstädten bekannt, ist unbestreitbar ein intelligenter Fürst. Es hat unter seiner Regierung nicht an Anläufen gefehlt, die trüben sozialen Verhältnisse des Landes zu bessern, die reichen natürlichen Hilfsmittel desselben zu entwickeln, den Handel mit dem Ausland zu beleben. Die meisten dieser Bestrebungen sind jedoch nicht voll zur Ausführung gelangt, sie scheiterten trotz des guten Willens des Schah an der Korruption der Behörden, an der Trägheit des Volkes und an dessen Abneigung gegen alles Neue und Fremde. Der Schah erbat sich europäische Offiziere zur Schulung der Truppen, sie bezogen große Gehälter, einige Gardetruppen wurden oberflächlich neu organisirt — zu einer Reorganisation des ganzen

Heeres aber kamen sie aller Anstrengungen ungeachtet nicht. Die Regierung wollte Fabriken anlegen und zog fremde Handwerker in's Land; mit großen Kosten ließ man Maschinen zur Baumwollenwaarenfabrikation, zur Papiererzeugung kommen — fast nie gelang es, die neuen Etablissements dauernd lebensfähig zu erhalten. Die angewiesenen Gelder wurden theilweise von den Aufsichtsbehörden unterschlagen — „gegessen", sagt man in Persien — die europäischen Leiter durch kleinliche Nörgeleien bald von ihrem ersten Eifer, der den Einheimischen nur lästig fiel, geheilt. Eine Spinnerei, deren Einrichtung nach europäischem Muster über 150,000 Tomans — ein Toman ist ein Goldstück im Werth von 9 Mark 50 Pfennig — gekostet hatte, brachte es mit Mühe und Noth dahin, einige Pfund Garn zu erzeugen, die dem Könige triumphirend vorgewiesen wurden, dann verfiel auch sie gänzlich. In neuester Zeit ist es allerdings gelungen, einige Industriezweige durch Einführung europäischer Maschinen zu heben, und es ist dies ganz besonders wohl auch dem Umstand zuzuschreiben, daß man es zweckmäßiger gefunden hat, junge Perser in Europa ausbilden zu lassen, als die sich sehr schwer in persische Verhältnisse einlebenden Fremden zur Leitung gewerblicher Etablissements zu berufen. Sehr wesentlich sind übrigens die Verdienste, die der Schah sich um das Verkehrswesen erworben hat; der Zustand der Straßen hat sich bedeutend gebessert, die Post leistet Erträgliches, und selbst einige Telegraphenlinien durchkreuzen das Land.

Dem Schah scheint es auch gelungen zu sein, die früher oft

sehr lose Abhängigkeit der einzelnen entfernteren Provinzen in ein festeres Verhältniß überzuführen, die unaufhörlichen Aufstände, besonders des Südens, sind allmählig unterdrückt worden, selbst die Mehrzahl der Nomadenstämme hat sich endgiltig unterworfen. Auch die Staatseinkünfte sollen in neuerer Zeit regelmäßiger eingehen; sie werden insgesammt auf etwa 32 Millionen Franken in baarem Gelde und 5 Millionen in Produkten geschätzt, denen nach persischen Quellen Ausgaben im Betrage von 36 Millionen gegenüberstehen sollen, so daß also im Staatsbudget noch ein kleiner Ueberschuß vorhanden wäre. Alle derartigen Zahlen sind, soweit sie aus Persien stammen, jedoch mit großer Vorsicht aufzunehmen; auch die höchsten Behörden des Reiches handeln nicht anders, wie jener Polizeihauptmann von Teheran, der auf alle an ihn von einem europäischen Forscher gestellten Fragen nach der Einwohnerzahl der Stadt, die ihm annähernd genau bekannt sein mußte, stets nur die ausweichende Antwort hatte: „Die Stadt ist sehr volksreich."

Alles in Allem genommen gehört jedoch Persien zu denjenigen mohammedanischen Ländern, die am ersten Aussicht haben, im Laufe der Zeit sich unter Einwirkung europäischer Einflüsse wieder zu einer Blüthe zu erheben, die der Vergangenheit nicht unwürdig ist.

---

# Bettlerpraxis im Mittelalter.

## Kriminalgeschichtlicher Rückblick

von

**Eugen Schmitt.**

(Nachdruck verboten.)

Das deutsche Bettlerthum verdankt seine Entstehung dem Christenthum. So sonderbar diese Behauptung zuerst klingen mag, so unanfechtbar richtig ist sie. Das Christenthum brachte nämlich bei seinem Vordringen in Deutschland zumeist die Befreiung von der Leibeigenschaft und von der Hörigkeit. Es blieb ja noch immer eine gewisse Hörigkeit und Leibeigenschaft zurück, aber das Christenthum drang darauf, daß dort, wo es in Aufnahme gelangte, wenigstens einigermaßen der freie Wille des Individuums geachtet wurde, und so herrschte schon in den ältesten Zeiten des deutschen Rechts selbst bei den Unterthanen und bei den Hörigen ein gewisses Freizügigkeitsrecht, d. h. kein Herr konnte seine Leute verhindern, sich einen anderen Wohnsitz oder eine andere Herrschaft zu suchen.

Diese Freizügigkeit, dieses Recht, von Ort zu Ort zu ziehen, machten sich nun sehr bald die Leute zu Nutze, in denen wohl schon damals der noch heute bekannte Wandertrieb der Deutschen steckte. Eine ganze Menge Menschen

aber zwang geradezu die Noth, sich auf die Wanderschaft zu begeben und sich durch den Bettel zu ernähren. So lange es nämlich nur Freie und Hörige gab, war es Verpflichtung der Herren, für den Lebensunterhalt der Hörigen zu sorgen; als diese dann durch das Christenthum eine gewisse Freiheit erhielten, waren sie darauf angewiesen, sich selbst ihren Unterhalt zu verschaffen, eine Aenderung, die ihnen ebenso neu als unbequem war. Aehnliche Verhältnisse erlebte man ja neuerdings in den vereinigten Staaten von Nordamerika nach der Aufhebung der Negersklaverei, und in Rußland nach Aufhebung der Leibeigenschaft.

Die Leute nun, die jetzt gezwungen waren, sich selbst zu ernähren, fanden es viel bequemer zu betteln, als zu arbeiten, und so finden wir denn in allen Gesetzen, in allen Chroniken des deutschen Reiches vom Beginn des 9. Jahrhunderts an ständige Klagen über die Zunahme des Bettels. Es ist sehr schade, daß im Mittelalter die Statistik eine so gänzlich unbekannte Wissenschaft war; durch sie würden wir erfahren, wie viele Tausende und abermals Tausende von Bettlern damals das deutsche Reich durchzogen. Aber auch ohne die Statistik wissen wir, daß die Zahl nicht zu hoch gegriffen ist, wenn wir annehmen, daß ungefähr der sechste Theil der ganzen deutschen Bevölkerung sich durch Betteln im Herumziehen ernährte. Karl der Große erließ strenge Gesetze gegen diese große Zahl der Bettler, und alle Reichstagsabschiede wimmeln geradezu von strengen Verordnungen gegen das Bettelunwesen, welches fürchterlichen Umfang angenommen

hatte. Man half sich im Mittelalter dann damit, daß man den Bettel unter Kontrole stellte, ja, es wurde sogar ein Reichsbettelvogt ernannt, der einen Antheil von dem Erbettelten bekam und Erbe der Hinterlassenschaft eines verstorbenen Bettlers wurde. Ja, am Betteln selbst schien man schließlich so wenig Auffallendes zu finden, daß z. B. im Jahre 1419 der Rath von Basel verordnete, jeder Bürger, welcher in das Siechenhaus wolle, müsse sich zuvor fünf Pfund Pfennige zusammenbetteln. Eine Verordnung des Rathes der Stadt Lübeck vom Jahre 1527 setzt das Verhalten des Pracherevogtes, d. h. des Bettelvogtes fest, wonach derselbe von jedem Bettler und von jeder Bettlerin sechs Pfennig an Steuer erhielt, dafür aber darauf zu achten hatte, daß nicht etwa fremde Bettler in der Stadt den einheimischen Konkurrenz machten. Diese fremden Bettler wurden hinausgewiesen.

Wir sehen hier also gewissermaßen die Bettler unter obrigkeitlichem Schutz, und in der That bildeten sämmtliche Bettler Deutschlands eine große Zunft, welche auf dem Kochberg bei Basel ihre Frei- und Gerichtsstätte hatte. Dort versammelten sich alljährlich Hunderte und Tausende von Bettlern aus dem ganzen Reich, um von der Bettlergemeinde Recht zu heischen, Bestrafungen zu beantragen und Berathungen zu pflegen, wie der nicht bettelnden Bevölkerung Deutschlands noch schlimmer zuzusetzen sei.

Als die gesammten Bettler Deutschlands sich so gewissermaßen zu einem großen Verbande, zu einer Zunft vereinigt hatten, wurden sie natürlich durch diese Ver-

einigung noch fürchterlicher als früher, wo sie einzeln und mit zersplitterten Kräften ihr Gewerbe trieben. Entstand doch jetzt unter ihnen eine eigene Sprache, die sich, allerdings jetzt stark durchsetzt mit der Gaunersprache, bis heute unter den Vagabonden und herumstreifenden Bettlern erhalten hat.

Das wahrscheinlich um das Jahr 1490 in Basel erschienene Buch der Bettler, „Liber Vagatorum", welches heute so selten geworden ist, daß es nicht einmal in allen großen Bibliotheken aufzufinden sein dürfte, schildert „die falsche Bettler-Büberey" und ist nicht nur dadurch interessant, daß es uns heute noch mit der Praxis des deutschen Bettlerthums in jener Zeit bekannt macht, sondern auch deshalb, weil es trotz seines geringen Umfanges ein großartiges Stück deutscher Kulturgeschichte repräsentirt. Das Werk wurde geschrieben, um das Publikum über die Täuschungen zu belehren, welche die Bettler gegen dasselbe anwendeten, und fand solch' außerordentlichen Anklang, daß es bis zum Jahre 1528 eine Menge von Auflagen und Nachdrucken erlebte und in jenem Jahre sogar von Martin Luther mit einer Vorrede versehen und auf's Neue herausgegeben wurde.

In achtundzwanzig Kapiteln und einem Anhang, der auch ein Lexikon der damals üblichen „Bettlersprache" enthält, werden allerlei Arten von Betrügerei aufgedeckt, welche die Bettler anwendeten, um von der Bevölkerung in Stadt und Land Geld oder Lebensmittel, Flachs, Wachs, Bruchsilber, Leinwand, Kleidungsstücke u. s. w. zu erschwindeln. Wir ersehen daraus, daß sich das Bettler-

thum in Deutschland bis zum heutigen Tage seinem innersten Wesen nach keineswegs geändert hat. Ebenso wie heute wußten damals die Bettler mit außerordentlicher Schlauheit und Geschicklichkeit alle nur denkbaren Umstände zu benutzen, die ihnen durch die Verhältnisse, durch Zeitereignisse, durch den Volksglauben, durch die Religion u. s. w. geboten wurden.

Sogar unsere heutige Hochstapelei finden wir schon, wenigstens in den Anfangsgründen, vertreten, und selbst der heutige Name Hochstapler ist wohl von „Stabuler" herzuleiten. So werden nämlich in jenem Werk die Bettler genannt, welche mit besonderer Geschicklichkeit so zu betteln wissen, daß ihnen ein größerer Ertrag zu Theil wird, als ihren anderen ungeschickteren Genossen. Betrachten wir also einmal näher die Bettlerpraxis des Mittelalters, wie sie sich uns nach dem „Liber Vagatorum" darstellt.

Im dritten Kapitel werden die Loßner erwähnt. Dies waren Bettler, welche mit Ketten belastet im Lande umherzogen und erzählten, sie hätten unschuldig im Gefängniß oder auf den Galeeren angeschmiedet gesessen, bis sich nach einem Gelübde, das sie gethan, ihre Unschuld herausgestellt habe. Mit ihren Ketten belastet zögen sie jetzt im Reiche umher, um das abgelegte Gelübde zu erfüllen.

Dieses bestand gewöhnlich darin, daß sie gelobt hatten, irgend einem Heiligen eine große Wachskerze oder irgend einer Kirche einen silbernen Kelch zu stiften. Sie baten dann fromme Menschen, um Gottes willen ihnen durch eine milde Gabe behilflich zu sein, daß sie ihr Gelübde

erfüllen könnten. Bei der Gläubigkeit, welche damals im deutschen Volke herrschte, mußte es dieser Art von Bettlern in der That leicht werden, eine große Ausbeute zu machen.

Besonders hatten diejenigen Bettler auf Erfolg zu rechnen, die sich für Pilger ausgaben und erzählten, daß sie infolge eines Gelübdes eine Wallfahrt nach irgend einem der entfernten Wunderorte unternähmen. Solche Bettler scheinen auch anständig gekleidet gewesen zu sein und erhielten ebenso wie die heutigen Hochstapler, die elegant auftreten, reichere Gaben, als die zerrissen und verkommen Aussehenden.

„Klenker" nennt das Buch diejenigen Bettler, welche vor den Kirchen bei Meßtagen oder Kirchenfesten saßen und mit fürchterlichen Leibesgebresten behaftet zu sein schienen, durch welche sie das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen suchten. Das Buch erzählt wiederholt Fälle, wo solche Bettler große Einkünfte sich erwarben und Jahre lang das Publikum täuschten, trotzdem sie kerngesund waren und ihre Gebrechen nur erheuchelten. Soll doch in Schlettstadt einmal ein solch' frecher Bettler vor der Kirche gesessen haben, der anscheinend nur ein Bein hatte; das andere Bein lag abgetrennt neben ihm. Er wollte es erst vor einigen Tagen durch einen entsetzlichen Unfall verloren haben, und durch den schauderhaften Anblick des in Fäulniß übergehenden Beines, das neben ihm lag, suchte er das Mitleid energischer als seine Genossen zu erregen. Es stellte sich aber bald heraus, daß der Mann seine beiden gesunden Beine besaß und den neben

ihm liegenden Schenkel einem am Galgen hängenden Diebe abgeschnitten hatte, worauf er von den Stadtknechten ergriffen und zur Bestrafung an den Pranger gebracht wurde.

Zu den sonderbarsten Mitteln griffen Bettler und Bettlerinnen, um ihrem Körper den Anschein zu geben, als sei er mit bösartigen Wunden und Geschwüren bedeckt. So wurde mit Vorliebe eine Rindermilz aufgeschnitten, so daß ihr bläulich-rothes Innere sich nach außen kehrte, und dann dieses scheußlich aussehende Stück Milz so geschickt am Körper befestigt, daß man dasselbe für ein Geschwür der gräßlichsten Art halten mußte.

In die Gegenwart fühlen wir uns fast versetzt, wenn wir erfahren, daß damals auch betrügerische Sammler herumgingen, die angeblich für Kirchen und fromme Stiftungen milde Gaben sammelten, in der That aber nichts als betrügerische Bettler waren, die sogar gefälschte Legitimationen bei sich hatten. An unsere Hochstapler dagegen erinnert es wieder, wenn wir erfahren, daß andere Bettler die Maske von Geistlichen und frommen Brüdern annahmen und dann dadurch Geld erschwindelten, daß sie den Leuten ihren Segen ertheilten, für sie die Messe zu lesen versprachen oder sie gar gegen eine gewisse Bezahlung in angebliche fromme Brüderschaften und Schwesterschaften aufnahmen. Auch die Maske von Studenten nahmen die Gauner vor, obgleich man wohl nicht irre gehen wird, wenn man annimmt, daß Gauner dieser Art in der That verbummelte Studenten jener Zeit waren. Sie gaben gewöhnlich an, daß sie milde Gaben sammelten, weil sie

sonst ihre Studien nicht fortsetzen könnten, oder weil es nothwendig wäre, daß sie, um die priesterlichen Weihen zu erhalten, sich direkt nach Rom begeben müßten. Andere wiederum erzählten, sie seien bereits geweihte Priester und sollten in den nächsten Tagen ihre erste Messe lesen; es fehle ihnen jedoch dazu an dem Nothwendigsten, selbst an der priesterlichen Kleidung, und um sich solche beschaffen zu können, nähmen sie mildthätige, fromme Christen in Anspruch. Sie hatten sogar die Frechheit, Leute, die ihnen etwas spendeten, zu ihrer Primiz, d. h. zu der feierlichen ersten Messe, die sie läsen, einzuladen, und wiederholt soll es vorgekommen sein, daß solche Geprellte in großen Massen sich in gewissen Hauptstädten an bestimmten Tagen versammelten, wenn ein solcher geschickter „Kammesirer" einige Tage vorher die Umgegend der Stadt ordentlich gebrandschatzt hatte.

Eine andere Sorte von Gaunern prahlte, besonders Bauern gegenüber, mit ihren geheimen Künsten und gab sich für Magier, Schwarzkünstler und Zauberer aus, welche geradezu eine Unterstützung forderten und für den Fall, daß sie abgewiesen werden sollten, mit ihrem Zorn und mit ihrer fürchterlichen Kunst drohten. Natürlich waren sie auch gern bereit, gegen gutes Entgeld Familienmitglieder, Haus und Vieh durch ihren Zauber- und Segensspruch fest gegen alle Gefahren und Krankheiten, gegen Feuer und Tod zu machen. Vor Allem die Zigeuner mögen diese Art Gaunerei betrieben haben, mit welcher sie ja auch heute noch leider so oft bei einfältigen Leuten Erfolg erringen.

Wir ersehen ferner aus jenem hochinteressanten Werke,

daß eine Bettelart, die heute noch gang und gäbe ist, schon damals eifrig betrieben worden ist: die Heuchelung der fallenden Sucht oder Epilepsie. Noch heute gibt es Bettler, welche es meisterhaft verstehen, die fürchterlichen Krämpfe nachzuahmen und dadurch, besonders in volkreichen Städten, auf Märkten und Kirchfesten, das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Die heutige Vagabonden- und Gaunersprache nennt diese Art des Bettelns „Auf der Pille schnorren" und, wie bereits erwähnt, wurde diese Art des Bettels bereits im 15. Jahrhundert betrieben. Wir erfahren sogar, daß diese Art Bettler Seife in den Mund nahmen, um den Schaum zu erzeugen, der sich bei den fürchterlichen Anfällen der Epileptiker vor dem Munde zu bilden pflegt, ja, einzelne von diesen Bettlern bissen sich sogar in die Zunge und in die Lippen, damit dieser Schaum blutig und desto echter aussah. Sie warfen sich vor der Kirche, besonders in dem Augenblick, wenn das Volk nach beendetem Gottesdienst herausströmte, nieder und ernteten reichliche Gaben aller Art. Einzelne von ihnen gaben sich nicht einmal die Mühe, die fürchterlichen Krämpfe selbst zu heucheln; sie erzählten vielmehr nur, daß sie an der Krankheit litten, wußten aber diese Erzählung so hübsch zu verbrämen, daß man ihnen wohl Glauben schenken konnte. Da erzählte Einer z. B., wie er nur deshalb an der fürchterlichen Krankheit leide, weil er gegen einen kranken Bettler gefrevelt hätte. Er sei guter Leute Kind gewesen, und eines Tages sei in das Haus seiner Eltern ein epileptischer Bettler gekommen, der um eine Gabe gebeten hätte. Der Vater gab dem

Knaben ein Geldstück, welches dieser dem Bettler aushändigen sollte; der Knabe aber fand es praktischer, das Geld für sich zu behalten und dem Bettler nichts zu geben, wofür ihn indeß schon nach kurzer Zeit der Zorn Gottes traf, so daß die Krankheit des Bettlers auf ihn selbst überging. Seit Jahren sei er nun mit der fürchterlichen Krankheit behaftet und könne dieselbe nur los werden, wenn er den Befehl eines frommen Klausners vollführte, welcher ihm aufgetragen hätte, zur Sühne seiner Schuld sieben Jahre bettelnd in Deutschland herum zu ziehen. Eine solche raffinirte, auf den krassesten Pöbelglauben gegründete Erzählung war natürlich geeignet, den Bauer oder noch mehr die Bäuerin in Angst zu setzen, es könne ihnen vielleicht ebenso gehen, wenn sie sich hartherzig erwiesen; und so flossen die Gaben reichlich.

Fast noch raffinirter war die Methode der „Dutzer". Die schwindelhaften Erzählungen, welche diese Leute zum Besten gaben, waren darauf berechnet, die Eitelkeit in angenehmer Weise zu kitzeln. Auch diese Art von Bettlern beschuldigte sich, irgend ein furchtbares Verbrechen begangen zu haben, worauf ihnen angeblich von einem frommen Mönch oder Klausner die Buße auferlegt worden sei, so lange im Lande umherzuziehen, bis sie zehn wirklich fromme Menschen gefunden hätten, die ihnen nicht, wie die Uebrigen, einen Pfennig, sondern einen „Plaphart", d. i. eine größere Silbermünze, spendeten. Sie erklärten auch sofort den Leuten, die sie anbettelten, daß sie um keinen Preis eine geringere Münze nehmen wollten, daß sie auch darauf verzichteten, Lebensmittel

oder Kleidungsstücke zu erhalten, daß ihnen vielmehr nur daran gelegen sei, die zehn frommen Menschen aufzufinden, die sich bereit erklärten, ihnen jene Silbermünze zu schenken. Sie jammerten dabei, wie schwer es sei, zehn solcher Frommen im ganzen Reiche aufzutreiben, und unwillkürlich fühlte sich der Angebettelte bewogen, die gewünschte Silbermünze zu geben, nur um das angenehme Bewußtsein zu haben, Einer von den wenigen Frommen im ganzen Lande zu sein.

Gut ausgeklügelt ist auch die Geschichte, welche simulirende Blinde zum Besten zu geben pflegten. Dieselben banden sich ein blutiges Tuch um die Augen, ließen sich in die Häuser führen und beanspruchten eine milde Gabe, weil sie von dem entsetzlichen Unglück getroffen worden seien, durch Räuber ihre Augen zu verlieren. Angeblich war der Bettelnde früher ein reicher Kaufmann oder Bürger gewesen, der auf der Reise im Walde von Räubern überfallen worden, die ihm nicht nur sein ganzes Eigenthum geraubt, sondern ihm auch noch die Augen ausgestochen hätten. Der Geblendete hatte dann angeblich Tage lang unter einem Baum gelegen, weil er nicht gewagt, sich fortzubewegen, bis ihn mitleidige Menschen aufgenommen und verpflegt hatten. Jetzt beabsichtigte er, nach seiner Erzählung, sich nach seiner Heimath durchzubetteln, wo seine Frau und Kinder gewiß außer sich gerathen würden, wenn sie ihn in solch' traurigem Zustand heimkehren sähen.

Eine andere, nur unter den damaligen Zeitverhältnissen mögliche Sorte von Schwindlern war diejenige der

„nackten Bettler". Diese ließen in den Bettlerpennen und Herbergen ihre Kleidung zurück und lagerten sich nackt vor den Kirchthüren, um die Leute glauben zu machen, sie wären so arm, daß sie sich nicht einmal die nothdürftigste Kleidung anzuschaffen vermöchten.

Andere heuchelten Irrsinn, um dadurch das Mitleid zu erregen, ja, Männer und Frauen ließen sich, mit Ketten belastet und Wuthanfälle heuchelnd, von Bekannten und Verwandten umherführen, welche dann erzählten, die betreffende arme Person leide an gemeingefährlichem Wahnsinn, könne nichts verdienen und sei auf das Mitleid wohlthätiger Menschen angewiesen.

Die „Dallinger" waren betrügerische Bettler, die sich für frühere Henker ausgaben. Bekanntlich galt von jeher der Henker als „unehrlich", d. h. er war infolge seines entsetzlichen Gewerbes ein Verfehmter und Verpesteter, dessen Berührung schon entehrte. Trotzdem konnte der Henker unter Umständen wieder „ehrlich" werden. Dazu gehörte jedoch für gewöhnlich nicht nur ein kaiserlicher Erlaß, sondern auch noch eine große Wallfahrt oder Bußübung. Diese Verhältnisse machten sich die „Dallinger" zu Nutze, indem sie sich für ehemalige Scharfrichterknechte ausgaben, die durch eine „Bettelbuße" wieder zu ehrlichen Menschen zu werden gedachten.

Daß sich Frauenspersonen mit erborgten kleinen Kindern, ja oftmals mit in Tücher eingewickelten Hunden, als arme, soeben aus dem Wochenbett aufgestandene Frauen dem öffentlichen Mitleid präsentiren, geschieht wohl noch heute; nur werden heute nicht mehr solche fürchterliche

Fabeln dabei den Leuten aufgebunden, wie in jener Zeit, wo eine Sache erst recht geglaubt wurde, wenn sie recht unwahrscheinlich schien. Das oben genannte Buch erzählt von den Bettelfahrten eines Weibes, genannt „die Weißenburgerin", welche durch ganz Deutschland mit der Mähr zog, sie habe vor kurzer Zeit ein Kind und mit diesem zugleich eine ungeheuerliche Kröte zur Welt gebracht. Diese Kröte, welche eines der schrecklichsten Wunder sei, wäre in dem Kloster zu Einsiedeln aufbewahrt, und sei ein solches Unthier, daß sie täglich mit zehn Pfund Fleisch gefüttert werden müsse. Welchen Eindruck diese gräuliche Erzählung besonders auf die Frauen jener Zeit machte, kann man sich denken.

Vortrefflich erfunden ist auch folgender Bettlerschwindel: Es erschienen vier Personen auf einmal. Der Eine davon in Halseisen und Ketten, der von zwei Personen geführt und bewacht wurde, während der vierte Mann den eigentlichen Redner machte und Folgendes erzählte: Er (Redner) sei durch einen unglücklichen Zufall in der Nothwehr gezwungen gewesen, einen Mann zu tödten; es verlangten jetzt sowohl die Verwandten des Getödteten, als auch der Staat eine Geldsumme, mit welcher man in jener Zeit des alten deutschen Rechtes alle Vergehen, sogar den Mord, sühnen konnte. Der unglückliche Zufallsmörder besaß nun angeblich jene Geldsumme nicht und wollte sich dieselbe bei frommen und mildthätigen Leuten erst zusammenholen. Der gefesselte Mann, erzählte er, sei sein guter Freund, der sich für ihn verbürgt habe, weil man ja sonst ihn (den Mörder) nicht so ohne Weiteres hätte ziehen lassen.

Gelinge es ihm nun nicht, die bedeutende Geldsumme durch milde Gaben aufzutreiben, so wäre nicht nur er, der bettelnde Zufallsmörder, sondern auch der treue Freund in Ketten und Banden, der sich für ihn verbürgt habe, dem grausamsten Tode verfallen.

Eine andere Gruppe von schlauen Bettlern führte den Namen „Schweiger". Dieselben verstanden sich die fürchterlichsten Krankheiten „anzumalen"; z. B. wurde mit Wasser aufgerührter Pferdemist dazu verwendet, um eine bräunliche Farbe herzustellen, mit welcher jene Bettler sich anstrichen, um behaupten zu können, sie seien in fürchterlichstem Grade von der Gelbsucht befallen. Durch Verwendung von rother und blauer Farbe pflegten die „Schweiger" sich das Aussehen von Aussätzigen zu geben.

Stark an unsere Hochstapler erinnern jene Bettler, welche auf anständige Kleidung hielten und sich für verarmte Edelleute oder frühere reiche Kaufleute ausgaben, und mit großer Redefertigkeit eine gewisse Gewandtheit im Benehmen und in der Sprache verbanden. Ganz besonders gute Geschäfte sollen Diejenigen aber gemacht haben, nach deren Muster noch heute gewisse Bettler arbeiten, diejenigen nämlich, welche auf der Straße an vornehme Leute herantreten, um ihnen leise zuzuflüstern, daß sie aus guter Familie seien, sich aber in fürchterlichster Verlegenheit befänden und aus Noth nicht wüßten, was sie anfangen sollten; zu betteln schämten sie sich, und dennoch hätten sie den Muth gefunden, sich an die betreffende Person um Rettung und Hilfe zu wenden. Ebenso wie heute fielen

in jener Zeit gerade für diese Leule die Gaben reichlicher aus, als sonst.

Aus diesen getreulich nach Mittheilung des Buches angeführten Bettlerlügen ist zu ersehen, daß im Mittelalter die auch in neuester Zeit wieder zum Gegenstande ernsthafter Erörterungen gewordene „Bettlerplage“ weit größer war, als gegenwärtig, und man kann dreist behaupten, daß es damals verhältnißmäßig zehnmal mehr Bettler gab als heutzutage, wo die Polizei mit einer oft übertriebenen Strenge den Bettel verfolgt und auch die Gebefreudigkeit des Publikums in jeder Hinsicht abgenommen hat.

Es ist wohl kaum nöthig. zum Schluß noch daran zu erinnern, daß das obige Buch nur die Auswüchse des Bettlertreibens schildert, und daß es früher ebensogut wie heute noch unter den Bettlern, die an unsere Thür klopfen, keineswegs nur Vagabonden und Gauner, sondern genug Unglückliche gab und gibt, die unser Mitleid und eine kleine Gabe wohl verdienen.

---

# Ein Räthsel unserer Natur.

## Skizze

von

**J. Heimwahl.**

(Nachdruck verboten.)

In seinem im gegenwärtigen Jahrgang unserer „Bibliothek" veröffentlichten poesie- und gemüthvollen Roman, „Der Fährmann am Kanadian", führt uns Balduin Möllhausen in der lieblichen Tochter des Frühlingsthaues eine Nachtwandlerin vor. Mit Meisterhand schildert er den Verlauf der unheilvollen Krankheit und weiß das Herz des Lesers mit innigem Mitleid für die von märchenhaftem Zauber umflossene Somnambule zu erfüllen, so daß Jeder wohl mit aufathmete, als Molly ihrem Milford zujubeln konnte: „Ich bin geheilt." — Es wird vielleicht nicht uninteressant sein, einen Blick auf dies geheimnißvolle, bis zur Stunde noch nicht völlig aufgeklärte Phänomen zu werfen.

Das Nachtwandeln ist nichts weiter als ein höheres Stadium jenes phantastischen Spieles der Seele, das wir mit dem Namen Traum bezeichnen, ist selbst nur ein ungemein lebhafter Traum. Im Schlafe ruht ja bekanntlich nur der Leib aus von seiner Arbeit; die Seele wacht auch dann, aber sie verhält sich völlig passiv gegen die

Welt um sich herum. Da die körperliche Anschauung und das Selbstbewußtsein im Schlafe stille stehen, so bleibt der nimmermüden Einbildungskraft freier Spielraum, sich ungestört zu entfalten, und so ergeht sie sich in einer Reihe unwillkürlicher Dichtungen. Diese Traumvorstellungen werden zumeist durch körperliche oder geistige Veranlassungen hervorgerufen; Blutwallungen vor dem Schlafe, unbequeme Lage, Kälte, Hitze während des Schlafes haben beängstigende Träume zur Folge, desgleichen ein krankhafter Zustand unseres Körpers. Dann aber kommen uns meistens solche Traumbilder, welche eine Folge der Vorstellungen sind, die uns den Tag über und namentlich vor dem Einschlafen beschäftigten, oder welche eine Folge der dunklen, verschwommenen Vorstellungen uud Empfindungen sind, die während des unvollkommenen Schlafes entstanden, wenn z. B. das Summen einer Mücke unser Ohr erreicht und wir von einem Konzerte träumen. Kränkelnde, phantastische, furchtsame Personen sind darum an erster Stelle mit Traumbildern geplagt.

Eine besondere und berüchtigte Art des Traumes ist das sogenannte Alpdrücken, welches einstmals in Rom epidemisch war. Hierbei wird der Schlafende von einer durch die Phantasie erdichteten Gestalt, die schwer auf Brust, Haupt, Händen und Füßen lastet, beinahe erdrückt. In die Vorstellung von diesem quälenden Unhold, der bald diese, bald jene Gestalt annimmt, mischt sich die andere Vorstellung und das Bestreben, den Körper aus der Lage zu entfernen. Doch nicht ein Glied kann der Schlafende rühren, das widrige Scheusal droht ihn zu

ersticken; die Beklemmung steigert sich bis zur furchtbarsten Athemnoth; da erwacht er in Schweiß gebadet, froh, sich gerettet zu wissen. Dieses krampfhafte Leiden findet sich am häufigsten bei sehr reizbaren Jünglingen und bei Nervenschwachen, sehr oft hängt es mit Verdauungsbeschwerden zusammen, allgemeine Ursache ist alles das, wodurch der Blutumlauf momentan gestört wird, und die besten Mittel dagegen naturgemäße Lebensart, insbesondere Mäßigkeit in Speise und Trank.

Sind die Vorstellungen während des Traumes sehr lebhaft, so geschieht es oft, daß dann die Seele sich des Körpers bemächtigt, daß der Mensch spricht, geht und sonstige Handlungen verrichtet auf dieselbe Weise, wie im wachenden Zustande. Hierin besteht das Nachtwandeln oder der sogenannte natürliche Somnambulismus, wie er genannt wird im Gegensatz zu dem künstlich hervorgerufenen höchsten Stadium der Hypnose. Bei dieser letzteren tritt der somnambule Zustand durch besondere Mittel des Operateurs ein; welche Ursache aber den Anlaß zur Entwickelung derselben im natürlichen Zustande gibt, ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Es scheint jedoch thatsächlich der Mond einen Einfluß darauf auszuüben. Wie die Erfahrung und Beobachtung lehren, besteht wirklich eine Beziehung zwischen dem Mond und den Schlafwandlern, den sogenannten Autosomnambulen. Vielleicht übt derselbe eine ähnliche Wirkung aus, wie der Anblick eines glänzenden Gegenstandes, durch welchen hypnotische Erscheinungen künstlich hervorgerufen werden. Die meisten Fälle des Nachtwandelns treten zur Zeit des Vollmondes auf. Die Schlafwandler

wissen ganz genau, in welcher Himmelsgegend der Mond steht, selbst wenn in das völlig verdunkelte Zimmer kein Strahl sich verirren kann. Dorthin wenden sie immer ihr Angesicht, und wenn der Somnambulismus mehr in ihnen entwickelt ist, so zeigen sie auch das unbewußte Streben, dem Monde näher zu rücken, und jedes Hinderniß, das ihnen seinen Anblick entzieht, zu beseitigen. Sie steigen auf Häuser, Bäume, Thürme, um dort im Anschauen des Mondes zu verweilen, bis derselbe im Niedergehen begriffen ist.

Drei Stadien hauptsächlich sind in dem somnambulen Zustande zu unterscheiden: das erste ist das sogenannte Schlafreden. Entweder in abgerissenen Worten, abgebrochenen Sätzen oder auch in zusammenhängender Rede geben die Schlafenden Zeugniß von den Phantasien, die ihren Geist bewegen; oft sind es fürchterliche Visionen von Schreckgestalten, die das hervorgestoßene Wort bekundet, was meist dann der Fall ist, wenn der Schlafwachende an schweren Gebrechen des vegetativen Systems leidet; bald zeugt die Rede des Schlafenden vom Zustande höchster Wonne und Seligkeit. Versteht man es, in die Lieblingsphantasie desselben einzudringen, den Faden des Vorstellungsganges aufzunehmen, so kann man seine Rede beliebig leiten, er hört dann die Frage und gibt Antwort. Und manches Geheimniß, das mit ängstlicher Sorgfalt in tiefster Brust gehütet und bewahrt worden ist, ward durch das unbewußte Wort des somnambulen Traumes kundgethan. Mitunter stimmt es recht heiter, den sich jagenden Vorstellungen und Ideen des Träumenden zu

folgen; oft sind dieselben nur eine Reproduktion von den im wachen Zustande aufgenommenen, nicht selten jedoch sind sie völlig verschieden von ihnen und dann meist höherer, edlerer Art.

Diese gelindeste Form des Somnambulismus ist ungemein häufig und es bedarf nur einer etwas lebhaften Phantasie, damit die Seele sich des leicht beweglichsten, gefügigsten Organes des menschlichen Körpers bemächtige, und die Zunge in ihren Dienst nimmt. Daß dasselbe völlig willenlos und ohne jegliches Selbstbewußtsein geschieht, das beweist die ganz eintönige, veränderte Sprache; von richtiger, sinngemäßer Betonung ist nicht die Spur zu finden.

Wird das Traumleben intensiver, so tritt bei den zum Schlafwandeln neigenden Personen ein höherer Grad von Somnambulismus zu Tage. Sie verrichten dann Handlungen, welche sie sonst nur im wachen Zustande ausführen. Reiter stehen Nachts auf, satteln ihr Pferd, machen weite Ritte durch die vom Vollmond beschienene Landschaft, und finden sich des anderen Morgens im Bette wieder, ohne sich des Geschehenen zu erinnern; Dichter machen Verse, Gelehrte lösen die schwierigsten Probleme. Alle verrichten solche Sachen, welche auch sonst durch lange, fortgesetzte Uebung zu ihrer Gewohnheit geworden sind. Ich erinnere mich eines Schulkameraden, der, wenn er noch Abends spät über seinen häuslichen Aufgaben gesessen hatte, in der Vollmondnacht regelmäßig aufstand und weiter arbeitete. Wir Anderen ließen ihn ruhig gewähren, und hatten unsere Freude daran, wenn er am

anderen Morgen verblüfft auf sein Heft blickte und gar nicht begreifen konnte, wer denn eigentlich der unbekannte Freund sein mochte, der so täuschend seine Hand nachgeahmt hatte, daß selbst das strenge Auge des Lehrers nichts merkte. Wenn wir aber Abends vorher noch Ball gespielt hatten, flogen regelmäßig des Nachts Stiefelknecht und Schuhwerk gegen die Thüren oder gar durch Fenster, daß es polterte und klirrte. Dann war unser Freund wieder im Ballspiel begriffen, und seine Einbildungskraft ließ ihn die Dinge auf Grund der entferntesten Aehnlichkeit mit einander verwechseln.

Vor Kurzem brachten die Zeitungen die Nachricht von einem Bankier, der sich im Schlafwandeln selbst bestahl. Längere Zeit hindurch war jeden Morgen ein Manko in der Kasse entdeckt worden, und doch zeigte das wohlverwahrte Schloß des Geldschrankes keinerlei Beschädigung. Ebensowenig war an Thüren und Fenstern irgend welche Spur eines Einbruches wahrzunehmen. Sämmtliche Schlüssel verwahrte der Chef des Hauses selbst und legte sie zur Vorsicht Abends unter sein Kopfkissen. Die Diebstähle wiederholten sich, jeden Morgen fehlte eine neue Summe. Da stellten sich eines Abends die Söhne des Hauses selbst auf Wache. Gegen Mitternacht zeigte sich eine weiße Gestalt, die langsam auf das Kassenzimmer zukam. Es war der Herr selbst. Er schloß die Thüre des Zimmers auf, öffnete den Schrank und entnahm diesem eine bedeutende Summe, welche er in einer alten staubigen Mappe verbarg. Nachdem er Alles wieder sorgfältig zugeschlossen hatte, begab er sich in sein Schlaf-

gemach zurück. Am anderen Morgen war wie gewöhnlich die Kasse bestohlen, aber sämmtliche fehlenden Scheine fanden sich mit den früher vermißten in der alten Mappe vor.

Ein ähnlicher, ebenfalls beglaubigter Fall aus früherer Zeit ist folgender: Der Fischer und Fischhändler Raillard bemerkte im Jahre 1840, daß aus dem in der Mitte seines Kahnes angebrachten Fischbehälter allnächtlich die Karpfen verschwanden, obgleich das Vorhängeschloß desselben keine Spur von Verletzung zeigte. Er nahm daher an, daß der Dieb im Besitz falscher Schlüssel sei. Um den Dieb auf frischer That zu ertappen, erfand er eine Art Falle, welche denselben festhalten mußte. Erfreut über diese sinnreiche Idee schlief Raillard am Abend ein und malte sich schon im Geiste das verblüffte Gesicht des gefangenen Fischmarders aus. Plötzlich wacht er auf, seine Hand ist gefesselt. Und wo ist er? In seinem Kahn, in der Falle, die er selbst Abends vorher gestellt hatte. Nachtwandler, ohne es zu wissen, war er in jeder Nacht aufgestanden und hatte die Fische, die er Tags über gefangen hatte, wieder in Freiheit gesetzt.

Mitunter werden im Schlafwachen solche Handlungen vollführt, zu welchen die somnambule Person im wachen Zustande niemals im Stande gewesen wäre, welche anscheinend ihre Kräfte und Anlagen weit übersteigen. Ein sonst ungemein furchtsamer, ängstlicher Herr, der nicht wagt, einen Blick von der Brücke herab in's Wasser zu werfen, oder einen Felsen zu ersteigen aus Furcht vor dem bösen Schwindel, der ihn erfaßt, erklettert im Schlafe die steilsten, unzu-

gänglichsten Höhen und fällt nicht; ein Anderer wandert frei über die schmale Firste des Hauses, oder steht frei und ohne Stütze auf dem Fenstergesimse des obersten Stockwerkes und ist in der Anschauung der vollen Mondkugel versunken. Wird der Träumer plötzlich aus dem Schlafe geweckt, so entsteht auch sofort dieselbe Gefahr, mit welcher die Handlung im gewöhnlichen Zustande verbunden ist, und meist stürzt er dann, von jähem Schwindel erfaßt, aus der Höhe herab. So lange der somnambule Zustand andauerte, war keine Gefahr vorhanden, eben weil keine solche wahrgenommen werden konnte. Im Grunde genommen ist es ja gleichgiltig, ob wir auf einem Aste sitzen, der zwei oder zwanzig Meter über der Erde ist, ob wir in einem Fenster des ersten oder vierten Stockes stehen, ob der schmale Steg, den wir überschreiten, ein Brett ist, das wenige Fuß über dem Erdboden liegt, oder eine achtzig Fuß hohe Dachfirste. An und für sich sind die Handlungen nicht gefährlich, sie werden es erst durch Reflexion, insbesondere durch Schwindel. Da aber im Traume der Gesichtssinn außer Thätigkeit ist, der Verstand und das Anschauungsvermögen stille stehen, so können auch durch Sinn und Verstand keine störenden Einwirkungen erfolgen. Reflexionen sind unmöglich und ebenso der aus abnormaler Wirksamkeit des Gesichtssinnes hervorgehende Schwindel.

Von all' dem, was nicht in den Rahmen der Vorstellungen, die augenblicklich die Seele beschäftigen, paßt, wird der Träumende nichts gewahr, und daraus ist es erklärlich, daß der Zustand sofort aufgehoben wird, wenn ihm etwas begegnet, was hart gegen seine Phantasie ver-

stößt. Geräth er mit den Füßen in ein Becken kaltes Wasser, das ihm unvermerkt vor das Bett gestellt wurde, so schrickt er zusammen und erwacht. Ich betone: unvermerkt, denn als wir unserem oben erwähnten Freunde Abends vor dem Einschlafen den Wasserbehälter vor sein Lager stellten, kletterte er in der Nacht ganz gemüthlich über das Kopfende des Bettes hinaus. Die Vorstellung, die er also Abends noch aufgenommen, hatte sich mit den Ideen des schlafwachenden Zustandes verwoben, und instinktiv hatte er das vermieden, was Störung in deren Gang herbeiführen mußte.

Die größte Unordnung aber in den Vorstellungen bringt es hervor, wenn der Schlafwandler bei seinem Namen genannt wird, denn kein Laut ist uns bekannter, keiner dringt so tief in uns ein, und keiner hängt inniger mit dem durch den Schlaf aufgehobenen Selbstbewußtsein, mit dem eigenen Ich zusammen. —

Die Fälle von Somnambulismus, selbst in seinen höchsten Stadien, sind durchaus nicht so selten. Er setzt zweierlei voraus: eine starke Ausbildung des Nervensystems, damit der Geist sich leicht des Körpers zu den vielen, oft schwierigen Handlungen bemächtigen kann, desgleichen eine reiche Entwickelung der Einbildungskraft, damit die Phantasie das klarste Bild von den Gegenständen der Seele vorzuführen vermag; andererseits darf das Wahrnehmungsvermögen nur äußerst schwach sein, damit keine neuen Vorstellungen auftauchen, welche wegen ihrer Fremdartigkeit Störungen und Unordnung in den Vorstellungen der Schlafwachenden hervorrufen müßten. Männer sind mehr

hierzu geneigt als Frauen, junge Leute mehr als alte. Meistens ist das Uebel die Folge eines Fehlers im körperlichen Organismus und dann bedarf es der ärztlichen Hilfe. Mit der Beseitigung des Gebrechens wird auch der Zustand schwinden. Zuweilen liegt die Ursache in einer Ueberreizung der Phantasie; in diesem Falle muß der Kranke sich schon selbst in Behandlung nehmen und durch angemessene Beschäftigung und Diät einen gesunden, natürlichen Schlaf befördern. Auch fester Wille vermag viel, zuweilen thut ein plötzlicher Schreck, eine unvorhergesehene Unterbrechung des Schlafwandelns dieselben Dienste. Doch ist es gewagt, letztere absichtlich herbeizuführen.

Auch unsere Molly läßt Balduin Möllhausen auf ähnliche Weise geheilt werden. Der Sturz von der Sykomore, der darauf folgende Schrecken und die tödtliche Angst hatten das Uebel in der Wurzel erschüttert. Die Tochter des Mondes und des Frühlingsthaues vervollständigte ihre Heilung durch ein ebenso einfaches, wie originelles Mittel. Sie befestigte die Kette des Schlaggewichtes ihrer Uhr um den Knöchel ihres Fußes, und da nun die Vorstellung hiervon den Ideengang während des Schlafes durchziehen mußte, so machte der Geist keinen Versuch mehr, sich des angefesselten Körpers zu nächtlicher Wanderung zu bedienen.

Die eigentliche Ursache des Nachtwandelns kennt man, wie schon oben bemerkt, nicht, ebenso wenig wie die Vorgänge, die sich dabei im Innern des Nachtwandlers abspielen. Wir tasten mit unserer Wissenschaft überall nur an der Oberfläche der Dinge herum, das Innere derselben

ist und bleibt für uns geheimnißvoll und dunkel; besonders aber jene merkwürdigen Erscheinungen, welche man Somnambulismus, Hypnotismus, Hellsehen, zweites Gesicht nennt, und welche seit Jahrtausenden immer auf's Neue den grübelnden Menschengeist zur Nachforschung auffordern.

---

# Mannigfaltiges.

**Zwei „lange Kerls".** — Die Vorliebe des Königs Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, in seiner Garde 7 bis 8 Fuß hohe Soldaten, sogenannte „lange Kerls" zu haben, ist bekannt. Seine Werber — eine Art zweibeiniger Raubthiere — durchzogen aller Herren Länder, unermüdlich und unbarmherzig auf Menschenwild Jagd machend, und wehe, wer ihnen in die Hände fiel, da gab es kein Entrinnen mehr! Von der Dreistigkeit, mit der sie solch „Hochwild" einzufangen suchten, erzählt man die wunderbarsten Beispiele. Sollen sie doch einen jungen Priester vom Altar weg nach Potsdam geschleppt haben, aber sogar, was wenig bekannt sein dürfte, ein österreichischer Gesandter, der „lange" Herr v. Bentenrieder entging nicht ihren Nachstellungen. Bentenrieder war auf einer diplomatischen Sendung begriffen, er sollte als kaiserlicher Gesandter zu Georg I., dem König von England und Kurfürsten von Hannover reisen, als unterwegs in der Nähe von Halberstadt seine Kutsche Schaden erlitt. Da das Ausbessern längere Zeit erforderte, schritt der hohe Diplomat, um seinen langen Beinen etwas Bewegung zu machen, zu Fuß nach Halberstadt weiter und befahl seinem Kammerdiener

und dem Kutscher mit dem ausgebesserten Wagen sobald als möglich nachzufahren. Vor dem Stadtthor stand ein Wachthaus, und als Bentenrieder herangeschlendert kam, sah ein preußischer Offizier heraus und fragte kurz: „Wer ist Er?"

„Nun," erwiederte der Gesandte lächelnd, „ich bin Botschafter seiner kaiserlichen Majestät. Und wer mögt Ihr wohl sein?"

Auf die letzte Frage gab der Offizier keine Antwort, sie erschien ihm dreist. „Komm Er herein in's Wachthaus!" befahl er plötzlich, und da Bentenrieder keine Anstalten machte, dem Befehle zu folgen, sah er sich bald von zwei Soldaten arretirt. Man führte ihn in's Wachthaus, dort betonte er nochmals seine Eigenschaft als kaiserlicher Gesandter, aber es wollte das Niemand glauben, wohl aber betrachtete man mit allgemeinem Erstaunen und wachsendem Interesse die hohe schlanke Gestalt, bis es dem Offizier blitzartig durch das Gehirn fährt, daß dieser langbeinige Wegewanderer sich ausgezeichnet bei der Potsdamer Garde ausnehmen müsse. Flugs beschließt er den verdutzt Dreinschauenden zu behalten und ihm den bunten Rock anzuziehen. Da kommt zum Glück die wiederhergestellte Kutsche herangerollt, der geängstigte Gesandte ruft zum Fenster hinaus, Kutscher und Kammerdiener reden ihn mit „Excellenz" an und nun löst sich bald die Sache in Wohlgefallen auf — wenigstens für den Herrn v. Bentenrieder mit seiner unglückseligen Länge, während der Offizier sich in höflichen Entschuldigungen erschöpft. Natürlich unterließ es der österreichische Gesandte nicht, sich bei Hofe über die erlittene Unbill nachdrücklich auszusprechen.

Theurer kam einem Anderen seine ungewöhnliche Körperlänge zu stehen, einem hochgewachsenen jungen Zimmermann in Jülich. Eines Tages — so wurde seiner Zeit in Jülich erzählt und Thomas Carlyle berichtet es wieder in seiner Geschichte Friedrich's des Großen — eines Tages tritt ein vornehm gekleideter Mann (Baron v. Hompesch nennen ihn die Berichte) in seine

Werkstätte; er brauche in seiner Haushaltung eine starke Kiste mit einem Schloß daran; ihre Dimensionen gibt er genau an, sie soll über 8 Fuß lang sein — letzteres schärft er dem Zimmermann besonders ein — und fügt noch bekräftigend hinzu: „Die Kiste soll länger sein als Ihr selbst, Meister. Wenn sie zu kurz ist, kann ich sie nicht brauchen." Der Zimmermann verspricht Alles, über den Preis einigt man sich rasch und der vornehm aussehende Herr geht seiner Wege. Am festgesetzten Tage erscheint er wieder mit vier Trägern, um die Kiste abzuholen. Er betrachtet sie sich von allen Seiten, schüttelt wiederholt den Kopf: „Zu kurz, gerade wie ich befürchtete," sagt er dann.

„Nein, Euer Gnaden," entgegnet der Zimmermann, „sie ist genau nach dem angegebenen Maß verfertigt," und er nimmt seinen Maßstab hervor.

„Bah, sie sollte ja länger sein als Ihr selbst!"

„Nun, sie ist auch länger!"

„Nein, sie ist es nicht!"

Der Zimmermann, um der Sache ein Ende zu machen, steigt in seine Kiste und will Jedermann zeigen, daß er Recht hat. Kaum liegt er aber flach ausgestreckt drinnen, als der fremde Herr, ein verkleideter preußischer Werbe-Offizier, den Deckel zuwirft und die Kiste verschließt, seine Begleiter heben die Kiste auf und machen sich eilends damit aus dem Staube. Als sie weit genug von der Stadt waren, öffneten sie die Kiste und fanden den armen Zimmermann — todt darin; er war während des Transportes in dem engen Raume erstickt. M—l.

**Der höhere spanische Adel** theilt sich in Grandes und Titulados del Reino. Die letzteren sind Familien, die von Alters her die Titel Herzog, Marquis, Graf, Visconde und Baron führen, welche Titel jedoch nur auf den ältesten Sohn vererben. Die Grandezza wird von der Königin, theils als persönliche Aus-

zeichnung, theils erblich, ertheilt; sie zerfällt in drei Abstufungen oder Klassen. Zu den Vorrechten der Granden gehört die Erlaubniß, bei gewissen feierlichen Gelegenheiten bedeckten Hauptes vor dem Throne erscheinen zu dürfen, und die Führung des Prädikates Excellenz. Einzelne Familien genießen besondere Vorrechte oder sind besonderen Verpflichtungen und Ceremonien unterworfen, welche fort und fort vererbt werden. So soll der Herzog von Medinaceli bei jedem Thronwechsel die spanische Krone für sich in Anspruch nehmen, dieserhalb zur Untersuchung gezogen, verurtheilt, und gegen ein Lösegeld von 30,000 Realen (63,000 Mark) wieder begnadigt werden. Der Herzog von Higar erhält das Kleid, welches die Königin bei gewissen feierlichen Gelegenheiten getragen, zum Geschenk, und zu seinem Namenstage wird ihm unter zahlreicher Begleitung die königliche Krone in's Haus gebracht. Die Zahl der Herzogstitel beträgt 66, worunter 33 die Grandezza erster, 5 die der zweiten und 28 die der dritten Klasse haben. Die ältesten Herzoge sind die von Benavente seit 1461 und Villahermosa seit 1470. Die Zahl der Marquis beläuft sich auf 419, darunter 19 mit der Grandezza erster Klasse. Die ältesten von ihnen, die Marquis von Villena, Falces und Astorga führen diese Titel seit den Jahren 1445, 1455 und 1465. Man zählt ferner 416 Grafen, darunter 17 mit der Grandezza erster Klasse. Die ältesten sind die Grafen de la Ventosa seit 1425, Castanneda seit 1429 und Haro seit 1431. Visconden gibt es 48; unter ihnen ist die Familie der Visconde Muruzábal de Andion die älteste. Ihr Patent datirt aus dem Jahre 1407. Unter den 40 Baronen des Landes führt der älteste, der von Viguezal, sein Patent nur bis auf das Jahr 1631 zurück. Die meisten Ernennungen gehören dem vorigen Jahrhundert an. Außerdem sind in Spanien noch 10 Herzogs-, Marquis- und Grafentitel anerkannt, welche an Inländer von Fürsten in Deutschland, Frankreich und Italien ertheilt sind. Dr. A. B

**Vaterliebe.** — In der 180 Meilen langen Karpathenkette spielen die Wölfe noch eine bedeutende, nur zu oft eine entsetzliche Rolle. Während des Sommers bekommt freilich nur der einsame Jäger hin und wieder einen flüchtigen Wolf zu Gesichte, anders aber im Winter. In stillen Nächten, wenn die silbernen Strahlen des Mondes mit den Eiszapfen der verwahrlosten Hütten spielen und der nahe Wald einem Feenpalaste gleicht, umziehen Hunderte von hungrigen Bestien die Ortschaften. Wehe dann dem Hunde, der unter sie geräth, er wird mit Haut und Haaren verschlungen, wehe dem Menschen, der sich verspätet, den Seinigen bleiben nichts als seine Stiefeln! In solchen Zeiten ist es sogar oft nicht einmal am Tage gerathen, die Dörfer zu verlassen. Die hungrigen, verzweifelten Thiere durchstreifen den Wald und ihr scharfer Geruchssinn verräth ihnen sofort den Menschen. Auf diese Weise endeten vor zwei Jahren trotz heldenhafter Gegenwehr zwei Gendarmen der galizischen Karpathen und mancher Forstbeamter fand dadurch seinen Untergang. Selbst zu Wagen oder Schlitten ist ein Entkommen ungewiß, und Unfälle sind bei derartigen Fahrten um Tod und Leben nichts Seltenes. Ein ruthenischer Pope der Marmaros besuchte vor zwei Jahren mit Kutscher, Frau und zwei Kindern ein Nachbardorf. Auf der Heimfahrt wurde er von Wölfen verfolgt, welche trotz des Dahinstürmens der Pferde den Schlitten einholten und angriffen. Eines der Kinder entfiel der schreckensbleichen Frau und wurde von den Bestien zerrissen. Als dies der Pope gewahrte, sprang er in sinnloser Wuth zum Schlitten hinaus, um natürlich gleichfalls eine Beute der Unholde zu werden. Das Gefährt raste davon, die ohnmächtig gewordene Popin mit sich führend. Als nach einer Stunde eine Anzahl bewaffneter Männer zur Stelle des Schreckens zurückkehrten, fanden sie von dem beklagenswerthen Vater nichts als die zerfetzten Stiefeln. Ein ganz ähnlicher Fall trug sich im darauffolgenden Winter in den zu Rumänien ge-

hörenden Theilen der Karpathen zu. Hier wurde ein rumänischer Gutsbesitzer nebst Kutscher, Frau und Kind von den Wölfen erreicht, der sechsjährige Knabe vermochte nicht sich im Schlitten zu erhalten und fiel hinaus. Der ihn grenzenlos liebende Vater sprang nach, ergriff das Kind und erlegte mit seinem Messer zwei der Thiere. Dies hinderte jedoch die Uebrigen nicht, den tollkühnen Mann durch Aufspringen von rückwärts zu überwältigen und ihn nebst seinem Kinde vor den Blicken des halb wahnsinnigen Weibes zu zerreißen. R. Bergner.

**Die Einführung der Feuerwaffen.** — Wie alle großen Erfindungen, durch welche hergebrachte Verhältnisse und eingewurzelte Gewohnheiten auf den Kopf gestellt werden, so stieß auch die Einführung der Feuerwaffen allenthalben auf Widerstand. Die Moralisten, wie z. B. Petrarca, eiferten dagegen, weil sie im Blitz und Donner der Geschütze ein vermessenes Eingreifen in das Walten Gottes erblickten und diesem Gefühle entsprang auch die Volkssage, derzufolge Berthold Schwarz zur Strafe für seine unselige Erfindung im Jahre 1380 auf Befehl von König Wenzeslaus in Freiberg auf einer Pulvertonne in die Luft gesprengt worden sein soll. Allein auch Politiker und Soldaten sprachen sich entschieden gegen die Verwendung der Feuerwaffen aus, was wohl hauptsächlich in der mangelhaften Konstruktion der ältesten Geschütze seinen Grund hatte. Der florentinische Geschichtschreiber Guicciardini, der zugleich auch ein hervorragender Staatsmann und Militär war, nennt diese deutsche Erfindung geradezu eine „Pest" und verbreitet sich über die Nachtheile, welche die Feuergeschütze seiner Meinung nach sogar bei Belagerungen hätten. Denn ihre unförmliche Größe, meint er, gestatte nur einen sehr langsamen und mühevollen Transport und ihre Bedienung sei so zeitraubend, daß die Belagerten nach jedem Schusse vollauf Muße hätten, den von der entsendeten Kugel verursachten Schaden am Mauerwerk bis zum nächsten

Schusse wieder auszubessern. So unglaublich dies klingen mag, so wird es doch durch die Thatsachen bestätigt. Bei der Belagerung von Chioggia z. B. im Jahre 1380 brauchten die Venetianer ein Geschütz, das Steinkugeln von 195 Pfund, und ein anderes, das solche von 140 Pfund werfen konnte, die aber beide, nachdem sie während der Nacht geladen worden, nur ein einziges Mal an jedem Tage zu feuern vermochten. Auch Macchiavelli, in militärischen Dingen eine Autorität, setzte äußerst wenig Vertrauen in die neue Waffe und empfiehlt die Feldartillerie nur am Anfang einer Schlacht zu benutzen und nach jedem Schusse die Kanonen hinter das Fußvolk zurückzuziehen. Desgleichen stießen die Handbüchsen auf entschiedene Abneigung, namentlich bei den italienischen Condottieri, welche die ganze Art ihrer altgewohnten Kriegführung durch das Aufkommen dieser Waffe in Frage gestellt sahen. Einer derselben, Paolo Vitelli, ging sogar in seinem Hasse so weit, daß er gefangenen Feuerschützen die Augen ausstechen und die Hände abhauen ließ. Die Langsamkeit beim Laden der Geschütze brachte es mit sich, daß eine jede höhere Leistung in dieser Richtung nicht wenig angestaunt wurde, und die Chronik von Metz zum Jahre 1437 rühmt von einem Artilleristen, daß derselbe dreimal des Tages, wohin er wollte, schießen konnte, „dabei aber freilich auch magische Kunst gebrauchte, weshalb er schließlich zur Vergebung seiner Sünden nach Rom wallfahrten mußte.“ — Die Treffsicherheit der ältesten Geschütze war so ziemlich gleich Null und jeder Schuß im Felde hatte überhaupt mehr den Zweck, die Umgegend unsicher zu machen, als einem gegebenen Objekte Schaden zuzufügen, da die schwerfällige Laffettirung ein eigentliches Zielen nicht erlaubte. Unter den Monstregeschützen der ältesten Zeit ist die sogenannte „Faule Motte“ von Braunschweig, die im Jahre 1411 gegossen wurde, zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Sie konnte zwar Steinkugeln von über 700 Pfund schießen; wie gering aber der

militärische Nutzen dieses kostspieligen Geschützes war, wird am besten dadurch dargethan, daß die „Faule Motte“ im Laufe von 317 Jahren nicht mehr als neun Schuß, darunter nur vier gegen den Feind abgab, von denen aber keiner irgend welchen Schaden angerichtet haben soll. Gleich der „Faulen Motte“ wurden auch sonst die großen Geschütze gerne mit Eigennamen belegt, wie „Affe“, „Falke“, „Drache“, „Wolf“ u. s. w., auch „Jungfrau“, „Drommeterin“, „Mauerbrecherin“ kommen vor oder Namen von Planeten und Monaten. Die beiden großen Geschütze, mit denen Kaiser Max I. Kufstein beschloß, hießen „Weckauf“ und „Hurlepaus“ d. i. Brummkatze, und Wilhelm von Oranien, der im Jahre 1591 Nimwegen belagerte, erhielt von den Einwohnern den Spitznamen des A-B-C-Schützen, weil er die Stadt aus Kanonen beschoß, welche nach den Buchstaben des A-B-C benannt waren. B—y.

**Ein merkwürdiger alter Rechtsbrauch.** — Unter anderen sonderbaren Rechtsgewohnheiten der Vorzeit verdient eine besonders Beachtung: Das Recht der Jungfrauen, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher durch Heirath zu erlösen. Nach altgermanischer Anschauung war das Weib heilig und ehrwürdig, wer zum Weibe floh, durfte nicht ergriffen und hingerichtet werden. Ein Ausfluß dieses Asylrechts der Frauen war die in mittelalterlichen Chroniken oft erscheinende Sitte, daß arme Mädchen einen Verbrecher vor der Hinrichtung zum Manne begehrten und durch sofortige Heirath erlösten. So erzählt ein Chronist von Stralsund: „Im Jahre 1551 sollte ein junger Mann justificirt werden. Da kam eine Jungfrau, setzte ihm einen Kranz auf, that einen Fußfall vor den Richtern und wollte den Verbrecher losbitten. Da sagten sie, nach Schöffen- oder Schwerins-Recht könne dies geschehen, aber lübisches Recht gestatte die Freibitte nicht. So wurde der Unglückliche trotzdem gerichtet.“ Besser erging es zu Emden im Jahre 1571 einem

Seeräuber, der begnadigt wurde, weil ein Mädchen sich erbot ihn zu ehelichen. In den altfriesischen Rechten findet sich eine Verordnung, daß ein elternloses Mädchen einen Dieb aus den Händen des Henkers befreien könne, wenn es ihn heirathe. Während des dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1619, wurde zu Frankfurt a. M. ein Soldat, der erschossen werden sollte, begnadigt, weil eine arme Dienstmagd ihn zum Manne erbat; derselbe Fall ereignete sich 1620 zu Marburg in Hessen. Aehnliche Fälle sind überaus zahlreich und kommen selbst in Frankreich und Spanien vereinzelt vor, was auf einen Einfluß altgermanischer Rechtsvorstellungen schließen läßt. Merkwürdig und interessant ist aber, daß noch im Jahre 1864 das Volk in Hessen sich des alten Rechtsgebrauches erinnerte. Als in diesem Jahre ein Mörder zu Marburg in Hessen hingerichtet werden sollte, erbot sich ein armes Mädchen den Verbrecher zu heirathen, wenn er freigelassen würde. — Hieraus sieht man deutlich, wie zäh unser deutsches Volk an seinen angestammten altgermanischen Rechtsgebräuchen haftet. Bd.

**Einer seltsamen Zeichensprache** bedient sich, wie Menges mittheilt, der Handel in Arabien und Ostafrika. Sie scheint nur zu dem Zwecke erfunden worden zu sein, daß Verkäufer und Käufer in dem Gewirre der offenen Märkte des Orients ungestört ihre Geschäfte so abzuschließen im Stande sind, daß selbst die unmittelbar daneben Stehenden die verlangten und angebotenen Preise nicht erfahren. Sie ist besonders am rothen Meere gebräuchlich und geschieht in der Weise, daß sich unter einem Tuche, gewöhnlich unter dem aufgerollten Turban, die Hände der Parteien finden und durch die Finger die Preise zu erkennen gegeben werden. Ergreift einer den ausgestreckten Zeigefinger des anderen, so bedeutet das 1,10 oder 100; die beiden ersten Finger zusammen heißen 2,20 oder 200; die drei ersten 3,30 oder 300; die vier ersten 4,40 oder 400; die ganze Hand

5,50 oder 500; der mittlere Finger allein, 6,60 oder 600; der kleine Finger allein 7,70 oder 700; der Goldfinger allein 8,80 oder 800; der Zeigefinger allein und gekrümmt 9,90 oder 900; der Daumen bezeichnet 1000. Berührt einer der Händler mit seinem Daumen den Zeigefinger des anderen am Mittelgelenke, so heißt das ½ mehr, wird derselbe Finger mit dem Daumen von dem Gelenke nach dem Knöchel hin gerieben, so ist dies ¼ mehr, bewegt sich jedoch der Daumen statt abwärts nach dem Knöchel hinauf zur Fingerspitze, so ist ¼ weniger geboten. ⅛ mehr wird dadurch markirt, daß man mit Daumen und Zeigefinger den ganzen Nagel des Zeigefingers des Anderen faßt; ⅛ weniger dadurch, daß man nur das Fleisch oberhalb des Nagels, also die äußerste Fingerspitze ergreift. Es ist ersichtlich, daß durch diese Kombinationen der Finger vom Käufer und Verkäufer sehr viele Zahlenreihen bezeichnet werden können. Natürlich ist der durchschnittliche Marktwerth einer Waare bekannt, so daß z. B. zwischen 1,10, 100 oder 1000 keine Konfusion entstehen kann. Diese Zeichensprache ist im allgemeinen Gebrauche bei den an den Küsten des rothen Meeres Handel treibenden Europäern, Indiern, Arabern und Persern, ebenso bei den aus dem Innern des Landes kommenden Völkerschaften, wie Abessinier, Gallas, Somalis, Beduinen u. s. w. Sie ist bald erlernt, führt schneller zum Geschäftsabschlusse als das mündliche Feilschen, hindert namentlich das Hineinreden müßiger Zuhörer, die im Orient gern, ohne gefragt zu sein, Rath ertheilen. R.

**Thiere als Selbstärzte.** — Manche unserer in der Heilkunst angewandten Maßregeln scheinen den Thieren abgelauscht zu sein, deren eingehende Beobachtung uns sicherlich auch jetzt noch schätzbare Winke geben würde. Der Instinkt lehrt die Thiere, welche Art Nahrung ihnen bei krankhaften Zuständen am zuträglichsten ist. Haben sie Fieber, so genießen sie wenig, trinken

viel Wasser und baden sich oft in diesem. Wenn Katzen und Hunde eine Störung ihrer Verdauung merken, so fressen sie Gras, das bei ihnen als Abführmittel wirkt. Kranke Wiederkäuer suchen nach gewissen Kräutern, die sie bei Wohlbefinden gewöhnlich vermeiden. Rheumatische Thiere halten sich möglichst viel in der Sonnenhitze auf, während fiebernde kühle und schattige Orte aufsuchen; manche Thiere, besonders Vögel, nehmen regelmäßige Bäder. Gebrochene Gliedmaßen amputiren sich die Thiere durch Abbeißen. Ein Pinscher, dem ein Auge verletzt war, hielt sich im Dunkeln auf und kühlte sich dasselbe, indem er eine Pfote beleckte und auf das Auge legte; dies wiederholte er, sobald dieser Naturalumschlag trocken wurde. R.

**Eine sonderbare Verordnung** hat der edle Ritter Nariatinsky ausgesonnen, welche kurz dahin ging, „daß auf Einen und denselben Tag alle Katzen in ganz Württemberg ausgerottet werden sollten." Als Grund war angegeben, daß dieselben, da sie den jungen Kaninchen, Rebhühnern, Hasen, Feldhühnern ꝛc. nachzustellen pflegten, als gemeinschädlich für alle Jagdbesitzer anzusehen, folglich also auszurotten seien. Gegen das dann etwa bevorstehende Ueberhandnehmen der Mäuse wußte der seltsame Ideenjäger folgendes Auskunftsmittel. Diese sollten nehmlich die Bauern, welche den ganzen Winter durch nichts zu thun hätten, fangen. Auf jeden Bauern wäre in Württemberg ein bestimmtes Quantum Mäuse festzusetzen, die in natura geliefert werden müssen; und wer sein Quantum nicht liefert, wird für jede Maus, die er zu wenig fängt, um einen Groschen gestraft. „Das gäbe sicherlich, da viele Bauern faule Lümmel sind, ein schönes Stück Geld," fügt der edle Ritter hinzu. Diese sonderbare Idee gelangte indeß, wenn sie auch an sich Vieles zur allgemeinen Erheiterung beitrug, nicht zur Ausführung, und so kam Württemberg um eine finanzielle Spekulation, durch welche es sicher in ganz Europa einen berühmten Namen erlangt hätte. —d.

**Gift in eßbaren Pilzen.** — Der Genuß von Pilzen oder Schwämmen, selbst eßbarer, hat mehr als einmal schon Vergiftungserscheinungen herbeigeführt. Nach neueren Untersuchungen hat sich herausgestellt, daß Pilze, sobald sie in Fäulniß überzugehen beginnen, giftige Stoffe enthalten, analog denen, die sich in verwesenden thierischen Leichen entwickeln. Mit der Zeit zwar geht das giftige Produkt wieder zu Grunde; allein drei oder vier Tage nach Eintritt der Fäulniß kann in den Pilzen, und seien es die schönsten Champignons, eine gefahrdrohende Menge davon sich vorfinden. Dieses Cryptomaïn genannte Gift ist stark genug, um die bei Personen beobachteten unglücklichen Zufälle zu erklären, die durch den Genuß von sonst durchaus nicht giftigen Pilzen herbeigeführt worden sind. Es ist daher anzurathen, keine Pilze zu essen, von denen man nicht überzeugt ist, daß sie ganz frisch sind. L. H.

**Wie lernt man wahrsagen.** — Herzog Ercole von Ferrara hatte einen lustigen Rath Namens Gonella, der wegen seiner Streiche und Einfälle gefürchtet war. Dieser verhieß einstmals den versammelten Herren, er wolle Jeden mit Hilfe einer Pille gegen eine Belohnung von zehn Zechinen binnen einer Viertelstunde wahrsagen lehren. Ein alter Kriegshauptmann, der Gefallen an den Streichen Gonella's hatte und Verlangen fühlte, die Kunst des Wahrsagens zu lernen, ging auf den Handel ein und deponirte die zehn Zechinen. Gonella lief fort, kam bald darauf mit einer großen Pille wieder, schob sie dem Kriegsmanne in den Mund und hieß ihn darauf beißen.

„Sapristi!“ rief der Hauptmann, „das ist ja nichts weiter als der reinste spanische Pfeffer.“

„Du hast wahrgesagt — das Geld gehört mir,“ antwortete Gonella unter dem Gelächter der Versammelten, und strich schmunzelnd die Geldstücke ein. G. Sch.

**Verwahrung.** — „Man muß die Studenten in die Gesellschaft der Frauen bringen, damit ihre Sitten etwas abgeschliffen

werden," sagte Niebuhr als Student einst zu seinem Lehrer, dem Professor A. G. Kästner, in dessen Familie er eingeführt zu sein wünschte, da er sich in eine der Töchter verliebt hatte. — „Meinetwegen!" antwortete Kästner, der von dieser aussichtslosen Liebelei nichts wissen wollte, „aber meine Töchter gebe ich nicht zu Schleifsteinen her!" W. L.



Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9659

